

7
gsa
2

S 230-62/63

Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung

Zweundsechzigstes Heft



1935.

Selbstverlag des Vereins, Geschäftsstelle Friedrichshafen a. B.
Kommissions-Verlag Joh. Thom. Stettner in Lindau
Vereinsbibliothek in Friedrichshafen am Bodensee

72168

Schriftliche Beiträge für das Vereinsheft sind zu richten an den
Schriftleiter des Vereins, Viktor Kleiner, Landesarchivar in
Bregenz.

Für den Inhalt ihrer Beiträge sind die Verfasser selbst
verantwortlich.



Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorbericht	5
Nachruf:	
Eugen Schöbinger	12
I. Geschichtlicher Teil:	
Sauer Dr. Horst, Die Erneuerung der Stadtkirche zu Messkirch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts	15
Uhlhaus, Dr. Joseph, Die Alamannenmission und die Gründung des Bistums Konstanz	59
II. Geographischer Teil:	
Faist, Dr. Wolfgang Helmut, Die geographischen Grundlagen der Siedelung Konstanz und ihre Auswirkungen in Ver- gangenheit und Gegenwart	87
III. Vereinsnachrichten:	
Mitgliederbewegung	178
Jahresrechnung	181
Schenkungen an die Vereinsbibliothek	183
Erwerbungen für die Vereinsbibliothek	184

Vorbericht.

Wir überreichen hiermit den Mitgliedern und Freunden des Vereins das 62. Jahrbuch seiner Schriften. Wenn im Vorbericht des vorangegangenen Jahreshestes, rückblickend auf das Vereinsgeschehen, von einem stillen Jahr die Rede war, so trifft dies in noch erhöhtem Maße für die Zeit zwischen den beiden letzten Hauptversammlungen in Wasserburg und Meersburg, mit der sich diese Berichterstattung zu befassen hat, zu. Die geäußerten Hoffnungen auf eine Erleichterung im gegenseitigen Grenzverkehr der Länder um den See sind leider nicht in Erfüllung gegangen und es kann nicht verschwiegen werden, daß die so sehr beeinträchtigte Freizügigkeit nach wie vor auch die Arbeit unserer internationalen Vereinigung in empfindlicher Weise stört, da die früher üblichen öfteren Zusammenkünfte der Vereinsleitung mit Aussprachen, Anregungen und Plänen, zum Teil sehr behindert sind oder ganz unterbleiben müssen.

So ist auch der Vereinsauschuß in der Berichtszeit nur zweimal zu Vollstzungen zusammengetreten. Zu Anfang des Jahres 1935 beschäftigte sich derselbe mit einer eingehenden Durchprüfung des gesamten Rechnungswesens des Vereins unter Hinzuziehung von Fachkräften. Eine alsdann im März stattgehabte Sitzung der Vereinsleitung konnte die ordnungsmäßig geführten Vereinsrechnungen feststellen, während die zweite Ausschußsitzung im Juni zu Meersburg sich bereits mit den Vorbereitungen zur kommenden Jahresversammlung daselbst befaßte. Hierbei konnte Vizepräsident, Regierungsrat Kleiner, Bregenz den wieder genesenen 1. Vorsitzenden, Präsident Mezger, Überlingen, begrüßen, der erfreulicherweise die Übernahme der Leitung des Vereins in Kürze wieder in Aussicht stellen konnte und der auch die Verhandlungen mit dem Lokalausschuß in Meersburg zur Hauptversammlung alsbald aufnahm.

Das stattliche 61. Jahrbuch pro 1934 wurde den Mitgliedern ab Ende März 1935 zugestellt. Die Ausgabe dieser umfangreichen Publikation, welche die Kasse über den Voranschlag hinaus belastete, war für Anfang Februar geplant, unvorhergesehene Hindernisse brachten leider eine Verzögerung. Die Redaktion, in den tatkräftigen Händen von Regierungsrat Kleiner, Bregenz, ist dauernd bemüht den Zeitpunkt der Heftausgabe möglichst immer mehr vorzuverlegen, so daß der allgemeine Versand gleich nach Jahres-schluß erfolgen kann, was auch den Wünschen der Mitglieder entsprechen dürfte.

Die bedauerliche Rückläufigkeit in der Mitgliederbewegung hat auch im Berichtsjahre angehalten. Der Verein hat den Abgang von rund 50 Mitgliedern zu beklagen, doch konnte durch Neueintritte die Hälfte des Verlustes eingeholt werden. Die Mitgliederzahl beträgt Ende Oktober 1935 insgesamt 656. Durch Ableben verlor der Verein 14 Mitglieder, darunter den früheren Bibliothekar des Vereins, Oberlehrer a. D. Eugen Schobinger, später in Ochsenhausen, dessen hier noch an anderer Stelle gedacht werden soll. Leider bedauerten wir auch den Austritt wegen hohen Alters von Geheimrat Dr. med. Stiegele in Untermarchtal und Kommerzienrat Chr. Scheerer in Tuttlingen, beides alte Freunde des Vereins seit 37 Jahren.

Eine bedauerliche Lücke im Vereinsauschuß entstand durch den Wezzug von Stadtpfarrer Christian Haffner in Lindau-Stadt, welcher ein Amt als Dekan nach Erlangen erhalten hat. Stadtpfarrer Haffner gehörte der Vereinsleitung und dem Redaktionsauschuß seit dem Ausscheiden seines Vorgängers, Kirchenrat Dr. K. Wolfart in Bayreuth, an. Schon durch seine Ämter als Stadtarchivar und Bibliothekar, sowie als Vorstand des Lindauer Museumsvereins, war der Genannte berufen auch unserem Verein, dem er besonders zugetan war, wertvolle Dienste zu leisten, deren wir in Dankbarkeit gedenken. Seine Freude am See und seiner Landschaft, die erst vor Kurzem in seiner Begrüßung zur Hauptversammlung in Meersburg beredten Ausdruck fand, bezeugt, daß er auch in der ferne einer der unsrigen bleiben wird.

Leider hat auch der Getreuen Einer, Pfarrer Alfred Michel in Märstetten, langjähriges Auschußmitglied für den Kanton Thurgau, wegen vorgeschrittenen Alters den Austritt aus der Vereinsleitung vor Kurzem mitgeteilt. In langen Jahren widmete Pfarrer

Michel seinen bewährten Rat dem Ausschuß und hat auch materiell dem Verein des öfteren freundliche Unterstützung zu Teil werden lassen. Noch im letzten Jahre konnten wir von einer wertvollen Spende an die Vereinsbibliothek berichten. Mit besonderem Dank an Pfarrer Michel, der dem Verein seit 38 Jahren angehört, gibt die Vereinsleitung der Überzeugung Ausdruck, daß er fernerhin seine Tätigkeit im Verein nicht als abgeschlossen ansehen wird. Als Nachfolger soll der nächsten Hauptversammlung Rektor Dr. Ernst Leisi in Frauenfeld vorgeschlagen werden.

Die Bibliothek, der Schriftenaustausch, ebenso das Rechnungswesen des Vereins fanden im Berichtsjahr die gewohnte Betreuung. In den „Vereinsnachrichten“ am Schlusse dieses Heftes finden sich darüber die einschlägigen Berichte. Allen, die des Vereins in diesem Jahre durch besondere Zuwendung gedacht haben, sei auch an dieser Stelle vielmals gedankt.

Mitte August konnte der Präsident die Einladungen für die 58. Hauptversammlung nach Meersburg zum 2. September hinausgehen lassen. Vorab sei dem Lokalausschuß daselbst, Bürgermeister Dr. Moll, Studienrat L. Wannenmacher, Stadtpfarrer W. Restle, Architekt H. Naessl-von Müller und Studienrat Fr. Müller, die sich in liebenswürdigster Weise für die ausgezeichnete Vorbereitung der Tagung eingesetzt hatten und nicht zuletzt auch der Schlossherrin, Frau Ida von Müller, der Dank der Vereinsleitung zum Ausdruck gebracht.

Zum vierten Male seit seinem Bestehen, letztmals im Jahre 1912, tagte der Verein im Schatten des alten Dagobertsturms, in der alten Seefeste Meersburg, die mit ihren Bauten ein zwar kleines, aber eines der schönsten Baudenkmale Deutschlands bildet und die auf den Freund der Geschichte immer wieder eine erneute Anziehung ausübt. Im Versammlungsraum, dem sogenannten Konferenzsaal des alten Schlosses, der der Versammlung in freundlicher Weise zur Verfügung gestellt worden war, konnte der Präsident V. Metzger, Überlingen im Anschluß an die Verlesung der vielen eingegangenen Begrüßungen seine Gäste willkommen heißen, und es war in dieser Umgebung wohl wie gegebener Zwang, daß er der Manen des Ortes, des Königs Conradin, der Bischöfe Hugo von Landenberg, Andreas von Österreich, der Schönborn und Rodt, der Dichterin von Droste-Hülshoff, des Germanisten J. von Laßberg, des Heraldikers Mayer von Mayerfels und des

Naturforschers Franz Anton Meszner ehrfurchtsvoll gedachte und darauf hinwies, wie gerade von hier aus sehr frühzeitig reicher Samen für das Aufblühen und die Freude an der heimischen Geschichtsforschung ausgesät wurde, der später schönste Früchte getragen habe.

In seinem Tätigkeitsbericht dankte der Vorsitzende zunächst seinen Mitarbeitern im Ausschuß für ihre Tätigkeit während seiner Krankheitszeit, insbesondere seinem Stellvertreter, Regierungsrat Kleiner, der während 2¹/₂ Jahren das nicht immer auf glatten Wogen fahrende Vereinschiff in fester Hand behielt. Die 6 Punkte der Tagesordnung der Mitgliederversammlung fanden eine satzungsgemäße und zustimmende Erledigung. Die seitherigen Mitglieder des Vereinsausschusses wurden wieder gewählt und die Aufnahme von Baurat W. Braun, Bregenz als Vertreter für Österreich und von Studienprofessor Ferdinand Eckert, Lindau (Nachfolger von Stadtpfarrer Chr. Haffner als 2. Schriftführer) von der Hauptversammlung bestätigt. Als Ort der nächstjährigen Tagung wurde Dornbirn ausersehen und gewählt. Mit besonderer Freude konnte der Präsident die Anwesenheit unseres Ehrenmitgliedes Geheimrat Dr. W. Schmidle, Freiburg i. Br. und unseres früheren Vorstandsmitgliedes für Bayern und 1. Schriftführers, jetzigen Kirchenrates Dr. K. Wolfart, Bayreuth, die aus der ferne zur Tagung herbeigekommen waren, feststellen. Den vier ältesten Mitgliedern, Privatmann Raimund Kinkelin, Lindau-Stadt (1882), Privatmann Paul Heilig, Oberuhldingen (1887), Privatmann Albert Witta, Rorschach (1890) und Landesarchivar V. Kleiner, Bregenz (1896) wurde vom Vorsitzenden die silbervergoldete Ehrennadel des Vereins mit Ehrenurkunde zugestellt.

Für die anschließende öffentliche Versammlung der Tagung waren zwei Vorträge vorgesehen. Stadtpfarrer Wilhelm Restle, Meersburg und Freiherr Nicolaus von Bodman, hatten sich dem Verein in sehr dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt. Den Vorträgen ging die Begrüßung des Präsidenten der erschienenen Freunde und Gäste des Vereins, insbesondere der Schloßherrin Frau Ida von Miller, welche den Versammlungsraum überlassen hatte, voraus, sowie der warme Willkomm des Meersburger Stadtvorstandes, Bürgermeister Dr. Moll. Stadtpfarrer W. Restle sprach über das Thema: „Die Dichterin Annette zu Droste-Hülshoff und ihr Kreis in Meersburg“. Der Redner wurde in seinen über-

aus feinsinnigen Ausführungen der empfindsamen Frau, die man die größte Dichterin Deutschlands nennt, und die 1848 in Meersburg starb, in zartfühlender Weise gerecht und verstand es meisterhaft, die seelischen Kämpfe des westphälischen Edelfräuleins mit sich selbst und mit ihrer Umgebung, dem von Laßberg'schen Kreise, in von hohem Mitgefühl bewegter Sprache eindrucksvoll aufzuzeigen. Mit dem Erscheinen Lewin Schückings in Meersburg, der das Sternenhaupt dieses Wesens spürte, floß der Dichterin der schönste Liederfrühling. Sie besang den Bodensee und seine stillen Plätze, wo sie mit Schücking geweilt, doch ihre dichterische Kraft versagte, als Lewin sie verlassen hatte. Wenige Jahre später fand sie die Ruhe und den Frieden, die ihr im Leben versagt geblieben waren. Der Redner konnte für herzliche Zustimmung der von seinen Worten ergriffenen Zuhörerschaft danken.

Das Konstanzer Streichquartett des Konzertmeisters W. Keller umrahmte durch zarten Vortrag zweier Haydn'scher Quartettsätze stimmungsvoll die erhebenden Ausführungen Stadtpfarrer Restles.

Freiherr Nicolaus von Bodman-Möggingen hatte sich zum Vortrag sein Spezialstudium „Das Vogelleben am Bodensee“ gewählt. An Hand von zahlreichen Lichtbildern vermittelte er dem Hörer einen aufschlußreichen Einblick in die vielfach kaum gekannte, vielgestaltige Welt der Wasservögel am See, wobei er sich auf seine eigenen Forschungen im Wollmatinger Ried und auf der Mettnau stützen konnte. Anschließend daran behandelte er die Frage des Vogelschutzes und des Vogelzuges und lud zur Unterstützung der Natur und Vogelschutzstellen ein. Auch Freiherr von Bodman erntete vollen Beifall für seine instruktiven Ausführungen.

Während des Mittagmahles im Hotel zum Wilden Mann hatten es die beiden früheren Vorstandsmitglieder in freundlicher Weise übernommen, der Stadt Meersburg und dem Ortsauschuß, wie den beiden Vortragenden zu danken. Geheimrat Dr. W. Schmidle, Freiburg toastete auf die Stadt Meersburg, unter Würdigung ihrer Aufgaben im Hinblick auf ihre reiche geschichtliche Vergangenheit, während es Kirchenrat Dr. Wolfart, Bayreuth, nach dem Dank an die Redner, sichtliche Freude bereitete, an diesem einzigen Festtage des Vereins mit altgewohnter Kennerschaft die Angelegenheiten desselben zu behandeln und frohe Reminiscenzen aufzufrischen. Pfarrer Wisler, Hagnau erfreute wie früher die zahlreiche Tafelgemeinde mit seiner erheiternden Damenrede.

Nach dem Mittagmahl fanden unter Führung von Architekt H. Naessl-v. Müller und Studienrat E. Wannemacher die Besichtigungen örtlicher historischer Stätten, die sich in der alten Meersburg bekanntlich in gedrängter Fülle darbieten, statt, während die Freunde der Naturwissenschaft, unter Führung von Geheimrat Dr. W. Schmidle und Studienrat J. Müller, den sogenannten „Naturpfad“ bezogen, der von der Oberstadt über das Sommerthal, den Gehautobel, die Lichtenwiese nach Daisendorf und von dort über den Neu- und Ergetenweiher wieder zurückführt. Die Leiter dieser Excursion erfreuten die zahlreichen Teilnehmer durch recht interessante Aufschlüsse über den geologischen Aufbau dieser Moränelandschaft und die botanischen Merkwürdigkeiten dieses Geländes.

Damit fand der offizielle Teil der bei glänzender Witterung verlaufenen Tagung sein Ende. Nach all den geistigen Genüssen ist es sodann dem einen und anderen Freund der Historie noch gelungen, vom Walten des über der alten Seefeste beherrschend thronenden Weingottes mehr wie einen Hauch zu verspüren. Eine Tageszeitung schließt ihren Bericht über diese Meersburger Versammlung wie folgt: „Den Veranstaltern der 58. Hauptversammlung des Vereins gebührt der Dank der Teilnehmer. Ein besonderes fluidum ist es, das von altersher die großen Tagungen des Bodenseegegeschichtsvereins umgibt, entstanden wohl aus der Freude an der Tradition dieser jetzt 67 Jahre alten Vereinigung, auf dem Boden gemeinsamer kultureller Vergangenheit geistige Anregung zu geben und zu empfangen.“

Der Schutz des Hegauberges Hohenstoffeln, gegenüber den bekannten Abtragungen, der unsere Vereinsleitung in der Jahresversammlung zu Wasserburg und auch in der Folge weiter beschäftigte, ist nun durch einen Beschluß des Reichsinnenministeriums zu Ende 1934 doch Wirklichkeit geworden. Nach neueren Nachrichten wurde nun das ganze Gebiet um den Berg durch die Reichsforstleitung unter Naturschutz gestellt, Maßnahmen, die auch unser Verein mit Genugtuung begrüßt.

Anlässlich der Grabungen auf einem Industriegelände in Löwental-Friedrichshafen stieß man auf Fundamente einer römischen Niederlassung, nach Art der vor Jahren in Jettenhausen freigelegten, womit ein weiteres Glied in der Kette der den See umgebenden römischen Befestigungen festgestellt werden konnte.

Die oft umstrittenen Unklarheiten über die ursprüngliche Lage des Klosters Hofen-Buchhorn und seiner Kirchenbauten haben in einer umfangreichen Studie von Regierungsbaumeister Dr. W. Ritter in Friedrichshafen neuerdings eine eingehende Bearbeitung gefunden. Die auch vom Bodenseegeschichtsverein begrüßten Forschungsergebnisse werden in Kürze im Verlag von U. Lincke-Gesler in Friedrichshafen im Druck erscheinen.

Die Verlagsbuchhandlung von Joh. Thomas Stettner in Emdau, welche seit Bestehen des Vereins den buchhändlerischen Vertrieb unserer Schriften (Kommissionsverlag) inne hat und dem Verein seit seinen Kinderjahren stets unterstützend und hilfsbereit zur Seite stand, insbesondere auch in der langjährigen Betreuung der Pflugschaft des großen Emdauer Bezirkes, feierte im Oktober dieses Jahres ihr 100jähriges Geschäftsjubiläum, aus welchem Anlaß der Präsident mit besten Wünschen den Dank der Vereinsleitung übermittelte.

Als Pfleger des Vereins für Meersburg wurde Studienrat Leo Wannenmacher daselbst gewählt. Dem seitherigen Pfleger Bürgermeister Dr. Moll sei auch an dieser Stelle für seine langjährigen Bemühungen bestens gedankt.

Zum Schlusse möchten wir mit Bezug auf den wissenschaftlichen Inhalt des vorliegenden Jahrbuches darauf hinweisen, daß derselbe sich ausschließlich mit der Stadt Konstanz und ihrer näheren und weiteren Umgebung befaßt, was uns auf eine entsprechende Würdigung und eine Gewinnung von neuen Freunden im Konstanzer Kreise hoffen läßt.

Friedrichshafen, Anfang November 1935.

J. U. — Br.

Eugen Schobinger †.

Oberlehrer a. D. Eugen Schobinger ist am 18. Juli 1935 in Ochsenhausen, Kreis Biberach, gestorben, wo er von 1907—1930 am dortigen Staats-Waisenhaus gewirkt hat. Vordem war er Lehrer an der Kathol. Volksschule in Friedrichshafen von 1891 bis 1907. In Hiltensweiler, Kreis Tettnang, am 29. Januar 1863 als Lehrersohn geboren, war er zeitlebens mit dem Bodensee und seiner Umgebung verwachsen. Er erforschte die Geschichte seiner lieben Heimat, der er auch, trotz seiner langjährigen Abwesenheit vom See, treu geblieben ist. Wo immer sich Gelegenheit bot, ist er gerne wieder in die alte Heimat gekommen. In den Bodensee-Geschichtsverein ist Schobinger schon im Jahre 1895 eingetreten und verwaltete bis zum Jahre 1907 die Vereinsbibliothek, der er in fleißiger und unverdrossener Arbeit einen Büchereikatalog geschenkt hat. Nach seinem Weggang hat er dem Verein bis zu seinem Tode die Treue bewahrt. Als viertältestem Mitglied wäre ihm bei der diesjährigen Hauptversammlung in Meersburg das goldene Ehrenzeichen des Vereins für 40jährige Mitgliedschaft überreicht worden; leider konnte er die ihm zugedachte Ehrung nicht mehr erleben. Schobinger hat sich auf den verschiedensten Gebieten ein solides Wissen angeeignet und nahm im Vereinsauschuß eine sehr geachtete Stellung ein. Er betätigte sich auch schriftstellerisch auf dem Gebiet der Heimatkunde, wozu ihm die ehemalige Reichsabtei Ochsenhausen reichliche Gelegenheit geboten hat. Unsere Bücherei hat er zeitlebens für seine gründlichen geschichtlichen Abhandlungen und Aufsätze mit Vorliebe benützt. Sein ruhiges, schlichtes und vornehmes Wesen hat ihm viele Freunde und Gönner gesichert, nicht zuletzt aus dem Mitgliederkreis des Bodenseegeschichtsvereins. Er wird deshalb auch in unseren Reihen ein dankbares und dauerndes Andenken finden.

f. K.

I.

Geschichtlicher Teil.

Die Erneuerung der Stadtkirche zu Meßkirch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Von Dr. Horst Sauer.

Der vorliegende Aufsatz will über den Umbau von St. Martin in Meßkirch berichten, der in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts unter Zuzug namhafter Künstler durchgeführt wurde. In einem ersten Abschnitt soll der Verlauf des Baubetriebes geschildert werden, der sich an Hand auf uns gekommener Akten noch genau verfolgen läßt. Das in Karlsruhe aufbewahrte umfangreiche, aus Briefen, Briefkonzepten, Akkordanschlägen, Verdingen, Überschlüssen usw. bestehende Aktenmaterial¹, auf das ich schon vor einigen Jahren hingewiesen habe, gewährt einen tiefen Einblick in einen Baubetrieb des 18. Jahrhunderts. Es kommt nicht allzu häufig vor, daß die Archivalien so lückenlos wie in unserm Falle erhalten sind, sodaß es seinen besonderen Reiz hat, den Vorgängen im Einzelnen nachzugehen. Das Verlangen nach der Erkenntnis, wie damals gebaut wurde, im besondern welche Personen bei einem solchen Unternehmen eine entscheidende Rolle spielten, rechtfertigt die Darstellung unseres ersten Teiles. Ein zweiter Abschnitt bringt eine Würdigung des in Meßkirch Geschaffenen und eine Besprechung der beteiligten Künstler; auf diese mußte schon deshalb näher eingegangen werden, weil wir über ihr Wirken vorab noch schlecht unterrichtet sind. Unser Wissen um die Spätbarockkunst Schwabens und der Seegegend ist ja zurzeit überhaupt noch mangelhaft. Dem Bestreben, diese Lücken mit füllen zu helfen, sollen meine kurzen Ausführungen über die damals in Meßkirch beschäftigten Künstler dienen. Ein dritter Teil wird einige wichtige und interessante Schriftstücke bringen, die wir dem angeführten Aktenkonvolut entnehmen.

¹ General-Landes-Archiv Karlsruhe (GLA), Bezirksamt Meßkirch, Verwaltungssachen, Ort Meßkirch 369 / Die St. Martins-(Pfarr-)Kirche, deren Erbauung, Reparatur 1734—1806.

I.

Die Stadtkirche St. Martin zu Meßkirch ist in der Zeit der ausgehenden Gotik anstelle einer älteren, kleineren Kirche erbaut worden. 1526 erfolgte die Grundsteinlegung². Das Gotteshaus war ursprünglich eine dreischiffige basilikale Anlage. Eine Bereicherung erfuhr diese alte Kirche im Jahre 1733 durch den Anbau der Kapelle des hl. Nepomuk, wobei bedeutende Kräfte nach Meßkirch verpflichtet worden waren. Der Architekt war Johann Caspar Bagnato, ein in der Seegegend vielbeschäftigter Baumeister, der die Stellung eines komturlich-altshausischen Baudirektors einnahm, als Stuckator und Maler wirkten die berühmten Münchener Gebrüder Egid Quirin und Cosmas Damian Asam. Auf den Bau der Nepomukkapelle ist vor mehreren Jahren Joseph Sauer an Hand der noch erhaltenen Akten eingegangen³.

Die Erneuerung der Kirche wurde im Frühling 1772 begonnen und dauerte volle zehn Jahre. Bauherr war Joseph Wenzel, Fürst zu Fürstenberg. Dieser nahm an dem Bau regen Anteil, wie aus dem Briefwechsel, der zwischen Donaueschingen, wo der Fürst residierte, und dem Meßkircher Oberamt gepflogen wurde, deutlich hervorgeht. Man ging mit großer Vorsicht ans Werk. Ehe begonnen wurde, ließ man die verschiedenen Kostenanschläge von den Künstlern und Handwerkern anfertigen, um einen klaren Überblick über die notwendigen Baugelder zu gewinnen. Im Frühjahr 1771 konnte man mit Zufriedenheit feststellen, daß die Einnahmen mit den gesamten Ausgaben in Einklang standen; ein Überschlag der Einnahmen ergab gegenüber den für sämtliche Künstler- und Handwerkerlöhne und Baumaterialien errechneten Ausgaben auf rund 11000 Gulden einen Überschuß von etwa anderthalbtausend Gulden. Dabei legte man das vom Maler Meinrad von Uu ausgearbeitete Umbauprojekt zugrunde. Die Hauptaufsicht bei dem Bau sollte der Dekan und Stadtpfarrer Georg Keller führen. Der Baubeginn wurde auf das folgende Frühjahr festgesetzt⁴.

² Zimmerische Chronik, hg. von K. A. Barack, 2. A. 1881, II S. 548 und 552. Zur älteren Baugeschichte vgl. auch G. Tumbült, Geschichte der Stadt Meßkirch nach ihren rechtlichen und kirchlichen Verhältnissen bis zum Jahre 1600 (Schrift. d. Ver. f. Gesch. u. Naturgesch. d. Saar, 19. H., 1933), S. 134 ff.

³ Zeitschrift für die Geschichte des Oberheins, 1921.

⁴ Brief, Donaueschingen 29. April 1771.

Aus einem im Mai 1771 abgefaßten Briefe des Messkircher Oberamts⁵ ist ersichtlich, welcher Art das Uwsche Projekt war. Nach diesem sollten die steinernen Gewölbe entfernt und an ihrer Stelle hölzerne eingezogen werden, die Säulen sollten weggerissen werden und die Kirchwand eine Erhöhung um zehn Schuh erfahren, die Orgel beabsichtigte man aus dem Chor ans Ende des Schiffes zu versetzen, unter der Orgel wollte man ein herrschaftliches Oratorium errichten. Diese Änderungen zogen aber die Abtragung des alten Dachstuhls und eine vollständige Neudeckung nach sich, sodaß die berechneten Gelder nicht mehr genügten. Man war sich damals über diese baulichen Änderungen überhaupt noch nicht im Klaren. In solcher Lage hielt es der Fürst für angebracht, Rat bei dem in Altshausen wohnenden, komturlichen Baudirektor Franz Anton Bagnato, dem Sohn des 1733 in Messkirch beschäftigten Johann Caspar Bagnato, einzuholen. Der Architekt sollte ein Gutachten über die Bauvorschläge abgeben und sich zu den Lohn- und Materialveranschlagungen äußern. Um die Bauarbeiten hatten sich zwei Leute beworben, der in Hüfingen ansässige Maurermeister Fritsche und ein Messkircher Handwerker. Bagnato sah die Risse beider Meister ein und gab dem Projekt des Hüfingers den Vorzug, weil die Entwürfe des Messkirchers weder von schönen Proportionen zeugten noch Dauerhaftigkeit verbürgten. Bagnato machte zudem noch eigene Vorschläge. Man hatte nämlich beabsichtigt, Stuckaturmalereien anzubringen, was der Baudirektor für sehr ungünstig hielt; vorteilhafter und dem Geschmack der Zeit entsprechender erschien ihm eine nicht zu kostspielige, maßvolle Stuckatur. Dem Fürsten erschien es bei diesen Meinungsverschiedenheiten raskam, den Beteiligten eine gemeinsame Aussprache zu ermöglichen. Er beauftragte daher das Messkircher Oberamt, Bagnato, den Maler von Uw, den Maurermeister Fritsche und den Hüfinger Zimmermeister Johann Georg Steiner sobald als möglich auf den Bauplan zur Beratung zusammenzurufen⁶. Das Oberamt kam dem Befehl sofort nach und setzte als Termin den 14. Juli fest⁷. Bagnato meldete seine

⁵ Brief vom 15. Mai 1771, bezugnehmend auf das fürstl. Reskript v. 29. April.

⁶ Reskript, Donaueschingen 3. Juli 1771.

⁷ Brief des Messkircher Oberamts an Bagnato nach Altshausen, 4. Juli 1771. Brief derselben Stelle an das fürstliche Oberamt zu Hüfingen vom 8. Juli und ein solcher vom gleichen Tage an Meinrad von Uw nach Sigmaringen.

Ankunft auf den 14. oder 15. früh an⁸. Die Besprechung ist auch zustandegekommen⁹.

Da Bagnato sich mit dem Entwurf Fritsches nicht ganz einverstanden erklären konnte, erbot er sich zur Anfertigung eines neuen, ausführlichen Risses. Der Baudirektor ließ sich aber lange Zeit. Nach ungeduldigem und vergeblichem Warten beauftragte der Fürst sein Meßkircher Oberamt, sofort den Riß von Bagnato anzufordern¹⁰. Gegen Ende August berichtete darauf der Baumeister nach Meßkirch, er sei durch allerlei andere Geschäfte und Reisen an der vollständigen Herstellung der Risse verhindert worden¹¹. Erst einen Monat später waren die Entwürfe fertig. Der Architekt gab sich der Hoffnung hin, daß ihm der Bau übertragen würde. Aus dem Begleitschreiben zu den Rissen geht hervor, daß es sich nicht nur um einen, sondern um mehrere Entwürfe handelte. Vier davon gründeten sich auf die im Juli abgehaltene Besprechung. Zwei weitere sahen eine Galerie auf beiden Seiten des Langhauses vor, deren Ausführung erforderte aber infolge einer reicheren Ausstattung auch einen größeren Kostenaufwand¹². Der Dekan und Pfarrer Keller setzte sich sehr warm für Bagnato ein und machte auf die günstigen Bedingungen aufmerksam; einmal stelle der Baumeister Kaution, zum andern wolle er den Verdienst der Maurer- und Zimmerarbeit den Pfarrkindern zuwenden und schließlich sei auch ein anständiges Resultat zu erwarten¹³. Keller wünschte, den Entwurf ohne Galerie zur Ausführung gelangen zu lassen. Trotz aller Fürsprache mußte Bagnato im Februar des folgenden Jahres die Mitteilung entgegennehmen, daß ihm der Bau nicht übertragen werden könne; man bot ihm eine Abfindung von zwölf Louisd'or an¹⁴. Der Architekt fühlte sich durch dieses Verhalten zurückgesetzt. Erbot sich zu bedenken, ob es recht und billig sei, ihn für die große

⁸ Brief Bagnatos, Mainau 6. Juli 1771.

⁹ Brief Bagnatos, Altshausen 29. September 1771.

¹⁰ Briefe: Donaueschingen 16. August 1771, Meßkircher Oberamt an Bagnato 19. August 1771.

¹¹ Brief Bagnatos, Altshausen 20. August 1771. Weitergabe von Meßkirch an den Fürsten vom 26. August 1771.

¹² Brief Bagnatos an das Meßkircher Oberamt, Altshausen 29. Sept. 1771.

¹³ Pro memoria Kellers vom 17. Oktober 1771, Meßkirch.

¹⁴ Brief des Meßkircher Oberamts an Bagnato, 27. Februar 1772.

Mühe mit der angebotenen Summe abzufinden. Seine Risse forderte er zurück, sofern nicht doch noch mit ihm der Afford geschlossen würde¹⁵. Bagnato erreichte nichts. Es blieb bei der festgesetzten Vergütung, die Entwürfe wurden ihm zurückgegeben¹⁶. Der Fürst erklärte, er könne ihm den Bau nicht anvertrauen, weil er dem Hüfinger Maurermeister Fritsche die Übertragung längst versprochen hätte; sein fürstliches Wort wolle und werde er nicht brechen. Er könne das schon deshalb nicht, weil der Tadel am Riß Fritsches lediglich Nebensachen betreffe¹⁷. Obwohl man Bagnatos Projekte nicht verwertete, waren doch die Verhandlungen mit ihm nicht unvorteilhaft gewesen. Denn man beschloß, seinem Vorschlag gemäß anstelle gemalter wirkliche Stuckaturen anfertigen zu lassen, wenn dadurch auch eine kleine Verteuerung eintrat. Weil damit der Maler von Aw weniger Arbeit hatte, versuchte man, die von ihm aufgestellte Affordsumme noch etwas zu reduzieren¹⁸. Der Künstler ließ sich denn auch bestimmen, am Verding 200 Gulden nachzulassen¹⁹.

Meinrad von Aw spielte bei dem Messkircher Unternehmen eine große Rolle. Der beratenden Stimme des Sigmaringer Malers wurde während der ganzen Bauzeit ein hoher Wert beigemessen. Er war es auch, der den begabten Stuckator Jakob Schwarzmann nach Messkirch brachte. Der Maurermeister Fritsche hatte zwar Zeichnungen für die Stuckaturen geliefert, von Aw aber konnte sich mit diesen Entwürfen nicht befreunden. Er verwarf sie als zu unschicklich und grob und machte den glücklichen Vorschlag, die Stuckaturen einem tüchtigen und erfahrenen Fachmann zu überweisen. Er war der Meinung, daß Maler und Stuckator in gegenseitigem Einvernehmen für eine passende Stuckdekoration zu sorgen hätten²⁰. Daraufhin wurde dem Maler die Wahl eines geeigneten Stuckators überlassen. Er sollte Überschlüge anfertigen, den Stuckator bestellen und mit ihm zum Pfingstfest nach Messkirch kommen, um über

¹⁵ Brief Bagnatos vom 8. März 1772.

¹⁶ Fürstliches Reskript, Donaueschingen 16. Mai 1772.

¹⁷ Brief Wenzels an den Dekan Keller, Donaueschingen 15. Februar 1772.

¹⁸ Brief des Fürsten vom 20. Februar 1772.

¹⁹ Brief des Messkircher Oberamts an den Fürsten, 30. April 1772.

²⁰ Ebenda.

eine mit der Malerei harmonisierende Stuckdecoration zu beraten²¹. Aw erklärte sich einverstanden²², doch verspäteten sich die beiden Künstler. Erst am 30. Juli kamen sie nach Meßkirch²³. Gleich nach seinem Eintreffen nahm Schwarzmann Augenschein und machte zur erfreulichen Überraschung sofort einige sehr gute Vorschläge für die Decoration, die er auf Wunsch der Bauleitung auf der Stelle flüchtig zu Papier brachte. Bei Übergabe der Risse erklärte Schwarzmann, daß bei dem großen Abstand der Fenster im Langhaus nicht ein, sondern zwei Pilaster gesetzt werden müßten; außerdem machte er Angaben über die Anbringung der Gesimse, die Form der Lünetten, Verlegung der Plafonds im Langhaus und andere Einzelheiten. Die Kritik Schwarzmanns richtete sich teilweise gegen Fritsche's Riß. Aber auch über die Gedanken des neuen Stucktors herrschten zum Teil Meinungsverschiedenheiten. Doch fand im Großen und Ganzen Schwarzmanns Riß Beifall²⁴. Zwischen Fritsche und Schwarzmann kam es noch zu der Abmachung, daß jener diesem die Quadraturarbeit überließ, was man zur Vermeidung von Streitigkeiten für durchaus wünschenswert hielt. Schwarzmann forderte für die Ausführung seines Projektes einen Lohn von 900 Gulden. In Donaueschingen war man aber nicht sofort bereit, Schwarzmann die Decoration zu übertragen. Da Xaver Fritsche um 100 Gulden billiger war, forderte man diesen vorerst noch auf, einen zweiten Riß vorzulegen²⁵. Schließlich aber vertraute man die Stuckarbeit doch Schwarzmann an, nachdem er von der geforderten Summe noch 100 Gulden hatte abhandeln lassen. Mit der Lieferung der Risse war der Künstler ein wenig säumig. Anfang Januar 1773 wartete der Maler Aw ungeduldig auf diese, da er seine Skizzen nicht eher auszeichnen konnte, als der Entwurf des Stucktors genehmigt war und die Maße für die Plafonds feststanden²⁶. Am 23. Januar wurde der fürstliche Befehl nach Meßkirch weitergegeben, daß man mit Schwarzmann

²¹ Brief des Meßkircher Oberamts an Aw nach Sigmaringen vom 21. Mai 1772. (Abschrift vom 13. August 1772, dazu Konzept des Briefes.)

²² Brief des Malers an Seine Excellenz vom 1. Juni 1772.

²³ Brief des Meßkircher Oberamts an den Fürsten vom 14. August 1772.

²⁴ Ebenda.

²⁵ fürstliches Reskript, Donaueschingen 22. August 1772.

²⁶ Brief des Meßkircher Oberamts vom 9. Januar 1773.

abschließen solle²⁷. Anfang Februar war mit diesem auf Quadratur und Stück bereits affordiert. Aw wurde sofort auf den Bauplan gerufen, um im Frühjahr mit der Malerei beginnen zu können²⁸. Zu Beginn des Monats Mai war Schwarzmann noch nicht in Messkirch. Man war mit dem Verhalten des Stuckators begreiflicherweise unzufrieden und wurde langsam unruhig, denn man wollte bis zum Anbruch des Winters fertig werden. Der Oberamtsrat Rappenegger ersuchte deshalb den Künstler um sofortiges Eintreffen: „Jetzt darf ich mich fast nicht mehr auf der Gasse sehen lassen. Was Teufels — so ruft man mir zu — macht doch H. Schwarzmann, daß er noch nicht auf dem Platze ist“²⁹. Der Bildner scheint der Aufforderung schnell nachgekommen zu sein, denn Ende Mai konnte man dem Fürsten mitteilen, daß der Stuckator im Chor schon ein gutes Stück vorwärts gekommen sei³⁰. Einige Tage später gingen in Messkirch zwei Skizzen des Malers ein; es waren die Entwürfe für die Einsetzung des heiligen Abendmahls im Chorplafond und für die Dreifaltigkeit im Hauptfeld der Langhausdecke. Die übrigen Skizzen sollten bald folgen³¹. Daß die Zeichnungen so spät fertig wurden, war kein Verschulden des Malers; denn er hatte erst in der letzten Woche die genauen Maße erfahren³². Die fürstliche Zustimmung zu den Awschen Entwürfen für das Deckenbild im Chor und die Dreifaltigkeit erfolgte am 7. Juni, die Genehmigung der zwei Nebenplafonds der Schiffdecke am 23. Juli³³. Schon sechs Wochen später war Aw im Chor mit dem Hauptbild, den vier Weltteilen oberhalb der Pilastergesimse und den vier einfarbigen Evangelisten fertig und hatte mit dem großen Gemälde an der Langhausdecke begonnen. Aw schlug damals auch vor, die freien Lünetten im Chor oberhalb der Pilaster mit weißen, allegorischen Figuren — Glaube, Hoffnung, Liebe, Demut —, die wie Stuckskulpturen wirken sollten, auszumalen³⁴.

²⁷ Fürstliches Reskript vom 23. Januar 1773.

²⁸ Schreiben des Messkircher Oberamts an Aw, 4. Februar 1773.

²⁹ Brief Rappeneppers an Schwarzmann vom 30. Mai 1773.

³⁰ Bericht des Oberamts Messkirch an den Fürsten vom 30. Mai 1773.

³¹ Bericht des Messkircher Oberamts an den Fürsten vom 3. Juni 1773.

³² Brief Aws, Sigmaringen 7. Juni 1773.

³³ Fürstliche Reskripte vom 7. Juni und 23. Juli 1773.

³⁴ Brief des Messkircher Oberamts an den Fürsten vom 19. Juli 1773. Eine flüchtige Skizze von der Hand Aws zu diesen allegorischen Figuren ist erhalten; sie liegt dem eben angeführten Briefe bei.

Wie der heutige Befund zeigt, kam der Ausrufe Gedanke zur Ausführung; die Allegorien sitzen vor vom Pinsel vorgetäuschten Blendfenstern.

Aw hat auch Altarblätter für die Kirche geliefert. Aus einem fürstlichen Reskript vom 20. Februar 1772 geht hervor, daß man in den (nicht erhaltenen) Akten mit Meinrad von Aw die Bestimmung mit aufgenommen hatte, daß der Künstler auch einen al fresco gemalten Hochaltar mit einem Ölbild auf Leinwand herstellen sollte⁸⁵. Bis dahin hatte auf dem Hochaltar ein Tafelaltar gestanden, ein Flügelwerk mit einem feststehenden und einem beweglichen Flügelpaar⁸⁶. Aus ihm stammt das bekannte Dreikönigsbild des Meisters von Meßkirch, das jetzt einen Seitenaltar des Langhauses schmückt. Die fürstenbergische Regierung war zunächst nicht gewillt, den kostbaren, alten Altar entfernen zu lassen und wünschte eine Übernahme des alten Bildes in den neuen Altar. Aw aber war nicht geneigt, dem Wunsche der Regierung zu entsprechen. Er begründete seinen Standpunkt damit, daß das alte Altarbild zu kurz sei und deshalb in dem neuen, schlank aufstrebenden Altar unmöglich untergebracht werden könnte. Für den Fall, daß man in Donaueschingen auf der Forderung der Übernahme des alten Werkes in den neuen Altar verharren sollte, lehnte er jede weitere Bemühung um die Hochaltarfrage ab. Er schlug zugleich vor, das Dreikönigsbild in einen Nebenaltar des Langhauses zu versetzen und die vorderen Flügel des alten Werkes in den gegenüberliegenden Nebenaltar zu bringen⁸⁷. Schließlich stimmte der Fürst dem Vorhaben Aws zu. Das Dreikönigsgemälde wurde auf dem Langhausseitenaltar aufgestellt, wo es sich jetzt noch befindet. Nicht aber wurden die Flügelbilder, wie zunächst beabsichtigt, in dem gegenüberliegenden Altar untergebracht. Vielmehr malte Aw als Gegenstück eine „Aufopferung Mariä im Tempel“⁸⁸. Für den Hochaltar, dessen Aufbau schließlich von Franz Xaver Biecheler erstellt wurde,

⁸⁵ Der Wortlaut dieser Stelle abgedruckt bei Karl Obser, Zur Geschichte des Dreikönigsaltars in Meßkirch. Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins N.F. 33 (1918) S. 593 Beil. 10.

⁸⁶ Vgl. Obser, a. a. O.

⁸⁷ Bericht des Oberamts Meßkirch an den Fürsten vom 30. April 1772. Abgedruckt bei Obser, a. a. O., S. 594 Beil. 11.

⁸⁸ Bericht des Meßkircher Oberamts an den Fürsten vom 29. November 1773. Vgl. Obser, a. a. O., Seite 595 Beil. 13. Über den Verbleib der Flügelgemälde vgl. ebenfalls Obser S. 585.

fertigte Uw ein großes Bild mit der Darstellung der Kreuzigung, das er im Frühjahr 1774 vollendete³⁹. Den acht alten Gemälden der Langhausaltäre mit Darstellungen aus dem Leiden Christi erging es ähnlich wie dem Dreikönigsaltar. Auch sie mußten Uwschen Bildern weichen. Was aus ihnen wurde, ist unbekannt⁴⁰. Fünf Skizzen Uws zu den neuen Gemälden für die Langhausaltäre wurden zu Beginn des Jahres 1774 genehmigt. Die Skizze zum sechsten Seitenaltar wurde noch erwartet⁴¹.

Ende November 1773 hatten Schwarzmann und Fritsche ihre Arbeiten beinahe vollendet. Der Oberamtsrat Rappenegger machte mit ihnen und mit dem Zimmermeister Honegger über die verding- und außerordmäßigen Verdienste Abrechnung. Alle drei erhoben Anspruch auf ein angemessenes Trinkgeld. Mit besonderer Anerkennung berichtete man dem Fürsten über die Leistung Schwarzmanns. Da er behauptete, er habe mit der letzten Zahlung kaum seine Gesellen befriedigen können, besserte man ihm auf inständiges Bitten am Douceur noch auf. Der Künstler arbeitete fünf und einhalb Monate mit zwei Gesellen. Nach Ansicht der Bauleitung hatte er einen ansehnlichen Verdienst. Er sei ein behender Stukkator und habe mit fieberhaftem Fleiß geschafft, wenn auch „ohne Zweifel aus Gewinnsucht“. Selbst an den Sonn- und Feiertagen hatte er sich keine Ruhe gegönnt⁴².

Obwohl der Umbau um diese Zeit noch lange nicht vollendet war, wollte man doch die künftigen Gottesdienste wieder in der Kirche abhalten. „So wurde der von jedermann gewünschte Schluß gefasset, auf abgewichenen Sonntag den 21ten expirantis mit all möglicher Sollenitaet wiederum in dieselbe einzuziehen“. Musici aus Sigmaringen und Meßkirch halfen den Festakt verschönern⁴³.

Neben der Stukkatur wollte man Schwarzmann auch die Epitaphien für die verstorbenen Fürsten im Chor anvertrauen. Über das Epitaph Carl Friedrichs von Fürstenberg wurden schon

³⁹ Obser, a. a. O., S. 586. Bericht des Oberamts Meßkirch an den Fürsten vom 30. Dezember 1773.

⁴⁰ Vgl. Obser, a. a. O., S. 583.

⁴¹ Fürstliches Reskript vom 9. Februar 1774. Obser, a. a. O., S. 595 Beil. 14.

⁴² Bericht des Meßkircher Oberamts an den Fürsten vom 29. Nov. 1773.

⁴³ Extractus Oberamt Meßkirchischen Audienz-Protocollj ddo. 29ten Novemb. 1773.

Mitte 1771 Beratungen gepflogen⁴⁴. Den Gedanken, es von Awmalen zu lassen, ließ man auf dessen Rat wieder fallen. Man entschied sich bald endgültig für eine plastische Ausführung; ob man Stein- oder Stuckarbeit wählen würde, war jedoch noch ungewiß. Aw erbot sich, diese Angelegenheit nach Eintreffen eines geschickten Stuckators mit diesem zu besprechen⁴⁵. Schwarzmann wurde denn auch zur Herstellung von Rissen zu den Grabmälern, die auf beiden Seiten des Chores angebracht werden sollten, veranlaßt. Im Oktober 1773 wurden einige flüchtige Skizzen dem Fürsten übersandt. Man wollte hiernach anstelle der üblichen Urnen Pyramiden setzen. Sehr seltsam klingt die Begründung dieser Abweichung: „Obwohlen man bey den Grabmählern gemeintiglich eine Urne beyzusezen pflegt, weilen besonders die Alten die Asche der Verstorbenen darinen verwahret haben“, so erinnere die Pyramide anderseits an die Begräbnisstätten ägyptischer Könige. Auf dem einen Epitaph sollte die Traurigkeit, auf dem andern spielende Kinder als Symbol der Vergänglichkeit des Lebens angebracht werden, oben das Porträt und die Fama; „das Wappen, die Trauer, die Fama nebst denen 3 Kindlein en bronze = die Extremitäten von dem Mandel hingegen glänzend vergoldet = das Portrait der Fürsten punth und Mantel auff spiegelmäßige Allabasterarbeit . . . und . . . die Piramide, der Inscriptionschild, oder vielmehr dessen Rahmen von abstechend und geschliffen Marmor . . .“⁴⁶. Die Vorschläge Schwarzmanns wurden im Dezember mit einigen Bedenken approbiert; jedoch sollte zunächst noch der Rat eines anderen kunsterfahrenen Mannes eingeholt werden⁴⁷. Noch vor Neujahr hatte Rappenegger mit Meinrad von Aw eine Besprechung wegen Abänderung der Schwarzmannschen Entwürfe⁴⁸. Der Maler kümmerte sich dann selbst noch um eine Lösung. Im neuen Jahre hatte man zudem noch den in hohem Ansehen stehenden Riedlinger Bildhauer Joseph Christian nach Meßkirch gerufen. Dieser war zwar mit Aws Vorschlägen nicht unzufrieden, bot sich aber gleichzeitig zur Her-

⁴⁴ Fürstl. Reskript vom 3. Juli 1771.

⁴⁵ Bericht des Meßkircher Oberamts an den Fürsten, 30. April 1772.

⁴⁶ Brief des Meßkircher Oberamts an den Fürsten vom 7. Okt. 1773.

⁴⁷ Fürstliches Reskript vom 10. Dez. 1773.

⁴⁸ Schreiben des Meßkircher Oberamts an den Fürsten vom 30. Dez. 1773.

stellung eines Modells an, „wie er sagte, sonderheitlich aus der Begierde auch in dem Fürstemberg. bekannt zu werden“. Man war von Christian's Modell freudig überrascht und rechnete auf gutes Gelingen, „wenn es denen Händen eines solchen Künstlers, wie der Christian unstrittig ist, anvertraut wird, welcher schon vor 36 Jahren das hochgeschätzte große Crucifix in der hiesigen Hofkapelle verfertigt, u. während dieser Zeit bey 20 Jahren zu Ottobeyren und Zwyzfallen viele berufne Meisterstücke so wohl in Figuren als Architectur von Obsmarmor hergestellt hat“. Allerdings war Christian nicht billig; man berichtete dem Fürsten, unter 600 Gulden werde er nicht zu behandeln sein, außerdem wolle er die Materialien — die man auf rund 200 Gulden berechnete — zur Verfügung gestellt haben. Aw setzte sich für den Riedlinger Künstler aufs wärmste ein. Christian scheint damals sehr beschäftigt gewesen zu sein, da er um schnelle Benachrichtigung bat, um nicht an der Annahme von anderen Arbeiten behindert zu werden⁴⁹. Ohne lange zu zögern entschloß man sich, Christian in Anspruch zu nehmen⁵⁰. Die Gestalt des Epitaphs legte man vor Beginn mit größter Sorgfalt bis in alle Einzelheiten fest. Bei der Ausarbeitung des Bildnisses hatte sich der Künstler an ein Porträt Carl Friedrichs zu halten, außerdem sollte noch Auskunft bei älteren Leuten geholt werden, die den Fürsten noch genau gekannt hatten⁵¹. Ende August 1775 hatte Christian das Epitaph bereits angefangen⁵², Mitte des folgenden Jahres war es ausgearbeitet und wurde noch vor Ende Juli aufgestellt. Zu Ende des Monats August war Christian mit dem Werk vollkommen fertig, nur mangelte noch Inschrift und Fassung. Diese vollendete man bis vor Mitte Oktober⁵³. Die Schöpfung des Riedlingers war zu größter Zufriedenheit aller ausgefallen und wurde seinem künstlerischen Werte nach hoch eingeschätzt. Man mußte zu loben, daß Christian nicht, wie so viele andere, am Material sparte, und daß seine Leistung nicht nur in künstlerischer, sondern auch in technischer Hinsicht nichts zu wünschen übrig ließ⁵⁴.

⁴⁹ Brief des Meßkircher Oberamts an den Fürsten vom 28. Mai 1774.

⁵⁰ Brief Rappenegggers an Christian, 19. Juni 1774.

⁵¹ Brief Rappenegggers an Christian, 5. Sept. 1774.

⁵² Schreiben des Meßkircher Oberamts an den Fürsten, 25. August 1775.

⁵³ Brief Rappenegggers an Christian vom 4. Okt. 1776.

⁵⁴ Bericht des Oberamts Meßkirch an den Fürsten vom 28. August 1776.

Mit dem Riedlinger Bildhauer wurde außerdem wegen des Hochaltars verhandelt. Sein Konkurrent war der Hofbildhauer Franz Xaver Biecheler. Beide fertigten kostenlos Entwürfe, die Ende August 1775 dem Fürsten zur Beurteilung überreicht wurden. Biecheler hatte einen Riß, Christian ein Modell geliefert. Letzter forderte für die Erstellung des Altars in der Form, wie sie das Modell zeigte, 1950 Gulden, falls ihm die Ausführung auf den Herbst zugestanden würde, weil er so Hochaltar- und Epitapharbeit verbinden könnte. Von dem Entwurf Biechellers war man in Meßkirch nicht sehr begeistert. Vielmehr suchte man den Fürsten für den Riedlinger zu gewinnen. „Da ged^{er} Christian ein verlässlicher Künstler ist, sein Project zumalen nach dem Ausspruch aller in Sachen Verständigen und sonderheitlich des Malers v. Au der hiesigen Kirche vorzüglich angemessen zu seyn scheint; so wären wir der . . . Meynung, das demselben die Arbeit . . . nach einem noch zu erwirkenden wohlfeilen Accord anvertraut — oder doch der Altar sonst ehender nach seinem Modell — als nach dem Bühlerischen Riß hergestellt werden dürfte“⁵⁵. Ein Jahr später versuchte man von neuem, beim Fürsten einen Hochaltarafford mit Christian durchzudrücken⁵⁶. Aus Donaueschingen kam jedoch die Antwort, Biecheler habe ebenfalls ein Modell, das dem Fürsten zusage, eingereicht, und der Künstler habe mit der Bitte um Zuerteilung des Auftrags das Versprechen abgegeben, ein ebenso meisterhaftes Werk wie das Christians zu erstellen⁵⁷. So wurde der Afford mit dem Hofbildhauer geschlossen. Verwendung guten Holzes wurde zur Bedingung gemacht, in zwei Jahren sollte der Altar ungefaßt stehen⁵⁸. Die farbige Ausgestaltung erfolgte erst nach Jahren. Man zog dabei den Maler Aw zu Rate. Um die Fassung bemühten sich Widmer und der Hüfninger Xaver Schelble. Dieser forderte 1100, jener 1000 Gulden. Da die Geldmittel erschöpft waren, mußte die Arbeit aufgeschoben werden, sodaß erst am 22. Februar 1782 der Afford mit Widmer

⁵⁵ Brief des Meßkircher Oberamts nach Donaueschingen vom 25. Aug. 1775; dazu Affordanschlag von Joseph Christian (Aug. 1775).

⁵⁶ Schreiben des Oberamts Meßkirch an den Fürsten vom 28. August 1776.

⁵⁷ Fürstliches Reskript vom 30. Sept. 1776.

⁵⁸ Brief des Meßkircher Oberamts an den Fürsten vom 21. Okt. 1776 (ebenda Einzelheiten zur Hochaltarausstattung).

auf 1100 Gulden geschlossen werden konnte⁵⁹. Über den Entscheid des Fürsten zugunsten Biechellers war man in Messkirch nicht gerade beglückt; „und ich habe gewis kein Vergnügen daran“, schrieb Rappenegger an Christian⁶⁰. Der Bildner hätte sich zweifellos gern mit der Ausführung des Altars beauftragt gesehen, denn es war ihm daran gelegen, seinem Sohn den Zugang zu den Fürstenbergischen Gebieten zu verschaffen⁶¹.

Noch einmal trat man mit der Riedlinger Werkstatt in Verbindung, und zwar wegen der Anfertigung der Beichtstühle. Im Frühjahr 1777 besaß die Kirche noch keinen Beichtstuhl. Der damals bereits verstorbene Hoffschreiner Xaver Goggel hatte zwar kostenlos ein Modell geliefert, aber man konnte sich mit seinem Entwurf nicht befreunden. Infolgedessen wandte man sich an Christian. Besonders gefiel der „Zweifaltener Typ“; man hielt ihn für den geeignetsten, weil er wenig Platz benötigte und transportabel war. Christian sollte zwei Stück — mehr brauchte man nicht — samt Schnitz- und Fäsarbeit für 66 Gulden herstellen⁶². Rappenegger setzte sich denn auch im März mit dem Sohn des Riedlinger Bildhauers in Verbindung⁶³. Der Oberamtsrat erhielt aber keine Antwort und wandte sich nun an den Vater. Da Rappenegger in Riedlingen eine Verstimmung wegen Ausschlag der Hochaltarerstellung vermutete, versicherte er von neuem, daß er daran keine Schuld trage, auch wolle er versuchen, ihm die Ausführung des zweiten Epitaphs zu verschaffen⁶⁴. Rappenegger war höchst enttäuscht, als er von Christian-Sohn erfahren mußte, daß ein Mißverständnis vorlag; bei dem erwähnten Preise für die Beichtstühle hatte der Bildhauer an eine Erstellung durch den Hoffschreiner gedacht. Aus dieser Antwort ersehen wir, daß der Vater des jungen Künstlers damals schon vier Wochen krank

⁵⁹ Oberamt Messkirch an den Fürsten, Schreiben vom 21. Oktober 1776; Messkircher Bericht vom 3. Juli 1780; Affordprojekt betr. Hochaltarauffassung von Xaver Schelble 5. Juli 1780; Schreiben des Messkircher Oberamts vom 30. Dez. 1780; Hoffammerbericht vom 4. Jan. 1781; Schreiben des Messkircher Oberamts vom 22. Februar 1782.

⁶⁰ Brief an J. Christian, 4. Okt. 1776.

⁶¹ Bericht des Messkircher Oberamts an den Fürsten 28. Aug. 1776.

⁶² Brief des Messkircher Oberamts an den Fürsten vom 11. März 1777 und dessen Reskript vom 15. März 1777.

⁶³ Brief an Christian-Sohn, Messkirch 18. März 1777.

⁶⁴ Brief an Christian-Vater, Messkirch 10. Mai 1777.

darniederlag⁶⁵ und dem Sohne die ganze umfangreiche Arbeit in Wiblingen allein oblag⁶⁶. Die Riedlinger Werkstatt hat für Messkirch, wie der heutige Befund verrät, keine Beichtstühle geliefert.

Eine Merkwürdigkeit der Messkircher Stadtkirche sind die beiden vom Donaueschinger Hofbildhauer Franz Xaver Biecheler geschaffenen Nebenaltäre am Chorbogen. Sie stellen eine Verschmelzung von Altar und Kanzelausbau dar. Die Altäre gehen im Grunde auf einen Riß des Maurermeisters Frische zurück. Der Schreiner war mit ihnen im Februar 1772 schon ziemlich vorwärts gekommen. Einen Nachteil der Anlage sah man darin, daß man den Prediger vom herrschaftlichen Oratorium aus wohlmöglich nur sehr schlecht verstehen könnte, weshalb man in Donaueschingen eine Abänderung der Altäre wünschte und eine Kanzel an der Langhauswand anzubringen gedachte. Der fürstliche Befehl lautete dahin, mit Xaver Goggel einen Afford auf Veränderung vorzubereiten⁶⁷. Die Prediger waren mit dem fürstlichen Wunsche ganz und garnicht einverstanden; außerdem war Goggel mit dem einen Altäre fast schon fertig, weder Ober- noch Unterteil hätten getrennt sich verwenden lassen. Uw berechnete für die Errichtung zweier neuer Altäre, die der Lage nach ziemlich groß hätten werden müssen, eine Mindestausgabe von 800 Gulden⁶⁸. Schließlich ließ es der Fürst beim alten Projekt, nachdem man ihm beteuert hatte, daß seine Bedenken ungerechtfertigt wären⁶⁹. Der Pfarrer Keller aber war mit den beiden Kanzelaltären keineswegs zufriedengestellt; deshalb sollte Biecheler ein Modell fertigen, damit es dem Fürsten vorgelegt werden könnte⁷⁰. Da im Juli

⁶⁵ Er starb am 22. Juni 1777.

⁶⁶ Brief Franz Joseph Christians an Rappenecker vom 19. Mai 1777. — Die Riedlinger Werkstatt war für die Dekoration der seit 1772 von J. G. Specht aufgeführten Benediktinerklosterkirche in Wiblingen zugezogen worden. Von Christian-Vater ist nichts mehr ausgeführt worden, obwohl von ihm noch Entwürfe für Wiblingen gemacht worden sind. Nach seinem Tode übernahm sein Sohn Franz Joseph, der nur als Bildner minderen Grades gelten kann, die Werkstatt; er schuf für Wiblingen verschiedene Werke, die jedoch keineswegs als seine eigenen Erfindungen anzusehen sind. Überdies lag schon seit 1778 die Oberleitung der Innenausstattung in den Händen des Malers Januarius Zick. Näheres bei Michalski, Joseph Christian (Leipzig o. J.), S. 60 f.

⁶⁷ Fürstl. Reskript vom 20. Febr. 1772.

⁶⁸ Bericht des Oberamts Messkirch an den Fürsten vom 30. April 1772.

⁶⁹ Fürstl. Reskript vom 16. Mai 1772.

⁷⁰ Bericht des Messkircher Oberamts an den Fürsten vom 26. Mai 1774.

1774 der Nebenaltar, in dessen Oberbau die Orgel eingefügt werden sollte, noch nicht vollendet war, beauftragte man mit Rücksicht auf Kellers Unzufriedenheit den Bildhauer, das bereits angefangene Modell fertigzumachen. Man wollte lieber noch einige hundert Gulden daransetzen als die Kirche durch einen unschönen Altar verschandeln. Ein sofortiger Akkordabschluß mit Biecheler wurde vorgesehen. Der Bildner verlangte 700 Gulden. Entstanden sind die beiden Altäre in Donaueschingen⁷¹. Noch beinahe zwei Jahre hat es gedauert, bis sie fertig waren; am 10. Mai 1776 hatte der Künstler die Aufstellung vollendet. Am gleichen Tage noch wurde Widmer zum Abschluß des Faßaffordes nach Messkirch bestellt. Der Maler ist auch sofort erschienen. Da dieser um die Mitte des Jahres 1776 in Konstanz und Meersburg alle Hände voll zu tun hatte, schickte er Anfang Juli drei Gesellen zum Schleifen der Grundierung. Im folgenden Monat begann man mit der Fassung. Aber man war weder mit Biecheler noch mit dem Faßmaler zufrieden; das Holz warf sich auf, verzog sich und riß, die Widmersche Arbeit wurde von der Joseph Christians geradezu in den Schatten gestellt⁷². Desto mehr muß man sich wundern, daß der Fürst trotz eines Angebotes Joseph Christians den Hochaltar schließlich doch Biecheler anvertraute.

Die übrigen fünf Altärchen in St. Martin sind kleine, anspruchslose Stücke. Schon 1770 wurden sie vergeben⁷³; auch die Faßarbeit wurde damals schon Franz Widmer verdingt. Der diesbezügliche Akkord vom 26. Juli 1770 betrifft die Fassung der beiden großen Nebenaltäre (260 Gulden), der fünf übrigen Nebenaltäre (250 Gulden), des Tabernakels samt zwei Portalen und Bildhauerei (110 Gulden) und der Stäbe an der Quadratur um die Freskomalerei (80 Gulden)⁷⁴. Im Mai 1771 war der Schreiner mit den Altären und Chorstühlen schon ziemlich weit gekommen⁷⁵. Erst Mitte Juli 1773 traf der säumige Faßmaler nach mehrmaliger

⁷¹ Fürstl. Reskript vom 15. Juli 1774.

⁷² Oberamt Messkirch an den Hoffaßmaler Widmer-Donaueschingen, 10. Mai 1776; Bericht des Oberamts an den Fürsten vom 15. Juli 1776; ein gleicher vom 28. August 1776.

⁷³ Oberamtsbericht an den Fürsten vom 19. Juli 1775.

⁷⁴ Verding mit Widmer, Donaueschingen 26. Juli 1770, vgl. auch Reskript Wenzels von Fürstenberg vom 29. April 1771.

⁷⁵ Bericht des Messkircher Oberamts an den Bauherrn vom 15. Mai 1771.

Aufforderung und Mitteilung, daß er sich, wenn er nicht bald käme, die Gnade des Fürsten verscherzen würde, in Messkirch ein⁷⁶. Als Grund seines Ausbleibens hatte er vorgegeben, sowohl der Gips als auch das Holz wären noch zu naß⁷⁷. Als man nun aber endlich an die Fassung der Altäre gehen wollte, stellte sich heraus, daß diese vom Hofschreiner und seinen Bildhauern angefertigten Ausstattungsstücke vollkommen mißraten waren. Sie waren „bloß flüchtig auf dünne Bretter hingeschnitten“ und wirkten im Kirchenraum schlecht und unproportioniert. So entschloß man sich, den der Johanneskapelle gegenüberliegenden Altar von Biecheler neu erstellen zu lassen. Da man nun damals aus ästhetischen Gründen plante, den Felixaltar, der mitten unter dem Chorbogen stand, wegzuräumen, wollte man die in ihm untergebrachten Reliquien gleich in diesen neuen, der Johanneskapelle gegenüberliegenden Altar übertragen. Mit der Entfernung des Felixaltars hatte sich auch die fürstenbergische Regierung einverstanden erklärt; denn der Felixaltar versperrte die Sicht auf den Hochaltar und trug zudem wesentlich dazu bei, das ohnehin schon im Verhältnis zu seiner Länge viel zu breite Schiff noch viel breiter erscheinen zu lassen. Gegen die Beseitigung des Felixaltars protestierte aber der Dekan Keller aus kultischen Gründen, sodaß der Fürst schließlich doch noch seine Beibehaltung erlaubte, jedoch unter der Bedingung, daß nur ein in den Mäßen beschränkter Aufbau mit Kreuzifix und Leuchtern von mäßiger Größe erstellt würde⁷⁸. Zwei der übrigen mißlungenen Altäre wurden auch noch von Grund auf neu gearbeitet; die Geldmittel dazu hatte sich Rappenegger mühsam zusammengebetzelt. Diese Altäre übernahm ebenfalls Biecheler um 230 Gulden, nachdem der Riß von den übrigen Künstlern approbiert worden war. Die letzten beiden Altärchen konnten nach einiger Verbesserung noch verwendet werden. Aber auch hier war vieles nicht in Ordnung, besonders stimmten die Maße nicht. Unter den Beteiligten wurde die Schuld von

⁷⁶ Reskript vom 7. Juni 1773 und Oberamtsbericht vom 19. Juli 1773.

⁷⁷ Schreiben des Faslmalers, St. Peter 10. Mai 1773.

⁷⁸ Der Mittelaltar unter dem Chorbogen hat bis zur jüngst durchgeführten Renovation der Kirche gestanden; heute ist er beseitigt. — Das Gesuch Kellers, auch die Himmelfahrtsvorrichtung beizubehalten, wurde hauptsächlich deshalb abgelehnt, weil ein unschönes Loch im Plafond nicht hätte vermieden werden können.

einem auf den anderen geschoben; der Schreiner und seine Leute beriefen sich auf Ams Risse, dieser aber behauptete, die Maße von ihnen empfangen zu haben, teils seien seine Entwürfe auch garnicht richtig verstanden worden⁷⁹.

Die alte Orgel war schon im Frühling 1772 abgebrochen worden, weil sie vollkommen untauglich geworden war; zehn Jahre vorher war man bereits zu dieser Einsicht gekommen, sodaß man damals eine Reparatur unterlassen hatte. Das neue Werk wurde von dem Ottobeurer Orgelmacher Holzheu erstellt. Sein kurz nach Neujahr 1773 eingereichter Riß wurde in Meßkirch für gut befunden und bald darauf auch vom Fürsten gutgeheißen⁸⁰. Mitte April war der Orgelchor fertig, ebenso das Orgelgehäuse, und Holzheu wurde aufgefordert, sich schnellstens nach Meßkirch zu begeben⁸¹. Der Orgelmeister hat auch bald mit der Arbeit begonnen⁸². Aus einem Briefe Holzheus an Rappenegger vom 20. Mai 1777 geht hervor, daß jener noch das Orgelstimmen zu besorgen hatte. Er meldete seine Ankunft auf den 8. oder 15. Juli an. Die Verzögerung erklärt sich aus der weitgehenden Inanspruchnahme des Meisters in Wiblingen. Bei der Ausgestaltung der Emporenverkleidung wurde dem Ratsschlag des Malers v. Aw viel Wert beigemessen. Die Orgel sollte gut sichtbar sein. Der Gedanke, das obere Geländer der Orgelempore zu durchbrechen und mit leichtem Gitterwerk zu verzieren, geht auf Aw zurück. „Beede Geländer in einer Form und Schweifung“, also gleichartig zu gestalten, lehnte man ab, weil es zu „schwermütig“ wirke und „wider die Geseze der Architectur u. des modernen Gusto“ sei⁸³.

Ein paar Worte noch über die handwerklichen Leistungen. Die Maurerarbeit war, wie schon erwähnt, dem Meister Xaver Fritsche aus Hüfingen übergeben worden. Zuerst begegnet sein Name im Zusammenhang mit seinem Bauüberschlag vom 26.

⁷⁹ Oberamtsberichte vom 9. Jan., 2. Juni und 19. Juli 1773, sowie fürstliche Reskripte vom 23. Jan. 1773, 30. April 1773 (mit Kopie des Schreibens der Regierung an Keller vom 30. April 1773) und 23. Juli 1773.

⁸⁰ Bericht des Meßkircher Oberamts vom 9. Jan. und fürstl. Reskript vom 23. Jan. 1773.

⁸¹ Brief Rappeneppers an Holzheu-Ottobeuren, 21. April 1773.

⁸² Meßkircher Oberamtsbericht vom 2. Juni 1773.

⁸³ Meßkircher Oberamtsbericht vom 19. und Reskript vom 23. Juli 1773.

Juli 1770. Der Kostenaufwand ist darin auf 2258 Gulden 20 Kreuzer berechnet. Diese Summe ist auch in der Ende April 1771 in Donaueschingen zusammengestellten, im Ganzen auf 10235 Gulden 21 Kreuzer lautenden Kostenübersicht für den Maurermeister aufgeführt. Der Kostenanschlag des Meisters vom 13. Februar 1772 setzt für Abtragung der alten Gewölbe, Abbruch der Stützen, Gerüsterstellung, Erhöhung des Gemäuers, die Mauerung der neuen Wölbungen, Pilasteraufbau, das Einschalen der Latten, Vergipfen, Befestigen und Vorbereiten der Gewölbe für den Maler, die Quadraturarbeit, den Außenputz und Dachdecken 2900 Gulden an. Mitte August war Fritsche mit dem Langhaus und der Zimmermeister Paul Honegger von Donaueschingen mit der Errichtung des Dachstuhls fertig. Der Umstand, daß teilweise die Mauern, weil sie aus dem Winkel gedrückt waren, sehr weit abgetragen werden mußten, bewirkte eine namhafte Verteuerung, weshalb man sich entschließen mußte, sich Geld im Kreditwege zu verschaffen. Die beiden Seitenmauern im Langhaus und der Giebel mußten fast durchweg auf zwölf bis vierzehn Schuh abgerissen und neu aufgesetzt werden, sodaß die Berechnung in Fritsches Akford nicht mehr mit der tatsächlichen Leistung übereinstimmte und dem Meister aufgebeffert werden mußte. Außerdem machte sich eine Neueindeckung der Johanneskapelle und Ausbesserung des Turmes notwendig. Im Juni 1773 hatte Fritsche den Bestand der äußeren Kirchenmauer vollendet. Aus ästhetischen und praktischen Gründen kam der Fürst dem Wunsche des Messkircher Oberamts, auch den Turm neu abputzen zu lassen, nach. Fritsche sollte für diese Arbeit 544 Gulden bekommen. Zu Ende des Jahres waren Fritsche und Honegger fertig und baten um das übliche Trinkgeld. Während Honeggers Zimmerei von Fachleuten gelobt wurde, traute man dem Dach nicht recht, denn es war sehr weit gelattet; auch hatten sich schon Schäden an den Deckenmalereien eingestellt, weil das Regenwasser eindringen konnte. Ende Juli 1774 wurde der Maurermeister Johann Albinger zur Prüfung der Fritscheschen Arbeiten nach Messkirch geschickt. Albinger mußte feststellen, daß das Dach liederlich gemacht war. Ganze Regenlachen hatte man auf dem Kirchboden gefunden. Das Dach mußte neu ausgeschlagen werden. Fritsches Leistung war eine nicht gerade erfreuliche. Auch am Turmbewurf zeigten

sich trotz erneuter Reparierung immer wieder schadhafte Stellen⁸⁴. Für die Zimmerarbeiten hatte man ursprünglich Johann Georg Steiner aus Hüfingen in Aussicht genommen. Der Afford mit ihm vom 9. Oktober 1770 ist noch erhalten. Doch wurde dieser Verding wieder umgestoßen. Steiner empfing als Entschädigung am 20. Februar 1772 100 Gulden, gab sich jedoch damit nicht zufrieden. Der Fürst bewilligte noch weitere 30 Gulden, doch brachte der Meister vor, an den angeblich gezahlten 100 Gulden nur knapp die Hälfte kassiert zu haben. Man deckte schließlich Widersprüche in seinen Aussagen auf und mußte den dreiften Handwerker ernstlich zur Ruhe vermahren⁸⁵.

II.

Wer St. Martin besucht, vermutet im Innern der trutzigen, außen völlig schmucklosen Kirche keineswegs das, was ihn beim Eintritt erwartet. Ein übermäßig breiter Raum, von hellem Licht durchflutet, empfängt ihn. Wer den Raum recht erlebt, wird bald die überaus große Breitendimension als etwas Ungewöhnliches bemerken. Diese übertriebene Breite des Kirchinnern erklärt sich aus der Tatsache, daß man eine Basilika zu einem Saale umschuf; die Erhöhung der alten Mauern allein hat nicht genügt, die richtige Proportion zu erreichen. Bezüglich der Ausstattung haben sich die Künstler gut in die Hände gearbeitet. Nicht verschwenderischer Schmuck nimmt den Blick gefangen, sondern eine schlichte Heiterkeit wirkt auf den Gast. Nicht mehr wahrte die Zeit rauschender Dekorationen. Eine andere Gesinnung war zur Herrschaft gelangt, ein Geschmack, der kein Gefallen mehr an prunkendem und brausendem Schmuck fand. Man liebte jetzt vorsichtige Beschränkung und kühles Licht. Wir haben ein Werk des Überganges vor uns. Vom Ideal spätbarocken Gestaltens hatte man sich noch nicht losgesagt, aber auch war noch nicht

⁸⁴ Zur Tätigkeit Fritsches und Honeggers: Berichte des Messkircher Oberamts an den Fürsten 1771: 15. Mai; 1772: 14. Aug., 15. Sept.; 1773: 9. Jan., 2. Juni, 26. Aug., 29. Nov., 30. Dez.; 1774: 20. Juni, 29. Juli, 4. Sept. fürstl. Reskripte 1771: 29. April; 1772: 20. Febr., 22. Aug.; 1773: 23. Jan., 7. Juni; 1774: 9. Febr., 27. Juli, 1. Aug.; 1776: 2. Okt. Schreiben des Messkircher Oberamts an das Hüfinger Oberamt vom 8. Juli 1771. Überslag Fritsches vom 8. Sept. 1773.

⁸⁵ Messkircher Oberamtsberichte vom 7. Jan., 12. Mai 1773; fürstl. Reskript vom 5. Mai 1773; Schreiben Steiners vom 22. Febr. 1773.

das neue Stilgefühl mit seiner Strenge und Kälte voll durchgebrochen. Die beteiligten Künstler selbst waren noch Kinder des Spätbarocks, wenn auch der Generation der Jüngeren dieser Epoche angehörend. Gestaltend ahnen sie schon das Kommende voraus. Sie stehen zwischen zwei Stilwelten, die im Prinzip nichts miteinander gemein haben. Die Künstler haben ihr Bestes in Meßkirch nicht gegeben. Weder Ams Fresken reichen an seine großen Schöpfungen heran, noch sind Schwarzmanns Stukkaturen etwas Außergewöhnliches; der Altarerbauer Viecheler war kein bedeutender Bildner. Trotzdem fügt sich alles harmonisch, und man wird dem Ganzen seinen Reiz nicht absprechen können. Die Einzelheiten wollen wir im Zusammenhang mit einer Besprechung der Künstler, die in Meßkirch gewirkt haben, würdigen.

Was wir zur Zeit von den Beteiligten wissen, ist noch nicht allzuviel. Wir wollen im folgenden versuchen, uns von den in Meßkirch beschäftigten Künstlern ein Bild zu verschaffen, indem wir ihr Lebenswerk, soweit das heute möglich ist, beleuchten.

Franz Anton Bagnato, der, wie wir gehört hatten, für den Umbau der Meßkircher Stadtkirche Vorschläge machte, dann aber abgewiesen wurde, ist der Sohn des bekannteren, aus Como stammenden, 1757 auf der Mainau verstorbenen Johann Caspar Bagnato. Dieser war Deutschordensbaumeister; in diesem Amte folgte ihm nach dem Tode sein Sohn. Hauptarbeitsfeld Johann Caspars war das engere Bodenseegebiet. 1729 begann er den Neubau des Deutschordenschlosses in Altshausen. Sein großangelegter Plan ist jedoch niemals Wirklichkeit geworden, sondern er gelangte nur bruchstückweise zur Ausführung. Der 1732 errichtete, im Grundriß quadratische Torbau, der den Besucher schon von weither grüßt, ist das Schönste des damals Geschaffenen. Später, 1748 bis 1750, leitete er hier den Erweiterungsbau der Schloßkirche⁸⁶. Im Herbst 1732 wurde das Fundament zu der kleinen Kirche auf der Mainau gelegt. Der Bau der Kapelle war im Frühling 1734 so weit vorgeschritten, daß man mit der Ausstattung hätte beginnen können. Doch mußte wegen Kriegsgefahr und geschmälerter Finanzen die Fertigstellung aufgeschoben werden.

⁸⁶ E. Gradmann, Kunstwanderungen in Württemberg und Hohenzollern, Stuttgart, 1914, S. 270. Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler III 3. Aufl. (1925), S. 17. H. Ginter, Der Barock in Südbaden, Oberrh. Pastoralbl., 1924, S. 184.

Ausgeschmückt wurde die Kapelle in den Jahren 1737 und 1738 von dem Bildhauer Joseph Anton Faichtmayer, der die Altäre lieferte, und dem Maler Franz Joseph Spiegler, von dem Hochaltarblatt und Chorfresko stammen⁸⁷. Nach Vollendung der Kirche baute Bagnato das Schloß auf der Insel. Der erste auf den Flügelbau bezogene Kontrakt wurde im Frühling 1739, ein zweiter Vertrag zur Errichtung des Corps de logis Ende Mai 1743 geschlossen, 1746 wurden die Bauarbeiten beendet⁸⁸. Das Ganze ist ein eindrucksvoller Baukomplex, der nicht nur in der Nahaufsicht, sondern vor allem auch vom See aus sehr günstig wirkt. Die von Bagnato barockisierte Stiftskirche in Zurzach wurde 1734 neu geweiht, die Kirche zu Wegenstetten im Aargau, ein kleines Werk in heimischen Bauformen, entstand 1741⁸⁹. Zwischen 1738 und 1741 wurde die Pfarrkirche in Mordingen (Kr. Freiburg i. Br.) errichtet⁹⁰. 1739 bis 1740 führte er ausschließlich des Chors den Bau der Pfarrkirche zu Zell im Wiesental (Schwarzwald) aus, die 1818 beim Stadtbrand vernichtet wurde⁹¹. Zu Delsberg im Kanton Bern wurde 1742 bis 1745 das Rathaus nach seinen Plänen errichtet⁹². Seit Frühling 1743 verhandelte der Baumeister mit dem Stift Buchau wegen des Neubaus des hinteren Stiftsgebäudes, des sog. Fürstenbaues. Ein Jahr später wurde der Vertrag geschlossen. Da bereits 1767 der Einsturz des Gebäudes zu befürchten war, mußte es von dem herbeigerufenen d'Jrnard, dem 1769 auch die Vollendung der Stiftsbauten zugesprochen wurde, repariert werden. Bagnato hat für Buchau zudem noch kleinere Aufträge ausge-

⁸⁷ Das Altargemälde entstand im Winter 1737/38, das Fresko war im Wesentlichen Mitte Oktober 1737 fertig (G&A, Archiv Mainau, Fasc. 33, Brief v. 23. Okt. 1737.)

⁸⁸ Roth v. Schreckenstein, Die Insel Mainau, Karlsruhe 1873. H. Sauer, Herkunft und Anfänge des Bildhauers J. A. Faichtmayer, Leipz. Diss. 1932, S. 54. Ders., Das Werk Joseph Anton Faichtmeyers, ein Überblick, Oberrh. Kunst, Jahrg. 6, S. 210. Archivalien: G&A, Mainau, fasc. 33, 34, 35, 36.

⁸⁹ Fr. Gysi, Die Entwickl. d. kirchl. Architektur in der deutsch. Schweiz i. 17. u. 18. Jahrh., Aarau u. Zürich 1914, S. 14, 66. Ebenda Lit. Die Gründe, die Gysi für seine Zweifel anbringt, sind nach den neueren Forschungsergebnissen nicht mehr stichhaltig. H. Jenny, Kunstführer d. Schweiz (1934), S. 297.

⁹⁰ Kunstidentim. Baden, Kr. Freiburg (1904) S. 92. Vgl. auch G&A, Archiv Mainau, fasc. 33, Brief Bagnatos v. 14. Juni 1738.

⁹¹ Humpert, Geschichte der Stadt Zell i. W., 1922, S. 177.

⁹² Dehio, Hdb. IV, 2. A. 1926, S. 526. Jenny, a. a. W., S. 383.

führt⁹³. In Hitzkirch (Kanton Luzern) errichtete er 1744/49 den Hauptflügel der Klostergebäude, 1747/49 das Rathaus in Bischofszell (Kanton Thurgau)⁹⁴. 1746/47 erbaute er das Kornhaus in Rorschach⁹⁵. 1747 ff. treffen wir den Architekten in Obermarchtal, wo er den nordöstlichen Teil des Konventbaues ausführte⁹⁶. Etwas später, zwischen 1748 und 1751, baute er die katholische Pfarrkirche in Lindau, nachdem er schon 1730 den Neubau des dortigen Stiftsgebäudes übernommen hatte⁹⁷. Das um die Jahrhundertmitte erbaute Deutschordenshaus in Ravensburg ist ebenfalls ein Werk Johann Caspar Bagnatos, desgleichen das 1751 anstelle der 1647 niedergebrannten Ravensburg errichtete „Schlößle“ auf der Veitsburg⁹⁸. 1753 war er mit der Wiederherstellung des Pfarrhofes zu Illerrieden beschäftigt. Auch den Neubau des Langhauses der dortigen Pfarrkirche (1750) scheint er geleitet zu haben⁹⁹. Seit Anfang der fünfziger Jahre begegnet sein Name auch in Salem. Für einen sechzig Meter hohen Dachreiter, den man 1755/56 über der Vierung des Salemer Münsters auf Betreiben des ehrgeizigen Abtes Anselm II. errichten ließ, lieferte Bagnato die Entwürfe¹⁰⁰. 1754 bis 1755 schuf er die kleine, von Franz Poggi stufierte und mit Malereien Jos. Ignaz Wegscheiders ausgeschmückte Kirche in Unterwachingen (Oberamt Riedlingen)¹⁰¹. Für die Deutschordens-

⁹³ Beschreibung des Oberamts Riedlingen, Stuttg. 1923, S. 660. H. Klaiber, Stift und Stiftskirche zu Buchau (Deutsch. Kunstführer, Bd. 56, Augsb. 1929), S. 11, 16.

⁹⁴ Jenny, a. a. O., S. 267 u. 111.

⁹⁵ Aftennotiz: A. Fäh, Die Entwürfe der Pläne f. d. Stiftskirche in St. Gallen, Kathol. Schweizerblätter Nf. IV; ebenso bei Werneburg, Peter Thumb und seine Familie, Straßb. 1916, S. 110.

⁹⁶ Kunstdenkm. Württemberg, Donaukreis, Oberamt Ehingen, S. 605.

⁹⁷ Bagnatos Anteil an der Kirche ist urkundlich nachweisbar. Doch nimmt Dehio auf Grund von Ähnlichkeiten mit der Wolfegger Schloßkirche an, daß Joh. Georg Fischer die Hand mit im Spiele gehabt hat. — Ginter, a. a. O., Oberh. Pastoralbl. S. 184; E. v. Cranach-Sichert, Lindau (Dt. Kunstf. Bd. 44), Augsb. 1929, S. 19/20.

⁹⁸ Kunstdenkm. Württemberg, Donaukreis, Oberamt Ravensburg, S. 26–28. Gradmann, a. a. O., S. 286.

⁹⁹ Kunstdenkm. Württemberg, Donaukreis, Oberamt Laupheim, S. 475.

¹⁰⁰ Das Modell ist erhalten und befindet sich im Bilderfaal zu Salem. — X. Staiger, Salem oder Salmansweiler, Konstanz 1863, S. 173/74. J. Klein, Salem II, Überlingen 1926, S. 5, 13, 14. H. Sauer, a. a. O., Oberh. Kunst, 6. Jg., S. 241/42.

¹⁰¹ Abb. des Innern im Atlas zu den Kunstdenkm. Württemberg, Donaukreis, Oberamt Riedlingen, Taf. 92. Beschreib. d. Oberamts Riedlingen, S. 908.

kommende Beuggen a. Rhein errichtete er in den fünfziger Jahren den Schloßneubau und die Kirche¹⁰². Auch für Eptingen scheint er gearbeitet zu haben¹⁰³. Kurz vor seinem Tode entstanden noch Pläne für die neue Kathedrale in St. Gallen¹⁰⁴. Für das Nordtor des Dillinger Schlosses wird Bagnatos Urheberschaft vermutet¹⁰⁵, desgleichen für die kleine, 1748 mit Fresken Jos. Appianis geschmückte Kirche zu Oberdorf bei Dingelsdorf¹⁰⁶. Bagnatos Tätigkeit im Elsaß fand ich 1737 das erste Mal erwähnt¹⁰⁷, auch später war er dort für den Deutschen Orden beschäftigt¹⁰⁸. Daß er der Erbauer des Meersburger Neuen Schlosses sei, ist eine falsche Angabe, die allerdings auch im neuen Schrifttum immer wieder begegnet¹⁰⁹. Zu unserem Messkirch trat Johann Caspar Bagnato bereits um 1730 in Beziehung. Er wollte den dem Schloß fehlenden vierten Flügel anstelle des mittelalterlichen Baues einfügen. Doch ist das Kernstück seines Vorhabens, der Schloßflügel mit Durchfahrt und großem Treppenhaus, nicht zur Ausführung gekommen. Nur die Stallgebäude, die zu den mitgeplanten Nebengebäuden gehörten, scheinen teilweise errichtet worden zu sein¹¹⁰. 1733 erbaute er hier, wie schon erwähnt, die von den Gebrüdern Asam ausgestattete Nepomuffkapelle. So war der Name Bagnato in Messkirch schon bekannt, als man sich beim Umbau der Stadtkirche zu Beginn der siebziger Jahre an Franz Anton, den Sohn des Deutschordensbaumeisters, um Rat wandte. Der junge Bagnato wurde 1732 in Altshausen geboren, wo er 1810 auch gestorben

¹⁰² J. Sauer, *Kirchl. Denkmalskunde und Denkmalspflege* 1910/11, Freiburg. Diözesanarchiv Nf 12 (1911) S. 417, 418. Ginter, a. a. O., *Oberrhein. Pastoralbl.*, S. 184.

¹⁰³ G&A, Eptingen, *Kirchenbauten*, 1755/90, Briefe v. 18. Okt. 1755 und 31. Jan. 1756, in denen vom Pfarrhausbau, von Rissen und Überschlügen des Baumeisters Bagnato gesprochen wird.

¹⁰⁴ Lit. zusammengestellt bei Gysi, a. a. O. S. 90. Werneburg, a. a. O., S. 105 ff., wo Fäh's Ansicht (vgl. besonders: a. a. O., *Kathol. Schweizerblätter* Nf IV, 1888), daß Bagnato der eigentliche Urheber der St. Gallener Kathedrale sei, mit Recht widersprochen wird.

¹⁰⁵ K. Obser, *Zur Baugesch. des neuen Schlosses, insbes. der Hofkapelle, zu Meersburg*, *Schr. d. Ver. f. Gesch. d. Bodensees* 42 (1913), S. 47. *Dehio*, *Hdb.* III, S. 96.

¹⁰⁶ Ginter, a. a. O., *Oberrh. Pastoralbl.* S. 185.

¹⁰⁷ G&A, *Archiv Mainau*, fasc. 33, Brief vom 16. Juni 1737.

¹⁰⁸ Obser, a. a. O., S. 47.

¹⁰⁹ Ebenda S. 45 ff.

¹¹⁰ P. Moß, *Messkirch, Geschichte u. Stadtbild, „Zwischen Bodensee und Donau“* (1934), S. 266. Ein Plan im fürstl. Fürstenberg. Archiv zu Donaueschingen.

ist. 1754 bis 1758 wirkte er in Ehingen; hier baute und dekorierte er den Chor der Stadtpfarrkirche St. Blasius, deren Ostteile bei einem Brande von 1749 Schaden gelitten hatten¹¹¹. 1767 setzte sich wegen eines Umbaues der alten, spätgotischen Pfarrkirche in Oberdischingen (Oberamt Ehingen) Graf Franz Ludwig mit ihm in Verbindung. Es wurde am 8. März des nämlichen Jahres ein auf 1800 Gulden lautender Akford mit dem Architekten abgeschlossen, demzufolge Turm und Langhaus erhöht, ein Giebel aufgesetzt, der Chor repariert, der Chorbogen erweitert und erhöht, sowie ein zweistöckiges Oratorium angebaut werden sollte. Es ist jedoch bei dem Verding geblieben, weil der Graf von einem Umbau Abstand nahm und sich mit dem Gedanken trug, eine ganz neue Kirche zu errichten, zu der ein französische Projekte geliefert hatte. Da überdies das Ordinariat in Konstanz die alte Kirche zu erhalten wünschte, kam man schließlich erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts zum Neubau. Die Bauakten der Oberdischinger Kirche zum Jahre 1767 berichten, daß Bagnatos Valier namens Rümelen mit der Bauführung betraut wurde. Sie teilen auch mit, daß Rümelen damals einen Bau in „Kirchberg“ leitete. Auf diese Nachricht stützt man die Vermutung, daß Bagnato der Erbauer des Schlosses in Oberkirchberg (Oberamt Laupheim) ist. Besondere architektonische Bedeutung kommt dem um einen viereckigen Hof gelagerten Schloß nicht zu, wohl aber bietet der Bau vom Illertale aus gesehen ein imposantes Bild¹¹². Um die gleiche Zeit, 1768, entstand das Deutschordenshaus in Freiburg i. Br., eine Schöpfung gewählten Geschmacks, zu den schönsten Profanbauten der alten Stadt zählend¹¹³. 1770 schuf Bagnato die Orangerie in Altshausen, desgleichen sind die dortigen Beamtenwohnungen vor dem Schloßtor sein Werk¹¹⁴. 1776 ff. war er im Mergentheimer Schloß mit der Ausgestaltung der neuen Fürstenzimmer im Südtrakt beschäftigt¹¹⁵. 1780/86 führte er in Hitzkirch (Kanton Luzern), wo vierzig Jahre vorher schon der alte Bagnato tätig gewesen war,

¹¹¹ Kunstdenkm. Württemberg, Donaukr., S. 470.

¹¹² Kunstdenkm. Württemberg, Donaukr., Oberamt Ehingen, S. 585 und Oberamt Laupheim S. 493.

¹¹³ Ginter, a. a. O., Oberrh. Pastoralbl., S. 185. J. Sauer, Alt-Freiburg, Augsb. 1928, S. XXV und Abb. 108 (Aufriß).

¹¹⁴ Dehio, Hdb. III S. 17.

¹¹⁵ Ebenda, S. 302.

den Umbau der Seitenflügel des Klostergebäudes durch¹¹⁶. 1785/86 wurde das Rathhaus zu Pfullendorf nach den Angaben Franz Anton Bagnatos umgebaut und erweitert, wobei am Äußeren und im Inneren Veränderungen vorgenommen wurden¹¹⁷. 1788 entstand das Kornhaus in Überlingen¹¹⁸. Für Wangen im Allgäu baute er 1789 das Ritterhaus, das jetzt als Finanzamt dient¹¹⁹. Im gleichen Jahre schuf er für das in nächster Nähe der Deutschordenskommende Beuggen, für die einst sein Vater gearbeitet hatte, gelegene Herthen die Vorgängerin der heutigen Pfarrkirche¹²⁰. 1794 bis 1796 führte er im Dienste des letzten Landkomturs von Altshausen, Freiherrn B. K. Reuttner von Weyl, das Schloß von Achstetten (Oberamt Laupheim) auf¹²¹. Wie Ziegler festgestellt hat, stammt auch das Schloß von Oberrimsingen von ihm¹²². Die beiden Bagnato sind keine Architekten großen Formates gewesen. Ihre Bauten sind meistens nüchtern und zeugen von wenig Erfindungsgabe. Doch ragen einzelne Werke über den Durchschnitt der Gesamtleistung hinaus, denen ein besonderer architektonischer Reiz nicht abgesprochen werden kann.

Nun zu Meinrad von Aw, in dessen Händen die Bauleitung des Umbaues der Meßkircher Stadtkirche lag. Der 1712 in Sigmaringen geborene Künstler, Sohn des Malers Anthoni von Aw, schloß 1742 in seiner Geburtsstadt seine erste Ehe, eine zweite 1760. Von seinen Kindern widmete sich der erst 1791 geborene Thomas der Malerei; er hat es aber in diesem Fach zu keiner Bedeutung gebracht. Gestorben ist Meinrad von Aw im Jahre 1792¹²³. Über seine künstlerische Tätigkeit hat man noch nicht allzuviel in Erfahrung gebracht. Eine eingehende Würdigung steht noch aus. Auch ist noch unbestimmt, wer als sein Lehrer

¹¹⁶ Jenny, a. a. O., S. 267.

¹¹⁷ H. Rott, Ein Gang durch das reichsstädt. Pfullendorf, „Zwischen Bodensee und Donau“ (1934), S. 314.

¹¹⁸ Ginter, a. a. O., Oberrh. Pastoralbl. S. 185.

¹¹⁹ Dehio, Hdb. III S. 561.

¹²⁰ Smelin, Urkundenbuch der Deutschordens-Commende Beuggen, 3. f. Gesch. des Oberrheins, Af 31 (1879), S. 194.

¹²¹ Kunstdenkm. Württemberg, Jagstkreis, S. 427.

¹²² Ginter, a. a. O., Oberrh. Pastoralbl. S. 185.

¹²³ Näheres zur Familiengeschichte bei Laur, Kunstdenkmäler der Stadt Haigerloch, Stuttgart, 1913, S. 25. Vgl. auch Beck, Meinrad von Aw, Maler aus Sigmaringen, Diözesanarchiv von Schwaben, 20. Jg. (1902), S. 71/73 u. 212.

zu gelten hat. Laur meint, daß der Riedlinger Maler Joseph Ignaz Wegscheider in Frage kommen könne oder der aus Wangen i. Allgäu gebürtige Franz Joseph Spiegler. Mir scheint eher eine stilistische Verwandtschaft Uws mit Wegscheider als eine solche mit Spiegler vorzuliegen. Während wir über Spiegler bereits genauer unterrichtet sind¹²⁴, ist über Wegscheiders Wirken noch nicht allzuviel bekannt. Der 1704 in Riedlingen Geborene ist ein Sohn des aus Neufra stammenden Malers Johann Georg Wegscheider. Er heiratete 1731 in seiner Geburtsstadt, war hier 1750, 1757 und 1758 Bürgermeister. Sein Todestag ist nicht bekannt, aber nach neuesten Nachforschungen fällt er spätestens ins Jahr 1760¹²⁵. Seine ersten Arbeiten, von denen wir wissen, gehören in die dreißiger Jahre. Zu den frühesten Werken zählt die perspektivische Deckenmalerei im Jagdsaal des 1734 erbauten Propsteigebäudes in Mochental, die er 1737 ausführte¹²⁶. Von 1738 stammen seine Deckenmalereien in der Pfarrkirche zu Bregenz¹²⁷. In dieselbe Zeit fallen seine Fresken in der Klosterkirche zu Beuron, deren Erbauung

¹²⁴ H. Ginter, Südwestdeutsche Kirchenmalerei des Barock, Augsburg 1930.

¹²⁵ Näheres Beschreibung des Oberamts Riedlingen, S. 569. Nach gütiger Mitteilung von Herrn Pfarrer C. Brehm in Offingen a. Bussen sind nach neuer, genauester Nachforschung durch ihn und den Verfasser der Oberamtsbeschreibung einige Berichtigungen und Zusätze zu den in der Oberamtsbeschreibung verzeichneten Angaben zu machen. Hier heißt es, Wegscheider sei 1758 „Konsul“ gewesen. „Konsul“ bedeutet aber nicht, wie in der Oberamtsbeschreibung zugefügt, Ratsherr, sondern Bürgermeister. Zu der Notiz „gestorben vermutlich 1761, jedenfalls vor 1772“ ist zu bemerken: Am 9. 3. 1757 und 12. 2. 1758 ist Wegscheider letztmals Taufpate; 4. 7. 1758 und 4. 7. 1759 ist er bereits anderweitig ersetzt. Bei der Trauung seiner Tochter Maria Kath. Clara am 26. Mai 1759 ist niemand von der Familie unter den Zeugen, obwohl sich unter ihnen der Sitte gemäß meistens die Eltern befinden. Am 2. 9. 1760 wird im Ratsprotokoll die Frau Amtsbürgermeister Wegscheiderin (Kathar. Baizin) als Klägerin erwähnt und dabei als verwitwet bezeichnet. Das fehlen des Todeseintrages ist nicht auffällig, weil das Totenbuch für diese Zeit Lücken hat. Wegscheiders Tod fällt demnach in die Zeit nach 12. 2. 1758 und vor 2. 9. 1760. — Zu Joh. Gg. Wegscheider Beschreibung des Oberamts Riedlingen, S. 575. — Vgl. auch Kunstdenk. Württemberg, Donaukr., S. 572 (Munderkingen). Ob der bei M. Riesenhuber, Die kirchliche Barockkunst in Österreich, Linz (Wien) 1924, S. 313 und 486 genannte Bildhauer und Schreiner Wegscheider, der zwischen 1669 und 1703 die Chorgestühle im großen Chor der Stiftskirche Kremsmünster ausführte, in verwandtschaftlicher Beziehung steht, ist noch festzustellen.

¹²⁶ Gradmann, a. a. O., S. 262. Kunstdenk. Württemberg, Donaukreis, S. 550, 554.

¹²⁷ Dehio, Hdb. d. deutsch. Kunstdenk., Österreich Bd. 1, S. 522. Beschreib. d. Oberamts Riedlingen, S. 569.

auf die Jahre 1728 bis 1738 angegeben wird. Sie stehen nicht mehr in der alten Umgebung, weil die Benediktiner den Raum in neuerer Zeit umgestalteten, Veränderungen, die man bei der Beurteilung des Wegscheiderschen Werkes in Rechnung ziehen muß¹²⁸. 1738 entstand auch das signierte und datierte, 1857 von Possleit restaurierte Gemälde des Hauptaltars in der kleinen Martinskapelle zu Nenzingen, das den Heiligen von Tours hoch zu Ross darstellt¹²⁹. Zu den frühen Arbeiten gehört weiter die Deckenmalerei mit der Darstellung der Apotheose des hl. Joseph in der Josephskapelle zu Hedingen bei Sigmaringen, einem achteckigen Kuppelbau von 1739¹³⁰. Einige Jahre später schuf er die Deckengemälde im Schiff der Pfarrkirche in Grüningen, die von 1739 bis 1743 erbaut worden war¹³¹. In der Georgskapelle zu Dietershausen, die 1754 vom Kloster Marchtal errichtet wurde, malte Wegscheider laut Inschrift im Erbauungsjahre die lebendige Deckenmalerei¹³². Ebenso ist die 1756 ausgeführte Deckenmalerei in der von Joh. Caspar Bagnato erbauten Dorfkirche zu Unterwachingen sein Werk¹³³. Die Deckengemälde in der anmutigen, 1755 von Werkmeister Schneider aus Riedlingen erbauten Marienkapelle des zwischen Riedlingen und Scheer gelegenen Ertingen entstanden nach der Inschrift 1758. Da sich in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts ein Teil der Decke gelöst hatte, wurden die Fresken übertüncht und erst 1911 wieder freigelegt. Neu gemalt wurde nur die Madonna an der Schiffdecke. Das Wegscheidersche Chordeckenbild ist nicht berührt worden¹³⁴.

¹²⁸ Zingeler und Laur, Die Bau- und Kunstdenkmäler in den hohenzollernschen Länden, Stuttg. 1896, S. 190. Laur, a. a. O., S. 25. Gradmann, a. a. O., S. 312.

¹²⁹ H. Sauer, a. a. O., Oberrhein. Kunst, Jahrg. 6, S. 212; H. Sinter, Die St. Martinskapelle zu Nenzingen (Birnauer Kalender 1932, S. 106 ff.).

¹³⁰ Die Angabe bei Zingeler und Laur, a. a. O., S. 272, daß sowohl der Bau als auch das Kuppelgemälde Wegscheiders von 1789 sei, muß auf einem Irrtum beruhen. Gradmann, a. a. O., S. 311. Dehio, Hdb. III, S. 499.

¹³¹ Beschreibung des Oberamts Riedlingen, a. a. O., S. 766.

¹³² Ebenda, S. 713.

¹³³ Ebenda, S. 908/909. Abb. im Atlas d. Kunstdenkm. Württemberg, Donaufr., Oberamt Riedlingen, Taf. 92. Gradmann, a. a. O., S. 266.

¹³⁴ Beschreib. d. Oberamts Riedlingen, S. 745. Gradmann, a. a. O., S. 265. In der 3. A. von Dehios Hdb. III, S. 129 wird von einem angeblich zum Oberamt Riedlingen gehörigen Ort Erisingen mitgeteilt, daß sich in dessen Friedhofskapelle Fresken von Wegscheider befinden. Diesen Ort gibt es nicht. Die hierzu gemachten Angaben beziehen sich auf Ertingen im Oberamt Riedlingen. Dieses Ertingen wird schon in der 2. A. von Dehios Hdb. (1920) fälschlich als Erisingen bezeichnet. Dieser Fehler wurde in die 3. A. übernommen, sodaß hier zwei Orte namens Erisingen erscheinen. Das zweite Erisingen ist also zu streichen.

Die Deckenfresken in der 1758 umgestalteten Kirche des im Oberamt Spaichingen liegenden Dorfes Egesheim, für die auch Ferdinand Dent arbeitete, werden als sein Werk bezeichnet¹³⁵. Für die Klosterkirche Zwiefalten, deren Neubau ebenfalls 1759 begann, aber hinsichtlich seiner Ausstattung erst gegen 1780 abgeschlossen wurde, arbeitete er angeblich neben Meinrad von Uw und J. G. Meßmer als Gehilfe Joseph Spieglers¹³⁶. Das hohenzollernsche Nonnenkloster Inzigkofen a. d. Donau ließ von ihm das Deckenfresko in der Ovalekapelle des Klostersgartens anfertigen¹³⁷. Auch als Kupferstecher wird er genannt¹³⁸. Obwohl Wegscheider nicht zu den Großen seines Faches gehört, sind doch seine Arbeiten gute Leistungen, die mehr Beachtung verdienen, als ihnen bisher entgegengebracht worden ist. Neuerdings wird er auch als Lehrer des talentvollen Malers Joseph Esperlin (1707—1775) bezeichnet¹³⁹.

Ins Jahr 1748 fallen Uws Deckenfresken für die Schloßkirche in Haigerloch¹⁴⁰. Sie sind von eigenartigem Reiz. Im Mittelbild des Chorgewölbes erscheint die heilige Dreifaltigkeit. Die Komposition ist späteren Arbeiten gegenüber noch etwas steif. Die Körper sind mit viel Liebe und Genauigkeit gemalt. Dem menschlichen Körper ist in seinem Bau noch sehr sorgfältig nachgegangen, der einzelne Muskel gewissenhaft gezeichnet, das Bestreben nach räumlicher Wirkung der Figuren unverkennbar. Ebenso wird jeder Faltenzug der Gewandung mit Hingabe an das Objekt verfolgt. Man hat den Eindruck, als ob der Ausführung genaue Naturstudien vorausgegangen wären. Die Betonung der Modellierung und die Sorgfalt in den Einzelheiten tragen ebenso wie die harten Konturen zu einer gewissen Schwere und Steifheit der Gestalten bei. Man sieht, daß der Künstler mit voller Hingabe geschaffen hat, doch aber über eine bestimmte akademische Strenge noch nicht hinausgekommen war. Ein Vorzug gegenüber den Alterswerken besteht

¹³⁵ Gradmann, a. a. O., S. 203. Dehio Hdb. III S. 108. Ginter, Nenzingen, a. a. O. Beschreibung des Oberamts Spaichingen (Stuttg. 1876, S. 307) und Kunstdenkm. Württemberg, Schwarzwaldkr., S. 346, führen nur Dent an.

¹³⁶ Gradmann, a. a. O., S. 209. Dehio, Hdb. III, S. 594.

¹³⁷ Laur, a. a. O., S. 25. Gradmann, a. a. O., S. 314. Dehio, Hdb. III, S. 229.

¹³⁸ Beschreibung d. Oberamts Riedlingen, S. 569. Ginter, Nenzingen, a. a. O. Vgl. Kunstdenkm. Württemberg, Donaukr., S. 607.

¹³⁹ Ginter, Südwestdeutsche Kirchenmalerei, a. a. O., S. 145.

¹⁴⁰ für die Überlassung photographischer Aufnahmen nach Werken Uws bin ich Herrn Pfarrer Waldenspul-Grulol zu Dank verpflichtet.

darin, daß die später einsetzende, flache Typisierung noch vermieden ist, wenn sich auch die Anzeigen für die spätere Manier schon geltend machen. Das unmittelbar vor dem Choreingang befindliche Deckengemälde mit der Darstellung der Christophoruslegende überrascht durch eine eigentümliche Einteilung des Bildfeldes, die allerdings keine Erfindung Awws ist, sondern schon vordem, etwa bei Karl Stauders Langhausdeckengemälde in der Klosterkirche zu Münsterlingen (Kanton Thurgau), in ähnlicher Weise begegnet. Vier kräftige, mit spätbarockem Zierat geschmückte Stützen laufen nach der Mitte des freisrunden Bildes und tragen eine kleine, offene Laterne, in der zwei Puttenköpfschen sichtbar werden. Die so erzeugten vier Sektoren enthalten Szenen aus der Legende. Die Gruppen sind mit großem Geschick der ungewöhnlichen Bildfläche angepaßt. Sie alle zeigen eine Arbeit nach wohlüberlegtem Plan. Ausdrucksvoll vor allem die sehr persönliche Christophorusgestalt mit dem Christkind auf der Schulter. Auch hier wieder finden wir die bei der Trinitas aufgezeigten charakteristischen Merkmale der Malweise. Die stellenweise eingefügten Architekturkulissen schmiegen sich gefällig dem Bildrahmen ein. Die anschließende Flachkuppel des Langhauses schmückt eine Darstellung der Katharinenlegende. Auf die eigenartige Gliederung des runden Bildfeldes, die wir bei der Christophoruslegende antrafen, ist hier aus Gründen einer dekorativen Steigerung nach dem Chor zu verzichtet. Über perspektivisch gegebenen Architekturen und Landschaftskulissen spannt sich das weite Himmelszelt. Engel bringen der Märtyrerin aus der Höhe Palme und Kranz des Sieges. Die Figurengruppierung ist auch hier wieder sehr geschickt. Der aus der Bildscheibe sich ergebende Rhythmus wird durch die Gestaltenanordnung glücklich unterstützt. Außerdem haben sich Stukkator und Maler gut in die Hände gearbeitet. Wo die Stukkatur für die Flucht des runden Bildrahmens Zäsuren setzt, erscheinen auch im Bildfeld solche; das Einienenspiel der den Rahmen übergreifenden Kartuschen setzt der Maler in lockerer Form fort, um schließlich im Wirbel der Engel und Wolken in der Mitte des Gemäldes der Rotation freien Lauf zu lassen. Die kleineren Zwickelmalereien in Chor und Langhaus stellen die vier Weltteile und Geschichten aus dem Alten Testament dar; über der Empore musizierende Engel und der heilige Franziskus. Die Tiefenwirkung der Farbe verleiht den Haigerlocher Deckenbildern einen

vornehm zurückhaltenden Charakter. Auch die Gemälde der Altäre sind aus der Werkstatt Aws hervorgegangen, doch weisen sie deutlich darauf hin, daß Gehilfen mit beschäftigt waren.

Bald darauf treffen wir Aw in Pfullendorf¹⁴¹. An der dortigen Pfarrkirche wurde gegen Mitte des Jahrhunderts eine durchgreifende Renovation vorgenommen, wobei es auch zu baulichen Änderungen kam. Aw führte hier neben kleineren Arbeiten die Deckenbilder und die Malerei der Wandfelder im Chor aus. Der erhaltene Afford datiert vom 6. April 1750. Das Chordeckenbild entstand laut Chronogramm noch im Jahre des Kontraktabschlusses. Es ist das Hauptstück seiner Dekoration und gehört zu seinen besten Leistungen. In seiner leicht asymmetrischen Komposition, in Figurenanordnung und Architekturaufbau weist es schon auf das ein Jahrzehnt später geschaffene Deckenbild im Langhaus der Haigerlocher St. Annakirche hin. Laur hat die Vermutung ausgesprochen, daß möglicherweise Spiegler, der 1745 die Seitenaltarbilder für das Pfullendorfer Gotteshaus schuf, Anteil an den von Aw ausgeführten Deckenmalereien haben könne; dies anzunehmen ist jedoch nicht notwendig und wenig überzeugend. Vielmehr stimmt der Entwurf des Chordeckenbildes völlig mit der Manier überein, die Aw anzuwenden pflegte. Auch weisen die Figuren in Typ und Haltung eindeutig auf ein selbständiges Arbeiten unseres Meisters. Schon bei dem Pfullendorfer Werk begegnen innerhalb des Bildes allerhand für den gelehrten Betrachter berechnete, lateinische Inschriften, eine Angewohnheit, die wir bei dem Künstler auch in der Folgezeit immer wieder antreffen. Aws etwa gleichzeitig entstandene Deckenmalerei in der bei Pfullendorf gelegenen Maria-Schray-Kapelle gibt schon deutliche Hinweise auf seinen späteren Stil. Mangelnder Ausgleich im Aufbau, wie z. B. sehr auffällig im Fußstück des Langhausgemäldes, wo eine gar zu betonte Diagonale das Bildfeld zerlegt, die etwas hart im Bildganzen stehende, steife Architektur oder Parallelismen in der Körperanordnung sind Erscheinungen, die nicht ganz befriedigen.

¹⁴¹ Laur, a. a. O., S. 25. E. Heizmann, *Sacra Juliomagus, Radolfzell 1899*. H. Ginter, *Die Pfarrkirche von Pfullendorf, Birnauer Kalender 1931*, S. 101 ff. Derf., *Die christliche Kunst der drei Bezirke Stockach, Meßkirch und Pfullendorf, „Zwischen Bodensee und Donau“ (1934)*, S. 146—148. Freiburg. Kathol. Kirchenblatt, 27. Jg. (1883), S. 394.

Im Anfang der fünfziger Jahre dekorierte Aw zusammen mit Jakob Schwarzmann die Kirche in Klosterwald¹⁴². Die 1753 entstandenen Fresken passen sich mit ihrer gedämpften Dramatik vorzüglich in die saftige, wenn auch keineswegs verschwenderische Stuckdekoration seines begabten Mitarbeiters ein. Das in ein Kreisrund eingefangene Fresko des Chorraumes gehört als wohlausgewogene Komposition mit zum Reifsten, was des Künstlers Hand geschaffen hat. Eine ebenfalls sehr eindrucksvolle Leistung ist das Langhausdeckenbild. Über einer kühn aufgebauten, phantastischen Architektur öffnet sich der weite Himmelsraum; in der Mitte der Erlöser, umringt von Heiligen und Engelscharen. Eine Diagonale teilt den Bildraum, das Himmlische vom Irdischen scheidend. Durch das in zügigen Kurven geführte Abschlußgestims der Architekturkulisse wird jene bedrückende Starrheit, die wir in der Pfullendorfer Maria-Schray-Kapelle feststellen konnten, vermieden. Der Flüssigkeit der Konstruktion des Bildganzen entspricht der größere Reichtum in der Erfindung der einzelnen Gestalten. Man merkt, daß der Maler in Klosterwald nach wohlbedachtem Plan vorgegangen ist.

1755 folgten die Deckenfresken in der Haigerlocher St. Anna-Kirche¹⁴³, wohl das Beste im Werke Aws. Eine ehrenwerte Leistung ist das Mittelbild. Der Aufbau des Gemäldes ist dem des Pfullendorfer Chorfreskos ähnlich, doch zeugt es diesem gegenüber von größerer Geschmeidigkeit. Die Architekturkulisse ist eleganter und elastischer; sie dankt die größere Lockerheit nicht zuletzt der stärkeren Untersicht, welche von bedeutendem Können auf dem Gebiete der perspektivischen Maltechnik kündet. Die Streifen der Balkonbrüstungen und die, wenn auch nicht schemenhafte so doch unverkennbare Isocephalie hatten in das Pfullendorfer Werk etwas Monotones gebracht. Das ist in dem Gemälde der Annakirche zum Vorteil vermieden. In den Reihen der agierenden Personen, unter denen sich auch der Bauherr Fürst Josef, der Baumeister Christian Großbayer, ein in der Gegend mehrfach beschäftigter Architekt, der bekannte Bildhauer Georg Weckemann und Meinrad von Aw befinden, steckt mehr Lebendigkeit als in der Kette der Pfullendorfer Andächtigen. Der Umstand, daß nicht, wie in Pfullendorf, ein

¹⁴² Zingeler und Laur, a. a. O., S. 251 f. Laur, a. a. O., S. 25. Gradmann, a. a. O., S. 316. Dehio, Hdb. III S. 253.

¹⁴³ Zingeler und Laur, a. a. O., S. 96. Laur, a. a. O.

schwerer Vorhang das Bild nach oben abschließt, sondern der lustige Himmel mit der Dreifaltigkeit in der Mitte und der sie umschwärmenden Engelschar dem Blick freigelegt wird, bringt auch in den oberen Teil der Darstellung befreiende Luftigkeit. Die große Dreieckanlage im Unterteil der Bildfläche findet in der Figur des Fürsten und in sitzenden Gestalten unterhalb des Podestes eine gelungene Resonanz. Schließlich darf eins nicht unerwähnt bleiben, die glückliche Farbgebung. Nichts mehr von der farbigen Zurückhaltung, die wir in der Haigerlocher Schloßkirche fanden. Ein fattes Rot und ein lebendiges Kobaltblau leuchten dem Betrachter als Hauptfarben entgegen. Gegenüber den sieben Jahre früher entstandenen Arbeiten in der Haigerlocher Schloßkirche zeigt sich insofern ein Fortschritt, als der zeichnerische Vortrag jetzt lockerer, leichter, ungebundener geworden ist.

In die fünfziger Jahre fallen die besten Schöpfungen Meinrad von Aws. Was St Anna-Haigerloch folgte, zeigt schon ein Sinken der künstlerischen Kräfte. Weder die 1759 vollendeten Deckenbilder in der neuen Pfarrkirche zu Sigmaringen¹⁴⁴ noch seine 1764 geschaffenen Deckenmalereien in den Seitenkapellen, über den Seitengalerien des Langhauses und über der Orgelempore in Zwiefalten¹⁴⁵ oder die 1768 gemalten, nicht mehr im Ganzen erhaltenen Fresken in Chor und Schiff der damals erneuerten Pfarrkirche zu Laiz¹⁴⁶ reichen an die Arbeiten der künstlerisch produktivsten Zeit heran. Auch nicht die Schöpfungen für Messkirch, auf die wir jetzt noch etwas näher eingehen wollen.

Der Kompositionsgedanke des Chordeckenbildes in Messkirch ist keineswegs eine neue Idee, sondern eine Variation dessen, was Aw schon im Chorbild der Pfullendorfer Pfarrkirche und in St. Anna zu Haigerloch geboten hatte. Eine ziemlich schwer wirkende Architekturkulisse, im Ganzen schon stark der Symmetrie fröndend; ein bequasteter Vorhang schneidet oben etwas hart ein Stück des ovalen Bildfeldes schräg ab, er findet ziemlich schematisch sein

¹⁴⁴ Zingeler und Laur, a. a. O., S. 268. Laur, a. a. O., S. 26. Fr. Heinrichs, Die Stadtpfarrkirche in Sigmaringen, Mitteilungen d. Vereins f. Gesch. u. Altertumskunde in Hohenzollern, 58. Jg. (1924), S. 85/86.

¹⁴⁵ Laur, a. a. O., S. 26. Kunstdenkm. Württemberg, Oberamt Münsingen (1926), S. 153. E. Fiechter, Zwiefalten (Deutsch. Kunstf. Bd. 12), Augsburg, 1927, S. 22.

¹⁴⁶ Zingeler und Laur, a. a. O., S. 246. Laur, a. a. O., S. 26. Gradmann, a. a. O., S. 314.

Widerspiel in einer Treppe, die rechts unten zum Podest führt, auf dem die Haupthandlung vor sich geht. Überall zeigt sich der Hang zu einer eigentümlichen Parallelität, so bei den beiden Hauptfiguren, den unter ihnen vor dem Podest befindlichen Gestalten und anderorts. Das große Mittelbild des Langhauses mit der Darstellung der Dreifaltigkeit, eine figurenreiche Komposition, läßt in seiner Anlage unbefriedigt. In großer Kurve zieht sich eine dicht gedrängte Schar heiliger Männer und Frauen quer durch den Bildraum. Dem Maler ist es auf eine individuelle Ausdeutung der dargebotenen Gestalten nicht angekommen, all die anbetenden Heiligen sind Kollektivwesen. Wesentlich unangenehmer als auf diesem Gemälde, wo schon das Thema einer Anbetung der Dreifaltigkeit durch eine große Menge Heiliger das Verlangen nach einer Betrachtung der einzelnen Gestalt zurücktreten läßt, wirkt das Unpersönliche der Figuren auf einem Bild wie der Darstellung der Heiligen Nacht. Sämtliche Männergestalten sind auf diesem kleinen Deckengemälde in der Seitenansicht geboten, all ihre Köpfe im Profil. Außerdem sind diese Köpfe durchweg über ein Schema gearbeitet: eine sehr krumme, große Nase, scharf heraustretende Backenknochen, am Kinn ein zottiger Ziegenbart. Wie für seine männlichen Figuren verwendet der alternde Aw auch für die Frauen einen bestimmten Typ mit unnormaler langer, nach innen gebogener, spitzer Nase, deren Rücken meist ohne Unterbrechung in die Stirn übergeht. Die Anfänge dieser Typenbildung liegen, wie bereits erwähnt, schon in den frühen Werken verborgen. Das andere Nebenplafond zum Hauptbild des Langhauses bringt die Anbetung der Engel, ein kleines Rundbild über der Orgelempore den Harfe spielenden David. Die übrigen, kleinen Malereien brauchen uns nicht zu beschäftigen; sie bestätigen nur, was wir über die Hauptstücke gesagt haben. Das Kolorit der Malereien in Messkirch reicht bei weitem nicht an den satten Farbenglanz der Werke aus Aws bester Zeit heran.

In die späteste Zeit seines Schaffens fallen die Deckengemälde der Stiftskirche zu Hechingen¹⁴⁷, wo der Künstler mit dem Gammeringer Maler Dent zusammenarbeitete. Die Kirche, von Großbayer nach Entwürfen des Straßburgers d'Jrnard zwischen 1779 und

¹⁴⁷ Jüngeler und Laur, a. a. O. S. 122. Laur, a. a. O., S. 27. Gradmann, a. a. O., S. 304.

1783 erbaut, ist ein Musterbeispiel für den Klassizismus. Von den Aw'schen Arbeiten sind nur noch die für die beiden Seitenkapellen geschaffenen vorhanden. Das große Deckengemälde des Hauptraumes stammt aus den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts¹⁴⁸.

Dieser kurze Überblick möge zur Orientierung über den Maler Meinrad von Aw genügen. Mit dem Genannten ist aber keineswegs die Reihe seiner Werke beschloffen. Er hat noch an vielen anderen Stellen gewirkt. Für die Pfarrkirche in Langenenslingen (Hohenzollern) schuf er 1754 die Deckenmalerei¹⁴⁹. In der Grabkapelle der Klosterkirche Hedingen bei Sigmaringen malte er um 1760 Fresken¹⁵⁰, ebenso um 1770 in Otterswang¹⁵¹ und in der Klosterkirche zu Roth (Oberamt Leutfirch)¹⁵². Tafelbilder von ihm befinden sich in Haigerloch¹⁵³, Bittelschieß (um 1760)¹⁵⁴, Storzingen (1769)¹⁵⁵, Harthausen a. d. Scheer¹⁵⁶, Rottweil (Dominikanerkirche)¹⁵⁷, Sigmaringen (Pfarrkirche)¹⁵⁸ und in der Stadtkirche zu Meßkirch. Ein historisches Gemälde über dem Sigmaringer Schloßportal aus der Zeit seiner besten Leistungen sei auch nur erwähnt¹⁵⁹. Beck¹⁶⁰ spricht von zwei in Ravensburger Privatbesitz befindlichen Porträts des hohenzollernschen Fürstenpaares aus dem Jahre 1764. Neuerdings sind noch Arbeiten in Leutfirch und Hirrlingen genannt worden¹⁶¹. Daß er auch die zerstörten Fresken in der bereits 1723 geweihten Wallfahrtskirche zu Engelswies geschaffen habe, ist lediglich Vermutung, die jeder urkundlichen Stütze entbehrt¹⁶².

148 Dehio, Hdb. III S. 194 ist hierin zu berichtigen.

149 Laur, a. a. O., S. 25. Gradmann, a. a. O., S. 314. Dehio, Hdb. III, S. 269.

150 Gradmann, a. a. O., S. 311. Dehio, Hdb. III, S. 195.

151 Laur, a. a. O., S. 27. Gradmann, a. a. O., S. 275.

152 Laur, a. a. O., S. 27. Kunstdenkm. Württemberg, Donaukr. (Oberamt Leutfirch), S. 595, 601, 705, 710.

153 S. o.

154 Laur, a. a. O., S. 26. Gradmann, a. a. O., S. 314.

155 Laur, a. a. O., S. 26. Gradmann, a. a. O., S. 300.

156 Zingeler und Laur, a. a. O., S. 8. Laur, a. a. O. S. 26.

157 Laur, a. a. O., S. 26.

158 Zingeler und Laur, a. a. O., S. 268. Laur, a. a. O., S. 26.

159 Laur, a. a. O., S. 26. Gradmann, a. a. O., S. 310.

160 A. a. O., S. 73.

161 Ginter, Pfullendorf, a. a. O.

162 J. Ebner, Gesch. d. Wallfahrt u. d. Dorfes Engelswies bei Meßkirch, Bruchsal 1923, S. 16.

Wir kommen nun zu Jakob Schwarzmann¹⁶³. Unser Wissen um diesen Künstler ist bis zur Stunde recht dürftig geblieben. Er ist einer von jenen schwäbischen Meistern des 18. Jahrhunderts, um die man sich bisher sehr wenig gekümmert hat. Über die Person des Stucktors läßt sich nicht viel sagen. Die Meßkircher Akten nennen ihn „Jacob Schwarzmann von Schniffis bei Feldkirch“¹⁶⁴. Schniffis ist sein Heimort, in dem er 1729 geboren wurde und 1784 gestorben ist. Sein Vater war Joseph Schwarzmann, die Mutter eine Franziska geb. Marti. Seine um acht Jahre jüngere Frau hieß Barbara Duelli. Daß er zeitweilig den Posten eines Gerichtsammanns bekleidete, zeugt von der Achtung, die man ihm entgegenbrachte. Auch als Künstler war er bei den Zeitgenossen geschätzt. Der Schussenrieder Chronist P. Pankraz Nothelfer nennt ihn einen soliden, gescheiten Mann, guten Zeichner und tüchtigen, gelobten Arbeiter. Als Wirkungsstätten des Stucktors lassen sich die folgenden angeben. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts schuf er zusammen mit Meinrad von Aw die reiche Dekoration der ehemaligen Zisterzienserinnenkirche Klosterwald, das Bedeutendste, was in Hohenzollern in dieser Zeit geleistet wurde. Schwarzmann stellt sich hier als sehr geschickter Stucktor vor. Er wußte dem Kirchenraum ein sehr schönes Stuckkleid zu geben. Die Verzierungen sind nicht in übermäßiger Fülle angebracht, aber sie sind saftig und satt. Ein kräftiges, in kühnen Kurven geführtes Rahmenwerk umsäumt das Langhausdeckengemälde A. u. S. Auch das Chorplafond wird von saftigen Rahmenverzierungen des Stucktors umgriffen. Dreist legen sich die schweren Rahmenbesätze in die Bildfläche hinein. Diese Art ist am ehesten der kraftvollen Stuckkunst eines Joseph Anton Faichtmayer, jenes Großen der Bodenseeegend im 18. Jahrhundert, zu vergleichen. Die für Klosterwald festgestellte Vollblütigkeit des Stucks eignet auch der Dekoration Schwarzmanns, die er zur

¹⁶³ Beck, Der Klosterneubau in Schussenried, ein Beitr. zu Schussenrieds Baugeschichte, Diözesanarchiv von Schwaben, 13. Jg. (1895), S. 105 ff. Ruesf, Die Künstler und Meister, welche beim Bau des neuen Klosters in Schussenried tätig waren, Archiv f. christl. Kunst, 13. Jg. (1895), S. 106 f. Laur, a. a. O., S. 19. Gradmann, a. a. O., S. 275, 310, 316. Beschreibung d. Oberamts Tettnang, Stuttg. 1915, S. 672. Heinrichs, a. a. O., S. 83—85. Dehio, Hdb. III, S. 255, 492, 499, 556. Ginter, Pfullendorf, a. a. O., S. 113/114. Derf., a. a. O., „Zwischen Bodensee und Donau“, S. 131, 146, 148. H. Sauer, Herkunft, a. a. O., S. 64, Anm. 100. Derf. a. a. O., Ober-rhein. Kunst, Jg. 6, S. 236/237, 253/254. Cumbült, a. a. O., S. 136.

¹⁶⁴ Bericht d. Meßkircher Oberamts an den Fürsten vom 14. August 1772.

Jahrhundertmitte im Chor der Pfullendorfer Pfarrkirche schuf; die Stuckaturen des Langhauses stammen von dem Konstanzer Johann Georg Graff, dessen Arbeit schwächer ist als die Schwarzmanns. Einen ähnlichen Charakter wie der Chorstück der Pfarrkirche haben Schwarzmanns Stuckaturen in der Maria-Schray-Kapelle bei Pfullendorf. Daß der Künstler auch in leichteren Formen zu arbeiten vermochte, beweist seine Dekoration in der von 1757 ab erbauten Pfarrkirche zu Sigmaringen. Hier schuf er wieder mit Aw zusammen. Die Stuckatur und Quadratur, die er laut Vertrag am 1. Mai 1758 übernahm, vollendete er im Sommer 1759. Schwarzmanns Entwürfe für Sigmaringen liegen im Heimatmuseum zu Feldkirch, wo sich auch noch andere Zeichnungen des Künstlers (Entwürfe für die Dekoration einer dreischiffigen Hallenkirche und für einen Altar) befinden. Trotz des Unterschiedes, der im Hinblick auf den Dekorationsentwurf zwischen Klosterwald und Pfullendorf einerseits und Sigmaringen andererseits besteht, ist Schwarzmann als Schöpfer der Sigmaringer Stuckaturen nicht zu verkennen. Sowohl die Züchtigkeit als auch die Unterseßtheit der Formen (Pilasterkapitelle!) weisen auf unseren Künstler. Am bekanntesten ist sein Name wohl durch seine in den fünfziger Jahren durchgeführte Dekoration des Schussenrieder Bibliotheksaales geworden. Schwarzmann hat aber auch den größten Teil des seit 1752 neu errichteten Klostergebäudes ausgeschmückt. In einem Vertrag vom Juli 1754 übernahm er die Auszierung des ersten, westlichen Halbflügels einschließlich des Pavillons. Weitere Arbeiten im Konventbau wurden ihm 1758 zugewiesen, vordem schon die Stuckdekorationen im Nordflügel. Für Schloß Tettmang ist Schwarzmanns Tätigkeit angenommen. Möglicherweise ist er der Schöpfer der eigentümlichen Stuckaturen in der Schloßkapelle (um 1760). Da auf einer auf Sigmaringen bezüglichen Quittung vom 26. November 1758 Welschenberg als Ausstellungsort erscheint, ist zu schließen, daß der Stuckator damals in der 1754/56 anstelle einer älteren Kirche erbauten, jetzt nur noch als Ruine vorhandenen Wallfahrtskirche Mariahilf auf dem Welschenberg bei Mühlheim a. d. Donau beschäftigt war. Schwarzmanns Dekoration in Meßkirch verrät, daß wir uns mehr und mehr auf den Klassizismus zu bewegen. Schon begegnen die für den neuen Geschmack so bezeichnenden, dicken Girlandengehänge und Bänder. Das Rahmenwerk der Deckenfresken ist zart geworden, nur noch

ganz bescheiden und vereinzelt greift ein Stuckchnörkel in das Bildfeld hinein. Vieles ist auf Symmetrie abgestellt. Dabei bleibt der Vortrag frisch und lebendig. Manche Stelle zeigt ein köstliches Ensemble lustig durcheinander geschlungener Formen. Sehr originell die energischen Apostelköpfe, die in Medaillons eingefangen zwischen Ober- und Unterlicht der Fenster und vor Pyramiden oberhalb des Pilastergebälks seitlich des Choreingangs sitzen. Reizend die Gruppen spielender Putten über dem Gebälk der Langhaus- und Chorpilaster. Der Entwurf zu Schwarzmanns Meßkircher Dekoration ist erhalten und befindet sich im Museum der Burg Hohenzollern. Zuletzt noch die Beantwortung einer offenen Frage. Die Stuckierung in der Haigerlocher Schloßkirche ist laut einer Inschrift unter der Herrschaftsloge von einem Nikolaus Schütz ausgeführt worden. Nun meint Laur, daß Schütz möglicherweise nur ausführendes Organ gewesen sei, während der Urheber des Entwurfs der Stuckdekoration ein anderer war; vielleicht habe Schwarzmann den Entwurf geliefert. Schwarzmann kann aber keinesfalls in Frage kommen, weil der Charakter dieser Haigerlocher Stuckornamentik im ganzen Gegensatz zum Wesen der Schwarzmannschen Dekorationskunst steht. Schwarzmanns Ornament ist in dieser Zeit vollblütiger, nicht so kleinteilig wie der Haigerlocher Stuck. Man kann sagen, die ganze künstlerische Handschrift unseres Stucktors ist eine andere. Ein Vergleich der Stuckaturen von Haigerloch und Klosterwald, die fast gleichzeitig entstanden sind, wird das ohne weiteres bestätigen.

Franz Xaver Biecheler¹⁶⁵ ist kein besonders bedeutender Künstler. Die Tätigkeit dieses 1726 vermutlich in der Meßkircher Gegend geborenen, am 12. Januar 1787 in Donaueschingen verstorbenen Bildners läßt sich an verschiedenen Stellen nachweisen. Von ihm stammt der Tabernakelaufbau in Hüfingen, ebenso der für 200 Gulden gelieferte Hochaltar in Unterbaldingen. Für die 1724 ff. von dem Prager Baumeister und Dienzenhoferschüler Franz Kanka errichtete Kirche zu Donaueschingen, in der Fürst Wenzel 1756 dekorative Neuerungen vornehmen ließ, schuf Biecheler mit dem Hofschreiner M. Bäusch die vorderen Seitenaltäre der Muttergottes und der hl. Walburga. Von Biecheler stammt wahrscheinlich auch

¹⁶⁵ H. Feurstein, Die kathol. Stadtkirche zum hl. Johannes d. T. in Donaueschingen 1724—1924, Donaueschingen 1925. H. Sauer, Herkunft a. a. O., S. 64 Anm. 100. Verf., a. a. O., Oberrhein. Kunst, Jg. 6, S. 253. Tumbült, a. a. O. S. 136. Ginter, a. a. O., „Zwischen Bodensee u. Donau“, S. 131.

die Figur des hl. Aloysius, die 1758 als Stiftung des Fürsten Wenzel entstand. Ebenso rühren von unserem Bildhauer die 1753 geschaffenen drei Jünger im Ölberg her, der 1912 in der zur Kirche führenden Freitreppe neu aufgestellt wurde. Seine Altäre für Messkirch sind, wenn auch keine besonderen, so doch bemerkenswerte Leistungen. Originell sind vor allem die beiden Nebenaltäre am Choreingang. In den Aufbau des linken Altares ist die Predigtkanzel einbezogen, der Kanzelaufsatz des rechten birgt Orgelprospekt Pfeifen. Die Verquickung von Kanzel und Altar in einer katholischen Kirche des 18. Jahrhunderts ist etwas Auffälliges, ist doch der Gedanke der Verschmelzung von Kanzel und Altar ein protestantischer, der sich aus dem die Predigt in den Mittelpunkt der Andacht rückenden Kult ergibt¹⁶⁶. Die beiden Altäre sind asymmetrisch angelegt und wollen einander ergänzen. Die starke Asymmetrie ist für die siebziger Jahre, in denen Georg Dirr in Salem schon seine frühklassizistischen Musterarbeiten aufstellte, recht rückständig. Hinter der an den Ecken mit Rocaille abgefaßten Mensa steigt die mit dem Altarblatt¹⁶⁷ ausgelegte, in den Proportionen gedrückte Retabelwand empor, die auf architektonische Glieder vollkommen verzichtet. Auf einem Postament auf der Fensterseite, das mittels geschwungenen Gebälks von dem Mensahinterbau abzweigt, steht eine große Heiligenfigur. Ihr gegenüber befindet sich ein auf eine queroblange Vierpaßvolute gesetzter Putto. Fette Rocaille über dem unten und oben rundbogig geschlossenen Altarblatt leitet zum Kanzel- oder Orgelaufbau über. Auf der Fensterseite hängt von der Region seitlich des Schalldeckels bis herab auf die Brüstung des Kanzelkorpus ein großer Teppich. Auf der Innenseite der Korpusrampe und auf dem Schalldeckel sitzen große Engel, die bei dem Orgelaltar mit Cello und Pauken ausgerüstet sind. Ein Putto vorm Teppich in Schalldeckelhöhe vermittelt für das Auge zwischen den großen Engelgestalten. Dieser ganze Aufbau und die Figurenanordnung erinnern stark an Strukturformen, wie wir sie bei dem zu seiner Zeit in der Seegegend berühmten Joseph Anton Faichmayer, hauptsächlich bei dessen Schöpfungen der vierziger und fünfziger Jahre antreffen. Bichelers spätere Arbeiten wie die Messkircher zeigen, daß dieser dem Banne des ruhmgekrönten Salemer Bildhauers nicht entgehen

¹⁶⁶ Ein zweiter Fall ist mir aus der kleinen, klassizistisch ausgestatteten Kirche in Immendingen bekannt.

¹⁶⁷ Die zwei Blätter dieser beiden Nebenaltäre von der Hand Meinrads v. Au sind gute Beispiele für die spätere Tafelmalerei des Meisters.

konnte. Das bezeugt auch das Ornamentale an den Meßkircher Altären. An übernommenen Einzelheiten verweisen wir auf die zu Trommeln gereihten Trosssteine, die feiste Rocaille, die fetten Schilfblattwedel, die schreinermäßigen Schmuckauflagen, die Vierpaßvoluten. Der Hochaltar Biechlers ist ein Säulenaufbau. Auf Postamenten seitlich des Altars, welche mit diesem durch lockeres, ornamentgeschmücktes Gebälk verbunden sind, stehen die beiden Apostelfürsten. Über dem Gemälde in der Bekrönung Gottvater mit der Weltkugel, umschwärmt von Engeln, Putten und Cherubim. Tuchgehänge, Zöpfe und mit eckigen Henkeln versehene flache Kessel künden als Motive der ornamentalen Ausstattung die Nähe des klassizistischen Geschmacks. Möglicherweise stammen von Biechler auch die Seitenaltäre in der kleinen Kirche zu Mühlingen. Sie sind asymmetrische, im Aufbau eigentümliche, atektonische Gebilde mit nur einer, von Blütengewinden umschlungenen Säule; auf der Chorbogenseite steht eine schlanke Vollfigur in theatralischer Pose, auf der Fensterseite ist eine Büste angebracht.

Das von Joseph Christian gelieferte Epitaph gehört unstreitig mit zum Besten, was damals für St. Martin geschaffen worden ist. Es verrät einen sehr fortschrittlichen Geist seines Schöpfers. Die betonte Geradlinigkeit, die Gelassenheit des Ausdrucks der sehr schlanken Gestalten, die klassizistischen Ornamentformen, die nur leichte, wohlausgewogene Asymmetrie des Aufbaues weisen deutlich auf den Wandel des Geschmacks in diesen Tagen; der Klassizismus mit seiner vornehmen Zurückhaltung steht vor der Tür¹⁶⁸.

¹⁶⁸ Hier ist nicht der Ort, Joseph Christian eingehend zu würdigen. Der Bildhauer hat seinen Monographen schon in Michalski gefunden (Joseph Christian, Leipzig o. J.) Gegen die Ausführungen Michalskis hat sich neuerdings Feulner (Handbuch der Kunstwissenschaft, Skulptur und Malerei des 18. Jahrh. in Deutschland, Wildpark-Potsdam 1929, S. 88 ff.) mit scharfen Worten gewendet. Gewiß ist Michalski in seiner Analyse zu weit gegangen. Auch fehlt es in seinem Buche nicht an voreiligen Verallgemeinerungen, woran nicht zuletzt die unglückliche Verquickung einer Monographie mit der „Revision des bisher üblichen Rokofobegriffs“ schuld sein mag. Die Behauptung, daß Christian in Stück nicht arbeiten konnte und in diesem Material auch nie gearbeitet habe, ist nicht nur unwahrscheinlich, sondern durch die Meßkircher Akten sogar widerlegbar. Rühmt man doch in dem ganz sachlich gehaltenen Bericht des Oberamts an den Fürsten vom 28. August 1776 mit besonderem Nachdruck gerade das technische Können, das Christian bei der Herstellung des stückmarmornen Fürstenbergepitaphs bewiesen hat. Zudem ist von Michalski auch Christians Bedeutung überschätzt. Feulner beurteilt auf der anderen Seite den Bildner wieder zu ungünstig.

III.

Zum Schluß bieten wir noch einige interessante Schriftstücke im Wortlaut. Zur Übertragung ist zu bemerken, daß orthographische Änderungen nicht vorgenommen wurden; nur die im 18. Jahrhundert übliche willkürliche Anwendung der großen Buchstaben wurde nicht übernommen, sondern nach dem uns geläufigen Gebrauch verfahren. Auch die Zeichensetzung ist im allgemeinen die alte geblieben, allein an ganz wenigen Stellen wurde der Deutlichkeit halber die Zeichensetzung ergänzt.

Voran stehen zwei Briefe von dem Deutschordensbaumeister Franz Bagnato an das Messkircher Oberamt. Darauf folgt ein Brief des Malers Meinrad v. Aw. Der Kostenanschlag Joseph Christians des Vaters zum Hochaltar wurde in dem Messkircher Bericht an den Fürsten vom 25. August 1775 zur Beurteilung mit nach Donaueschingen geschickt. Vielleicht ist nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, daß der Bildhauer hier mit seinem vollen Namen Johann Joseph Christian zeichnet. Die beiden Vornamen Johann Joseph, die das Geburtsregister angibt, sind also richtig, nicht Franz Joseph, wie er an anderer Stelle fälschlich genannt wird¹⁶⁹. Das Schreiben seines Sohnes Franz Joseph Christian (1739 bis 1798) an den Oberamtsrat Rappenegger bringt einige familien- geschichtlich wie kunstgeschichtlich wertvolle Notizen. Der zuletzt gebotene Überschlag der Baukosten ist zwar nicht datiert, ist aber zweifellos, wie aus den einzelnen Angaben unschwer zu ersehen ist, nach der Abweisung Bagnatos und der Entschädigung des Zimmermeisters Steiner und vor der Verpflichtung Schwarzmanns, also im Jahre 1772 abgefaßt worden.

- 1) Wohlgebohrene, hochedelgebohrene, hochgelehrte, insonderes hochzuverehrend- und hochgeehrteste Herrn H&E!

Ewer Wohl- und Hochedelgebohren übermache mittelst gegenwerthigen Expreffen die gnädigst anverlangte Dessenins über Hochfürstl: Mösßkirch: Pfarrkirche ganz gehorsamst, und zwar sind die Risse Liter: A: B: C: et D: dieienige, nach welchen allschon im Monath Julio das mehrere vorläuffig abgehandlet und die von mir anverlangte Accordssumma, solches Gebäude zu übernehmen und herzustellen ad protocollum geedßeret worden. Ich zweiffle nunn nicht, Ihre des gnädigstregierenden Fürsten Hochfürstl: Durchlaucht & werden den beträchtlichen Unterschied gegen erster von anderen eingegebenen Rissen sowohl in der Decoration selbst als dermaliger facon gnädigst, auch Ewer Wohl- und Hochedelgebohren beliebigst ermessen.

¹⁶⁹ Vgl. Michalski, Joseph Christian a. a. O. S. 5.

All weitere Explication über ein als andere Nebensachen anzufügen, wäre zu weitläuffig, da ich aber der unterthänigsten Hoffnung gelebe, sodannes Kirchengebäude werde mir gnädigst anvertraut werden, als würdet sich bey näherer Zusammentretung dessen, das weitere von iedem insbesondere bemerken lassen, ia wann unter wehrenden Bawe mir was Besseres beüffallet, und ohne weitere Kösten geschehen kan, solches in das Werck zu setzen, mir iedesmalen angelegen sein solle, kurz ich werde zeigen, wie all mein Begürdte all mir möglichst- unterth: Satisfaction zu geben.

Damit ich aber unterthänigst gehorsamst zeige, wie gedachte Kirche noch besser, zierlicher auch nach mehrerer Architectur figurirt und tawerhaffter hergestellt werden kunte, so folgen zu höchstgnädigster Einsicht aufgelegte Bey-Risse von Lit: C: inclusive H, durch welche in mehrerem zu ersehen, wie eine Gallerie auf beeden Seiten des Langhauses komete, mittelst welcher die erste Seitenaltäre vor dem Chorbogen freü unter der Kanzel in einer Rundung, die übrige Seitenaltäre aber unter der Gallerie grad gegen dem Volck, gleichsam ieder wie in einer besonderen Capelle sehr wohl stehen würden, gleichwie auf solche Weise die Kirche vihl brächtiger, als wurde auch wegen gar vihl mehrer Mawrer, Zimmermans, auch beträchtlich weiterer Stuccathor und Mahlerey nebst ander einschlagenden Arbaithen gegen erstern Rissen Lit: A: B: C: et D der Accord gegen 3500 fl höher zu stehen kommen.

Ewer Wohl- und Hochedelgebohren ersuche demnach gehorsamst unter Beklaitung wohl dero geneigtester Beyschrift an höchste Beherdte solch angebognen Risse von Lit: A bis inclusive H zu übersenden, und die sodann hierüber erfolgend gnädigste Endtschließung mir baldest beliebigst zugehen zu lassen.

Wo imittelst zu hoch und geneigtester Patronance mich gehorsamst erlassend, in ganz vorzüglich respectuöser Verehr- und Hochachtung geharre.

Ewer Wohl- und Hochedelgeborenen!

ganz gehorsamster Diener

Altshausen d. 29ten 7bris

Pagnato Bawd.

1771.

- 2) Wohlgebohrne, hochedelgebohrne, hochgelehrte gestrenge &, insonders hochzuverehrend und hochgeehrteste Herrn H&!

Aus Ewer Wohl und Hochedelgebohren hochvenerier- Zuschrift ersehe ganz ohnvermuthet, wasgestalten gegen mein gleich anfangs gemacht unterth: Dorstellung, wie das einige Risse zu costig [P] hochfürstl. Stattpfarrkirche zu machen, mich nicht entschließen kunte, außer ich wäre vordäuslich gesicheret, den Baw selbstn auf ein oder andere Arth pr Accord gnädigst zu erhalten. Und da nunn in solch zuversichtlicher Hoffnung alles befolget, auch müehesame Risse verfertiget, solle iezo hievon ausgeschlossen und alleine mit zwölfst Louisd'or abgewissen sein. Ewer Wohl- und Hochedelgebohren lasse nunn hochselbst erleüchter Einsicht gehorsamst anheim, obe ein solche Summa der diserwegen gemacht unterthänigst weitläufft Erläütherung, dann vorgehoßmmerer Raiße und Auskunfft aller beü gedachten Baw möglichsten Vorkommüssen, endlichen verfertigten Rissen nach zweierlei Projecte angemessen seün.

Gleichwie ich aber das in Anfang und so weiter gnädigst als hochgeneigteste in mich genohmmen Zutrawen, nicht weniger iene wegen vorwaltenden Umständen abgefaßt andern Verfüegung unthertst ge-
 horsamst verehere, und allein betawre die mir entriessene Gelegenheit, in welcher meine Dienstbegürdte zur höchst als anderen Vergniegen darzuthuen, so sehnlichst gewünschen habe, als hoffe auch bei solch vorwaltenden Umständen mir nicht zur Ungnade zu nehmen, wenn die durch den Expressen an mich übergebene zwölff Louisd'or einsweilen alleine vor die gemacht unterthänigste Erlentherung, Raiße und ein-
 genohmmene Augenschein, auch so dann wider mündtlicher Erklärung über iedes insbesondere hiemit als Empfang annotiere. Die Risse aber will mir mit negster Gelegenheit oder Dilligence /: in so fern solche nicht nach ihrem wahren Werth und Breiße gnädigst und hochgeneigt-
 gefällig /: gehorsamst auch angelegenst ausgebetten haben, wie ich mir dann, diffals in etwas unterthänigst gehorsamst zu dienen, mir besonder höchste Gnad und Ehre gemacht, als empfehle mich zu weiteren Befehlchen, und habe die Gnade in ohnunterbrochen respectsvoller Verehrung bis an mein Lebenszihl zu sein.

Ewer Wohlgebohren

auch Hochedelgebohren &!

in ersichtlicher Eihle Altshausen d. 8ten martij 1772.

ganz gehorsamster

Diener Pagnato.

3) Hochedel gestrenger Herr.

Auf dero Befehlen durch meinen Gesellen an mich übersendte zue Einsücht, die zwey Hauptstuckh. Die übrige werden auch folgen. undt getreffe mich sücher Übersendung dß Corstuckh, das Abentmahl. das unter das Lob Gottes in Mite der Hauptpatron S. Martij von 10. Schu Hoh undt Breidt. nun allenfahls melten wollen, undt so noch zwey Stuckh in Langhaus, dß hündter dß Lob der Englen durch . . . [P] so bin der ohnmaßgebliehen Meinung dß die Geburth Christi konte gemacht werden, weissen im Cohraltarblatt die Creizigung, also da der Anfang gemacht würdt, so eine Antworth höflich ausbitte; ich werdt mir alle Mite geben mein Sach zusammen zu bringen, so balt möglich. dan anfangen wütter aussetzen kan ich nicht; ich habe erst die Mas 14 Dag undt mich zu nichts richten können, bitte also umb Gedult, werdt mir angelegenst andres noch schülken mich aber ferner zu dero hochschätzbarsten Wohl-
 gewogenheit höflichen empfehle. undt zu sein behare

Ewer Hochedel. gestreng

dinstegbst. Diner A. Meinrad

Sigmaring. d. 1. t. Junj

1773.

v: Au

Mähler.

4) Gegenwertdiges Modell zue einem Hochaltar in die Mößkirchische Pfarr-
 kirch habe ich Endtsunderschribner underthänigst vorlegen wollen, und
 in nachstehendem Accord einzulassen resolvirt und zwar

1 mo das den ermelten Coraltar so 40. Schue hoch sambt Tabernakel
 von Gibsmarmor auf dß feinste geschliffen, die Figuren alapaster
 weis planirt. gleich dem Marmor glantzent hörzustellen und mit
 meine Leith in meiner Verpflegung und Lohn aufrichten will.

- 2 do wan für solche Arbeit 1600 fl: sambt dero darzu nothwendige Materialien als Gibs Kalk Farben Leim Schwam Eissen Nögel Crath Bretter Ladten Rahmschendhel u. gnädigst beygeschafft wird.
- 3 do solte aber mir alle Maderialien wie oben gemeldet sambt der Fassung der Verguldung ybergeben werden, so mache den genanist Anschlag 500 fl: mithin die ganze Somma 2100 fl:
- 4 do wan jez gleich der Coraltar mit dem Epitaphium konte angefangen werden, so wolte von der obige Somma 150 fl. nachsehen, weissen die Einerichtung zu der Arbeit in Maderialien und Reiskösten villes erspahren werden kan.

Underthänigster Diener
 Johann Joseph Christian
 Burger und Bildhauer in Riedlingen.

5) Wohlgebohren hochgelehrter hochwörthister Herr Herr!

Das hochwörthiste Schreiben habe erhalten den Dag wo ich nacher Haus kommen. Habe gehorsamst abzubitten das ich auf das erstere Schreiben kein Andtwordt geben, ist die Verhindernus gewesen weilen mir wirklich nacher Wiblingen unserin Marsch genummen haben und uns wirklich da per Acort zu der Kirchenarbaith begeben, welches Jhro Wohlgebohren wohl vorstellen finen das dyfes kein geringes Geschefft ist, und das laitter mein Vatter schon 4 Wochen in gröster Dottsgefahr da liget muste ich den ganzen Last doblot auff mich nehmen, so das ich in der Zeit halt nicht zu wehren waiss! Das Jhro: Wohlgebohren die zway Reichthill mir anvertrauen mechten scheze ich es vor das gröste Glück und Ehr und waiss gar wohl was ich zu Jhro Wohlgebohren geredtet habe! Das es meglich seye einen Reichthill vor 33 fl: Guldten zu machen? Disser Anschlag und Antrag habe ich aber verstanden auff den Hoffschreiner, das der dyfes machen solde, ist die Gessinnung aber auff mich vermeint so mus ich Jhro Wohlgebohren berichten das disse arbaith noch vill mehers erforderet, nämlich so vilte Bänder Schrauben Gätter wo man die dadt findten hinnein schopett welche missen bestellet werden von wass Mattery dieselbe werdten missen. Zu Zwiefalten sein sie von Kupfer und in feyr vergoldt welche zimlich was kostet haben, was die Schlosserarbaith anbelanget mus ich dieselbe durch mein Angeben verferdtigen lassen, welches zu einem Reichthill vndter 12 fl nicht kan verfertigt werdten, ohne das Gädter, dieselbe finen aber auch gemacht werdten von Stuck und vercierien lassen. Verhoffe dan von Jhro Wohlgebohren eine Andtwordt was ich zu dun habe, ich will sehen wie ich die Zeit findte dieselbe zu verferdtigen. Auff fernere Recommatacion wegen den Hochaltdar werden Sie nicht gedenken das ich da wolte trüzen, weil von mir wegen Hochmußt eine solche gross Herrschafft auff die Seidten zu sezen, ich recommantire mich noch ferner in das Versprechen des Epithaphia, womit ich mit aller Hochachtung verbleibe

Euer Wohlgebohren
 gehorsamster Diener
 Franz Joseph Christian
 Bildthauer.

Riedlingen d 19t May
 777.

6) Summar: Berechnung deren Baureparations- und Decorationskosten über die Pfarrkirche zu Mößkirch.

1 mo)	den Accord mit dem Maurermeister Xaveri Fritsche zu Hisingen betragt	fl: xr: h:	2 900. —. —
2 do)	den Accord mit dem Zimmermeister Paul Honegger zu Donaueschingen		1 135. —. —
3 tio)	der Accord mit dem Sigmaring: Mahler Meinrad v. Au nach Abzug 200 fl wegen der gemahlten Stuckatory annoch		1 200. —. —
4 to)	der Accord und Überschlag des Fassmahlers Franz Wiedmers von Donauesching. beyläufig		780. —. —
5 to)	der Accord mit dem Hoffschreiner Xaveri Gogel zu Mößkirch		845. —. —
6 to)	der Accord und Überschlag deren Schlossern zu Mößkirch		321. 54. —
7 mo)	der Accord mit dem Glaser Jacob Beller zu Mößkirch		259. 4. —
8 vo)	den Accord und Überschlag deren Schmid. zu Mößkirch		412. 40. —
9 no)	der Accord mit dem Seeger Buetschle von Hausen		1 018. 14. —
10 mo)	die Stuckatorarbeit nach dem Anerbieten des Xaveri Fritsche von Hisingen		800. —. —
11 mo)	der Überschlag für Stein und Kalk		300. —. —
		Latus	9 969. 52. —
12 mo)	der Überschlag für die Tagler baar		209. —. —
13 tio)	der Überschlag für 50 faß Gips 7 fl 30 xr		325. —. —
14 to)	der Überschlag für Tachplatten		90. —. —
15 to)	der Überschlag für andere Materialien als Sand, Hammerschlag, Haar und Gerüstflammen		120. —. —
16 to)	der Überschlag für Haupttamenholz, und dessen fuhrlohn		120. —. —
17 mo)	das Douceur für den Altshausischen Rath und Baudirektorem Bagnato		132. —. —
18 vo)	das Abfindungsquantum mit dem Zimmermeister Steiner zu Hisingen		100. —. —
		Latus	1 096. —. —
		Transport	9969. 52. —
		Summa	11 065. 52. —

Schenkungen an die Vereinsbibliothek.

Von Herrn Dr. Ludwig Finkh in Gaienhöfen:
Finkh Ludwig, Der unbekannte Hegau.

Von Herrn Chefredakteur Dr. Otto Hutter in Friedrichshafen a. B.:
Dr. O. Hutter, Aus Wiberachs Geschichte, Die Jahre 1802 bis 1806
im Spiegel der Presse, Wiberach 1933.
— Denkwürdigkeiten Dizingers, Lebenserinnerungen des ersten Wiberacher
Oberamtmannes, Wiberach 1935.

Von Herrn Küsters, Seeverlag, Friedrichshafen a. B.:
Friedrichshafen, Sehenswürdigkeiten und Ausflüge.

Vom Museumsverein Lindau (Bodensee):
Bodensee-Heimat-Schau 1934, herausgegeben vom Museumsverein
Lindau und von der Kultur-Abteilung der NSDAP., Lindau 1934.

Vom Königin-Paulinenstift in Friedrichshafen (Bodensee):
Der Stiftsbote Nr. 4, Nachrichtenblatt des Vereins zur Erhaltung und
Förderung des Königin Paulinenstiftes in Friedrichshafen a. B.

Den freundlichen Spendern sei auch an dieser Stelle herzlich gedankt. Mögen
sie auch fernerhin ihre Gaben uns nicht versagen.

Friedrichshafen (Bodensee), November 1935.

Bibliothekar f. Kuhn.

Schenkungen an die Vereinsbibliothek.

Von Herrn Dr. Ludwig Finkh in Gaienhöfen:
Finkh Ludwig, Der unbekannte Hegau.

Von Herrn Chefredakteur Dr. Otto Hutter in Friedrichshafen a. B.:
Dr. O. Hutter, Aus Wiberachs Geschichte, Die Jahre 1802 bis 1806
im Spiegel der Presse, Wiberach 1933.
— Denkwürdigkeiten Dizingers, Lebenserinnerungen des ersten Wiberacher
Oberamtmannes, Wiberach 1935.

Von Herrn Küsters, Seeverlag, Friedrichshafen a. B.:
Friedrichshafen, Sehenswürdigkeiten und Ausflüge.

Vom Museumsverein Lindau (Bodensee):
Bodensee-Heimat-Schau 1934, herausgegeben vom Museumsverein
Lindau und von der Kultur-Abteilung der NSDAP., Lindau 1934.

Vom Königin-Paulinenstift in Friedrichshafen (Bodensee):
Der Stiftsbote Nr. 4, Nachrichtenblatt des Vereins zur Erhaltung und
Förderung des Königin Paulinenstiftes in Friedrichshafen a. B.

Den freundlichen Spendern sei auch an dieser Stelle herzlich gedankt. Mögen
sie auch fernerhin ihre Gaben uns nicht versagen.

Friedrichshafen (Bodensee), November 1935.

Bibliothekar f. Kuhn.

Schenkungen an die Vereinsbibliothek.

Von Herrn Dr. Ludwig Finkh in Gaienhöfen:
Finkh Ludwig, Der unbekannte Hegau.

Von Herrn Chefredakteur Dr. Otto Hutter in Friedrichshafen a. B.:
Dr. O. Hutter, Aus Wiberachs Geschichte, Die Jahre 1802 bis 1806
im Spiegel der Presse, Wiberach 1933.
— Denkwürdigkeiten Dizingers, Lebenserinnerungen des ersten Wiberacher
Oberamtmannes, Wiberach 1935.

Von Herrn Küsters, Seeverlag, Friedrichshafen a. B.:
Friedrichshafen, Sehenswürdigkeiten und Ausflüge.

Vom Museumsverein Lindau (Bodensee):
Bodensee-Heimat-Schau 1934, herausgegeben vom Museumsverein
Lindau und von der Kultur-Abteilung der NSDAP., Lindau 1934.

Vom Königin-Paulinenstift in Friedrichshafen (Bodensee):
Der Stiftsbote Nr. 4, Nachrichtenblatt des Vereins zur Erhaltung und
Förderung des Königin Paulinenstiftes in Friedrichshafen a. B.

Den freundlichen Spendern sei auch an dieser Stelle herzlich gedankt. Mögen
sie auch fernerhin ihre Gaben uns nicht versagen.

Friedrichshafen (Bodensee), November 1935.

Bibliothekar f. Kuhn.

Schenkungen an die Vereinsbibliothek.

Von Herrn Dr. Ludwig Finkh in Gaienhofen:
Finkh Ludwig, Der unbekannte Hegau.

Von Herrn Chefredakteur Dr. Otto Hutter in Friedrichshafen a. B.:

Dr. O. Hutter, Aus Biberachs Geschichte, Die Jahre 1802 bis 1806
im Spiegel der Presse, Biberach 1933.

— Denkwürdigkeiten Dizingers, Lebenserinnerungen des ersten Biberacher
Oberamtmannes, Biberach 1935.

Von Herrn Küsters, Seeverlag, Friedrichshafen a. B.:
Friedrichshafen, Sehenswürdigkeiten und Ausflüge.

Vom Museumsverein Lindau (Bodensee):

Bodensee-Heimat-Schau 1934, herausgegeben vom Museumsverein
Lindau und von der Kultur-Abteilung der NSDAP., Lindau 1934.

Vom Königin-Paulinenstift in Friedrichshafen (Bodensee):

Der Stiftsbote Nr. 4, Nachrichtenblatt des Vereins zur Erhaltung und
Förderung des Königin Paulinenstiftes in Friedrichshafen a. B.

Den freundlichen Spendern sei auch an dieser Stelle herzlich gedankt. Mögen
sie auch fernerhin ihre Gaben uns nicht versagen.

Friedrichshafen (Bodensee), November 1935.

Bibliothekar f. Kuhn.

Die Alamannenmission und die Gründung des Bistums Konstanz.

Von Dr. Joseph Ahlhaus,
Professor an der Universität Würzburg.

I. Wanderungen und Siedlungen der Alamannen. Aus der Zeit der Römerherrschaft sind im rechtsrheinischen Teil des Konstanzer Bistumsbereichs nur sehr geringe Spuren christlichen Lebens auf uns gekommen. Vereinzelte Anhänger des Christentums mögen sich unter den römischen Legionären und den vom Orient und aus Griechenland zugereisten Handelsleuten gewiß befunden haben, die große Menge der Heeresangehörigen und der Zivilbevölkerung war, wie die Überreste beweisen, jedenfalls durchaus heidnisch. Das Christentum trug hier deutlich den Charakter der Diaspora¹.

Auf Schweizer Boden dagegen, wo die Römerherrschaft längeren Bestand hatte, breitete sich der Samen der christlichen Lehre weiter aus². Hier kam es in der letzten Zeit der römischen Verwaltung sogar noch zur Einrichtung einer festen Bistumsverfassung³. Doch hat die Niederlassung der heidnischen Alamannen das christliche Leben schließlich hier wie dort wieder größten Teils vernichtet oder doch in seiner Entfaltung merklich gehemmt.

Mit dem Vordringen dieses germanischen Stammes über die Limesanlage im Jahre 213 begann der allmähliche Zerfall der Römerherrschaft am Oberrhein⁴. Schon nach zwei Jahrzehnten (235) wiederholten die Alamannen ihre Angriffe und um 260 befand sich bereits der größte Teil des Dekumatlandes in ihrer Gewalt⁵. Nach den schweren Kämpfen mit Kaiser Probus, der die nach Gallien eingedrungenen Alamannen über den Rhein, ja bis über den Neckar und die schwäbische Alb zurückwarf, ihre Wiederfestsetzung im Dekumatland aber schließlich doch nicht verhindern konnte, bildeten Rhein, Bodensee, Argon, Iller und Donau die Grenze gegen das Römerreich. Im Norden dehnte sich die Herrschaft der Alamannen bis über den Main hin aus. Östlich des alten Limes waren die Burgunder ihre Grenznachbarn. Seitdem blieb wenigstens der Kern des römischen Vorlandes dauernd im Besitz der Alamannen.

Mit den erreichten natürlichen Grenzen begnügte sich ihre Beute- und Expansionslust aber noch keineswegs. Im Laufe des 4. Jahrhunderts drangen die unruhigen Römerfeinde in unaufhörlichen, wechselvollen Kämpfen im Westen, Süden und Osten häufig über ihre Grenzen hinaus. Selbst bis tief ins Innere Galliens und Italiens stießen einzelne ihrer Streifscharen vor. Da brachte ihnen Kaiser Julian 357 bei einem ihrer Züge auf linksrheinischem Gebiet vor Straßburg eine schwere Niederlage bei. Aber nach seinem Tode erhoben sie sich sofort aufs Neue, marschirten in mehreren Heeresäulen gegen Reims und Paris, erlagen aber 367 Valentinians I. Reitergeneral Jovinus bei Scarpina im Moseltal und Chalons sur Marne. Die Lentienser (= Einzgaualamannen), die 378 plündernd im Norden des Bodensees ins Kauferland einfielen, überwältigte Gratian bei Argentaria (Horbürg an der Ill).

Auch die Juthungen, nach Ammians Zeugnis ebenfalls ein Teil der Alamannen (was von Neueren in Zweifel gezogen wird), brachen aus ihren Wohnsitzen an der oberen Donau (358 und 384) in Vindelizien und die römische Provinz Rätien ein, wurden aber jedesmal mit blutigen Köpfen heimgeschickt.

Gegen Ende des 4. Jahrhunderts mußten die Alamannen zwar den nördlich des Mains gelegenen Teil ihres Gebiets an die Franken und die Lande zwischen dem unteren Main und Neckar an die zum Rheine drängenden Burgunder abtreten, aber im 5. Jahrhundert wurden diese Verluste durch stärkste Anspannung kolonialisatorischer Kräfte wieder reichlich wettgemacht. 408, zwei Jahre nach dem gewaltigen Masseneinbruch der Vandalen, Alanen, Sueven und Burgunder in Gallien, überschritten auch alamanische Scharen den Rhein, doch kehrten sie nach Befriedigung ihrer Beutelust wieder in ihr Stammland zurück. Die allgemeine Verwirrung im Römerreich benutzten aber die Juthungen, um sich in Raetia Secunda oder Vindelizien festzusetzen, aus dem sie jedoch 430 wieder vertrieben wurden. Nach dem Tode des großen Aëtius (454), des mächtigen Verteidigers des Römerreiches und Siegers über die Hunnen, begann für die Alamannen eine Periode stärkster Expansion. Planmäßig besiedelten sie zunächst das Elsaß bis an den Kamm der Vogesen⁶. Dann folgten sie den 443 nach der Sapaudia (südlich vom Genfer See, im nördlichen Teil der Provinz

Viennensis) verpflanzten Burgundern in die frei gewordenen Sitze in der Pfalz und Rheinheffen nach⁷. Vom Elsaß aus ergossen sich ihre Anstedlerscharen in die Gegend um Langres, Besançon und Mandeure, von wo sie sich indes schon bald (um 480) wieder vor den aus dem Süden vorrückenden Burgundern zurückziehen mußten⁸. Im Donaugebiet verdrängten sie etwa um die Mitte des 5. Jahrhunderts die Römer zum zweiten Mal, nun aber definitiv aus Raetia Secunda⁹. Den westlichen Teil dieser Provinz, das Gebiet vom Lechtal bis an den Bodensee und die deutsche Schweiz, d. h. einen großen Teil der Provinz Maxima Sequanorum hatten sie spätestens um 470 auch in Besitz¹⁰. In Großsequanien stießen sie indes mit den hier gleichfalls eingedrungenen Burgundern feindlich zusammen¹¹. Noch jenseits ihrer Siedlungsgrenze, die etwa mit der heutigen deutsch-französischen Sprachgrenze zusammenfiel, hatten sie vorgeschobene Posten ihres Volkstums, was zur Folge hatte, daß zwischen beiden germanischen Stämmen eine strittige Zone entstand.

Die große Schicksalschlacht im Kampf mit den Franken kostete die Alamannen um die Wende des 5. Jahrhunderts außer dem Verlust ihres Königiums auch ihre alte Macht und Selbstständigkeit¹². Ihr Stammesgebiet wurde um 507 unter die drei Nachbarreiche aufgeteilt. Der Sieger Chlodwig, der zum katholischen Christentum übertrat, erhielt den Löwenanteil: die Gaue im Elsaß, in der Pfalz, in Baden und Württemberg. Im Lande nördlich des Hagenauer Forsts und der Murg wurde die alamannische Bevölkerung durch fränkische Bauernansiedelungen fast vollständig verdrängt, und auch noch südlich dieser Linie scheint eine starke bäuerliche Einwanderung stattgefunden zu haben¹³. Die Vertriebenen flüchteten in das noch selbständige Teilgebiet ihres Stammes nach Raetien, das aber dann unter der Form selbstgewählter Schutzherrschaft als ehemals römische Provinz dem ostgotischen Reiche Theodorichs des Großen angegliedert ward¹⁴. Über die Alamannen in der Civitas Helvetiorum, einem Teil der Maxima Sequanorum, dehnte König Gundobad beim Untergang des Alamannenreiches die burgundische Herrschaft bis nach Windisch aus¹⁵.

Die Trennung des Stammes in fränkische, ostgotische und burgundische Alamannen hatte indes nur kurzen Bestand. Als 523 Chlodwigs Söhne sich des Burgunderreiches zu bemächtigen

begannen, da schob Theodorich, um das Land nicht ganz in ihre Hände fallen zu lassen, auch in Raurazien und Helvetien seine Grenzen vor, so daß Augst und „Theodoricopolis“ (Windisch) ostgotisch wurden. Der unter burgundischer Hoheit bleibende Rest der Civitas Helvetiorum aber kam nach der Niederlage des tapferen Königs Godomar (534) an die Franken. Als Wittigis diesen 536 auch das gotische Alamannien überließ, um hiermit ihre Waffenhilfe gegen die Byzantiner zu gewinnen, ward dadurch die politische Wiedervereinigung des ganzen Alamannenstammes unter fränkischem Szepter zum Abschluß gebracht. Der neue Herr der Alamannen war König Theudebert, der in Metz residierte. Als Herrn des Ostens war ihm 534 bei der Aufteilung des Burgunderreiches unter die merowingischen Teilkönige die Civitas Sequanorum zugefallen, als Nachbar erhielt er nun auch Raetien. Theudebert (534 — 548), der das ganze Stammesgebiet als selbständiges Herzogtum neu organisierte, gewährte den Alamannen ein großes Maß von Freiheit und Selbständigkeit. Er beließ ihnen nicht nur ihr eigenes Heer unter einheimischen Führern, sondern auch ihr nationales Recht und ihren nationalen Glauben.

II. Bekehrung der Alamannen. Der religiösen Überlieferung ihrer Vorfahren blieben die Alamannen besonders treu ergeben. Mit großer Zähigkeit hielten sie noch lange an den alten Göttervorstellungen und hergebrachten heidnischen Gebräuchen fest¹⁶. In den eroberten Provinzen wuchs sich ihr nationaler und politischer Gegensatz zu den Römern meist auch zu einem religiösen aus. Hatte das Christentum dort, seitdem ihm das Mailänder Edikt vom Jahre 313 den Charakter einer Religio illicita genommen hatte, auch bedeutende Fortschritte gemacht, nach der Besitznahme des Landes durch die Alamannen drängte der Paganismus der neuen Herren es wieder stark zurück. Meist fristete es unter der romanisierten Bevölkerung der Städte, die von jenen scheu gemieden wurden, nur ein kümmerliches Dasein. Die frankenkönige erblickten in der Bekehrung ihrer alamannischen Untertanen zum Christentum ein vorzügliches Mittel, um ihren politischen Einfluß auf den trotzig Stamm zu stärken. Klugerweise und im Gegensatz zu späteren Zeiten vermieden sie jedoch jede Anwendung von Gewalt. Auf friedliche Weise wollten sie vielmehr Alamannien mit der

christlichen Idee durchdringen¹⁷. Die vorhandenen Reste christlichen Lebens in den Römerstädten waren allerdings zu unbedeutend, um als Anknüpfungspunkte für die Mission zu dienen. Die Herrscher ließen daher schon bald nach der ersten Okkupation des Landes auf ihrem Krongut, dem konfiszierten, vormaligen römischen Siedlungsgebiet für ihre Heeresabteilungen und Verwaltungsbeamten christliche Kirchen erbauen und durch fränkische Priester Gottesdienst abhalten; diese, meist denn auch an römischen Straßenzügen gelegenen, königlichen Eigenkirchen, die alle dem fränkischen Nationalheiligen Martinus geweiht wurden¹⁸, blieben jedoch ihrem Wesen nach für die Masse des Volkes ohne jegliche Bedeutung; denn es ging keine werbende Kraft von ihnen aus¹⁹. Und gleiches gilt auch von den Eigenkirchen, welche die eingewanderten fränkischen Grundherren auf ihren Gütern für ihre Leute errichteten. Es ist daher durchaus zutreffend, wenn der byzantinische Historiker Agathias noch um 575 berichtet, daß Alamannien überwiegend heidnisch sei, daß seine Bewohner Bäume, Flüsse, Anhöhen und Schluchten verehren, auch Tieropfer in großer Zahl darbringen und daß durch den beständigen Umgang mit den Franken erst „die Vernünftigeren“ dem Christentum gewonnen seien²⁰.

Die ersten (historisch bezeugten) Sendboten des neuen Glaubens, die auf Anregung des frankenköniglichen Theudebert zu Beginn des 7. Jahrhunderts ins Land kamen, Columban und Gallus, fanden denn auch reichlich Arbeit vor. In Tuggen am Züricher See (dessen Umgebung ganz germanisiert war)²¹ trafen sie 609 die Bewohner bei Bieropfern zu Ehren Wotans²². Auch ehemalige Christen hatten sich dazu eingefunden. Doch mußten die Missionare nach ihren allzu stürmischen Befehrungsversuchen vor dem Widerstand der erbitterten Menge bald wieder weichen. In Arbon, dem alten Römerorte, wohin sie sich dann begaben, wirkte der Priester Willimar mit mehreren anderen Klerikern. Seine blühende Gemeinde wird wohl schon alamannische Bevölkerungsteile in sich aufgenommen haben. Denn Willimar selbst und auch sein Diakon Hiltbold scheinen ja, nach ihren Namen zu schließen, germanischer Abkunft gewesen zu sein. In Arbon wies man die beiden auf Bregenz hin, das bei der Eroberung durch die Alamannen stark zerstört worden war und wieder durchaus heidnisches Gepräge zeigte. Der Augenschein der Glaubensboten bestätigte dies im

einzelnen genau. In der alten Auresienkirche hatten die Bewohner drei vergoldete Götzenbilder aufgestellt und brachten ihnen ihre Opfer dar, Gallus, welcher der alamannischen Sprache mächtig war²³, predigte den Heiden das Christentum, zerstörte ihre Götzenbilder und warf sie in den See, Columban aber weihte das Kirchlein neu und gab es seinem ursprünglichen Zwecke zurück. Auch rief er hier ein Mönchskloster ins Leben, das sich unter seiner Leitung recht gut entwickelte und zweifellos dem Evangelium in Stadt und Land viel Anhänger gewann²⁴. Doch der Haß der Renitenten, die sich der Mission bewußt verschlossen und die junge Pflanzung auf Schritt und Tritt verfolgten, sowie der Sieg des ihm feindlich gesinnten Theuderich über seinen Gönner Theudebert zwangen ihn, seinen ursprünglichen Plan, nach Italien zu gehen, zur Ausführung zu bringen. Gallus, der infolge einer Krankheit wider den Willen seines Meisters im Lande zurückbleiben mußte, gründete im Arboner Forst die Gallenzelle²⁵, die jedoch im 7. Jahrhundert als Einsiedelei noch keinen nennenswerten Einfluß auf das religiöse Leben des Volkes ausübte. In Konstanz, wo das Christentum sicher bis in römische Zeit zurückreicht²⁶, residierte um die gleiche Zeit Bischof Gaudentius (600?—613?)²⁷, und zu Überlingen am See hatte Herzog Cunzo, der 613 bereits als Christ bezeugt ist, seinen Wohnsitz aufgeschlagen²⁸. Rund um den Bodensee scheint demnach im Anfang des 7. Jahrhunderts die christliche Saat wieder aufgesprossen zu sein²⁹, doch hatte sie sicherlich noch keine festen Wurzeln geschlagen. Denn der Pactus Alamannorum, das älteste alamannische Gesetzbuch aus der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts zeigt deutlich, daß der Einfluß der christlichen Lehre auf das Rechtsleben noch sehr gering war³⁰. Nur eine einzige Stelle gibt Kunde von der Existenz christlicher Kirchen. Sie betrifft die Freilassung der Sklaven, die nicht nur vor dem Heere, sondern auch in der Kirche erfolgen konnte. Im Fragmentum II, 45 heißt es: „Si litus fuerit in ecclesia aut in heris generationis dimissus fuerit, 13 solidos et tremisso componat“. Im übrigen aber sind das geltende Recht der Kaufese, der Eid auf die Waffen und andere Erscheinungen des Rechtslebens noch Zeugen des starken heidnischen Einflusses.

Das Werk, das Columban und Gallus frischen Muts begonnen hatten, setzten andere eifrig fort. Im Breisgau erstand als

Missionszentrum das Kloster St. Trudpert⁸¹, und am Rhein blühte dank königlicher Stiftung Kloster Säckingen empor⁸². Die Zahl der Kirchen im Lande mehrte sich langsam. In alten Römersiedlungen, in Zentren des Handels und Verkehrs, an bekannten Opferstätten und Gerichtsplätzen legte man sie vorzugsweise an. Zu den vorhandenen urfränkischen Martinskirchen gesellten sich die Michaels- und Stephanuskirchen⁸³. Peter- und Paulskirchen kehrten nach Bosserts Meinung gern auf Dingstätten wieder⁸⁴, Taufkirchen waren meist Johannes dem Täufer geweiht. Remigius- und Hilariuskirchen kennzeichnen die Fortschritte des Christianisierungswerks der Franken^{84a}. Jene weisen auf Reims, diese auf Poitiers als Ausgangspunkte neuer Missionswellen hin. Arnulf Britkius, Desiderius, Dionysius, Germanus, Leodegar und Medardus sind gleichfalls bevorzugte Kirchenpatrone der fränkischen Mission. Mit dem Anfang des 8. Jahrhunderts begann die Zeit der klösterlichen Eigenkirchengründungen zu Ehren charakteristischer Spezialheiliger⁸⁵. Die Vermehrung der Kirchen aber war nur der äußere Ausdruck der Zunahme der Gläubigen.

Die Lex Alamannorum⁸⁶, die unter dem Einfluß des Herzogs Lantfrids I. vermutlich zwischen 717 und 719 zustande kam, spiegelt klar den Stand der Dinge wider. In drei Abschnitten handelt sie: de causis ecclesiae, de causis, quae ad ducem pertinent und de causis, quae saepe contingere solent in populo. Schon das ist charakteristisch, daß die kirchlichen Sachen dem Herzogs- und Volksrecht vorangestellt werden. Man erkennt sofort: die Kirche ist eine Macht im Leben der Alamannen geworden. Sie durchdringt alle öffentlichen und privaten Rechtsverhältnisse. Das Besitzrecht der Kirche wird gegen fremde Eingriffe sicher gestellt (c. 1, 2), das Asylrecht anerkannt (c. 3, 4), gegen Eigentumsdelikte wird sie durch erhöhte Bußen geschützt (c. 5, 7, 8, 9). Die Diener der Kirche genießen großes Ansehen. Vergehen gegen die Person des Bischofs werden vielfach geahndet wie solche gegen den Herzog (c. 10, 12). Für den Pfarrer wird ein dreifaches, für den Diakon und Mönch das doppelte Wergeld festgesetzt (c. 10, 12, 13, 14, 15). Die wirtschaftliche Bedeutung der Kirche offenbart sich in den Bestimmungen über ihre Unfreien und Hörigen (c. 17, 18, 21, 22, 23). Den kanonischen Grundsätzen über die Unveräußerlichkeit von kirchlichen Vermögensobjekten wird Geltung

verschafft (c. 20), die Sonntagsruhe eingeschärft und Störung derselben unter hohe Strafe gestellt (c. 38). Das Eherecht beginnt, sich mit christlichem Geist zu erfüllen (c. 39). Der Eid wird nicht mehr auf die Waffen, sondern auf die Reliquien geleistet (c. 6, 7). Der Richter soll nicht nur unbescholten sein, sondern auch in der Furcht des Herrn leben und in seinem Urteilsprüche die göttliche Vergeltung nie außer Acht lassen (c. 44, 1).

Wie man sieht, ist die Kirche durch das Gesetz im Rechtsleben des Volkes fest verankert, aber die Art der aufgezählten Delikte, besonders Mord und Diebstahl im Gotteshaus, Beleidigung, Verwundung und Tötung von Klerikern und bewaffneter Überfall in ihren Häusern lassen doch erkennen, daß gewisse Kreise ihr noch immer feindlich gesinnt waren. Im beginnenden 8. Jahrhundert also war die Bekehrung der Alamannen noch keineswegs zum Abschluß gebracht.

Am Bodensee wirkte um diese Zeit der nicht nur ums Mönchsleben, sondern vor allem auch um die Volksmission hochverdiente Landbischof Pirminius³⁷. Unterstützt von Karl Martell, gründete er 724 in unmittelbarer Nähe der Bischofsstadt das Kloster Reichenau³⁸. Schon nach kurzer Zeit (727) mußte er indes als Opfer der antifränkischen, von stolzem Selbständigkeitsgefühl getragenen Politik des Herzogs Theutbald die Insel wieder verlassen. Er begab sich in die Diözese Straßburg, wo seine Tätigkeit sich vor allem auf die Reform des Mönchslebens (Einführung der Benediktinerregel) und die Neugründung von Klöstern erstreckte, die unter sich alle durch ein lockeres Band vereinigt blieben. Die Niederlassungen in Mursmünster, Schuttern (bei Offenburg), Gengenbach und Schwarzach verdankten ihm Einrichtung oder Bestand. In Hornbach in der Pfalz ist er 753 gestorben.

Ein höchst interessanter Niederschlag seiner Missionspredigt ist uns in den „*Dicta Abbatis Pirminii de singulis libris canonicis scarapsus*“ erhalten³⁹. Sie atmen ganz die große, gemühtiefe Einfachheit, in der er und seine Jünger dem Volk die christlichen Heilswahrheiten verkündeten. Doch waren seine Hörer am Bodensee, im Elsaß und in der Ortenau offensichtlich nicht mehr Heiden, sondern durchweg schon in der Jugend getaufte Christen. Aber in ihrer Frömmigkeit und Lebensführung steckte noch viel heimlicher Paganismus. Seiner Ausrottung widmete Pirminius

sich mit vollem Eifer. Die heidnischen Sitten und Gewohnheiten wußte er geschickt ins Christliche umzubiegen und die Namenschristen so in Herzenschristen zu verwandeln.

Lex und Dicta stimmen darin überein, daß das Werk der Christianisierung seit den Tagen Columbans und Gallus im Alamannenland bedeutende Fortschritte gemacht hat. Was zu tun noch übrig blieb, vollbrachten die in der zweiten Hälfte des 8. und im Laufe des 9. und 10. Jahrhunderts entstandenen Klöster, wie namentlich die zu Kempten, Rheinau, Fischingen, Petershausen, Einsiedeln und St. Blasien, um nur die bedeutenderen zu nennen⁴⁰, sowie die beginnende Verwaltungstätigkeit der Bischöfe und die Pastoration des Klerus.

III. Diözeseinteilung. Die Anfänge der Diözeseinteilung reichen in unserer Gegend wie die Wurzeln des Christentums überhaupt noch in die Römerzeit zurück. Wie überall im Römerreich paßten sich die kirchlichen Verwaltungsprengel aber auch hier zu Lande ganz den politischen Administrationsbezirken an⁴¹. Nach dem offiziellen römischen Staatshandbuch, der *Notitia dignitatum* aus dem Anfang des 5. Jahrhunderts, zerfiel unser Forschungsgebiet in die Provinzen: *Rætia prima*, *Rætia secunda* und *Maxima Sequanorum*⁴². *Rætia prima* umfaßte das rätische Gebirgsland Graubünden und Tirol, *Rætia secunda* die schwäbisch-bayerische Hochebene zwischen den Alpen und der Donau. Wo die Grenze zwischen beiden Statthalterschaften verlief, ist nicht sicher⁴³. Die *Maxima Sequanorum* endlich lag zu beiden Seiten des Schweizer Jura. Alle drei Provinzen unterstanden Statthaltern niederen Ranges, sog. *Præsides*, die zu Chur (?), Augsburg und Besançon residierten. Während die Kommunalverfassung Rätiens fast unbekannt ist, wissen wir von der *Maxima Sequanorum*, daß sie sich in vier Stadtbezirke gliederte⁴⁴. Nach der *Notitia Galliarum*, einem Katalog der *Civitates in provinciis Gallicanis* aus der Zeit zwischen 386 und 450, waren dies die *Civitas Vesontiensium* (Hauptort Besançon), die *Civitas Equestrium id est Noviodunus* (Hauptort Nyon), die *Civitas Helvetiorum id est Aventicus* (Hauptort Avenches) und die *Civitas Basiliensium* (Hauptort Basel). Außerdem sind als Landstädte (*Castra*) noch bekannt: das *Castrum Rauracense* (Augsst) und der *Portus Abucini* (Port sur Saône)⁴⁵.

für die Christen in Rætia prima wurde im 5. Jahrhundert der Bischofsstuhl in Chur errichtet⁴⁶. Der Sprengel des Bischofs von Augsburg (erstmal schon im 4. Jahrhundert als Bischofs-sitz erwähnt) umfaßte Rætia secunda⁴⁷. In der Maxima Sequanorum aber gaben die Stadtbezirke die Grundlage für die Bistümer ab⁴⁸. Für unsere Zwecke kommt jedoch nur der auf der Basis der Civitas Helvetiorum errichtete kirchliche Sprengel in Betracht⁴⁹.

Sein Bischofs-sitz befand sich ursprünglich vielleicht zu Avenches⁵⁰, seit Anfang des 6. Jahrhunderts nachweisbar zu Windisch⁵¹, wo sich die ganze Völkerwanderung hindurch eine christliche Gemeinde erhalten hatte. Bubulcus und Grammatius sind die ersten urkundlich bezeugten Bischöfe⁵². Ihr Aufenthalt im äußersten Osten der helvetischen Civitas hatte seinen Grund wohl in der heidnischen Invasion, die ihre Anwesenheit in dem bedrohten Teil des Bistums notwendiger erscheinen ließ als im Westen⁵³. Grammatius weilte zwar wahrscheinlich infolge des Übergangs Osthelvetiens in den Besitz des Arianers Theoderich (523) zu Beginn seiner Regierung (535) in Avenches⁵⁴, nachdem aber Wittigis 536 seine alamannischen Gebietsteile an die Franken abgetreten hatte, (oben S. 62), nahm auch er wieder seinen Sitz in Windisch⁵⁵. Zwischen 549 und 585 ward jedoch dieser endgültig nach Aventicum zurückverlegt⁵⁶ und schließlich zwischen 585 und 650 nach Lausanne transferiert⁵⁷.

Den Anlaß zur Verlegung nach Avenches (zwischen 549 und 585) gab wahrscheinlich die nach dem Tode Chlotars I. erfolgte Reichsteilung vom Jahre 561, durch welche die Civitas Helvetiorum in zwei ungleiche Teile getrennt ward: das östlich der Aare gelegene Gebiet mit Windisch wurde von ihr losgelöst und Auster, dem Reiche Sigeberts I. (561 — 575), zugewiesen, den größeren westlichen Teil mit Avenches erhielt dagegen Burgund, das Reich Guntrams (561 — 592)⁵⁸. Notwendigerweise folgte einer solchen Zerreißung der alten Civitas Helvetiorum dann eine Neuorganisation der politischen und kirchlichen Verwaltungssprengel in beiden Teilreichen. Links der Aare bildete Guntram den ducatus oder pagus Ultrajuranus, bei Fredegar auch pagus Aventicensis genannt⁵⁹, für den Avenches-Lausanne zum kirchlichen Mittelpunkt erhoben ward. Im alamannischen Siedlungsgebiet rechts des Flusses schuf die fränkische Verwaltung den Chur- und

Argau und unterstellte das Land zusammen mit dem ehemals rätischen Bodenseegebiet dem neugegründeten Bistum Konstanz.

Die herkömmliche Meinung, daß Bischof Maximus (550 bis 583?), der in der Series episcoporum Zwifaltensis aus dem 12. Jahrhundert an der Spitze der Konstanzer Bischöfe steht⁶⁰, den Bischofssitz von Windisch nach Konstanz transferiert habe, ist demnach nicht mehr aufrecht zu erhalten⁶¹. Das Bistum Konstanz erscheint vielmehr als eine völkische Neugründung vom Ende des 6. Jahrhunderts. Sein Sprengel umfaßte ursprünglich wohl nur Osthelvetien und Oberrätien, Gebiete, die unter der Ostgotenherrschaft dank dem hochentwickelten Stammesbewußtsein der Alamannen zu einer nationalen Einheit zusammengewachsen waren. Mit der Errichtung des Bistums Konstanz wurden sie nun von ihren bisherigen Diözesanverbänden Avenches und Chur getrennt und zur kirchlichen Selbständigkeit unter eigenen Landesbischöfen erhoben. Die altalamannischen Lande rechts des Rheins müssen dagegen wohl eine Zeit lang noch als terra missionis gegolten haben. In ihnen begegnete der Einfluß der Konstanzer Kirche dem Wirken der benachbarten Bischöfe von Straßburg und Augsburg. Nur langsam scheinen sich hier insfolgedessen die Diözesangrenzen stabilisiert zu haben. Wenn der Konstanzer Kirche schließlich auch die Hauptmasse des Missionsgebiets zufiel, den Bischöfen von Straßburg verblieb als Frucht ihrer langjährigen Tätigkeit zuletzt doch die Ortenau⁶², denen von Augsburg der Riesgau⁶³ zu festem Besitze.

Den Abschluß der ganzen Entwicklung spiegelt die bekannte Zirkumscriptionsurkunde Friedrich Barbarossas vom Jahre 1155 wider⁶⁴. Nach ihr sollen die Grenzen der Konstanzer Diözese schon zur Zeit des Bischofs Martianus (613?—615) durch König Dagobert I. (622—638), wie folgt, festgesetzt worden sein⁶⁵: Im Osten bildete die Iller bis zu ihrer Einmündung in die Donau auf eine große Strecke die Scheide gegen das Bistum Augsburg. Dann zog sich die Grenze, die Reichsstadt Ulm einschließend, etwas donauabwärts und bog alsbald wieder, alten Gaugrenzen folgend, in allgemein nördlicher Richtung um⁶⁶. Im Norden traf sie dann mit der Würzburger und Speyerer Diözesangrenze, die der fränkisch-alamannischen Stammesgrenze entlang liefen, zusammen⁶⁷, erklimm mit den beiden letzteren die

Höhen des Schwarzwaldes und zog sich dann nach Südwesten der Straßburger Bistumsgrenze entlang bis zur Bleich, dem Grenzflüßchen zwischen Ortenau und Breisgau⁶⁸. Diesem folgte sie bis zu seiner Einmündung in den Rhein und wandte sich hierauf stromaufwärts bis zur Aaremündung und Aare aufwärts bis zum Thuner See, zuerst von der Basler, dann von der Lausanner Bistumsgrenze begleitet. Südlich des Brienzler Sees stieg sie auf die Hochalpen, durchzog diese in östlicher Richtung⁶⁹, und führte schließlich über Montlingen im St. Gallischen Rheintal⁷⁰ durch Vorarlberg zur Iller. Auf dieser letzten Strecke berührte sie die Bistümer Sitten und Chur.

Ist es auch aus inneren Gründen unmöglich, daß diese Grenzfestsetzung so, wie sie Barbarossas Urkunde beschreibt, schon in den ersten Jahrzehnten des 7. Jahrhunderts erfolgte, so besteht doch kein Zweifel, daß die Diözese diese ihre Ausdehnung faktisch spätestens seit der Mitte des 8. Jahrhunderts besessen hat⁷¹.

Über den Ausbau des Bistums im Innern: Die Entstehung des Pfarrsystems auf dem Lande und die Einteilung in Dekanate und Archidiafonate unterrichten Eugen Baumgartner, Geschichte und Recht des Archidiafonats der oberrheinischen Bistümer mit Einschluß von Mainz und Würzburg, Kirchenrechtliche Abhandlungen, hrsg. von U. Stutz, Heft 39, Stuttgart 1907 und Joseph Ahlhaus, Die Landdekanate des Bistums Konstanz im Mittelalter. Kirchenrechtliche Abhandlungen, begr. und hrsg. von U. Stutz, Heft 109 und 110, Stuttgart 1929⁷².

Anmerkungen.

- ¹ Vgl. f. X. Kraus, Die christlichen Inschriften der Rheinlande, Zwei Teile, Freiburg i. Brsg. 1890/94. J. Fiedler, Altchristliche Denkmäler und Anfänge des Christentums im Rheingebiet, 2. Aufl. Straßburg 1914.
- ² Th. Burckhardt-Biedermann, Helvetien unter den Römern, Basler Neujahrsblatt 1887. E. Egli, Die christlichen Inschriften der Schweiz vom 4.—9. Jahrhundert, Mitt. d. antiquar. Ges. Zürich XXIV S. 320—336. f. Stähelin, Die Schweiz in römischer Zeit, 2. Aufl. Basel 1931, S. 542 ff.
- ³ Näheres siehe oben S. 67.
- ⁴ Zum folgenden vgl. L. Schmidt, Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung, Berlin 1904-18, II, 3 (1915), S. 236 ff. Derselbe, Allgemeine Geschichte der germanischen Völker bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts, München und Berlin 1909. G. Meyer v. Knonau, Alamannische Denkmäler in der Schweiz, Mitt. d. antiquar. Ges. Zürich

- XVIII S. 92 ff. U. Holländer, Die Kriege der Alamannen mit den Römern im 3. Jahrhundert, *Ztschr. f. Gesch. d. Oberrheins* XXVI 1874 S. 245 ff. K. Weller, Die Besiedlung des Alamannenlandes, *Württ. Vierteljahrshefte f. Landesgesch.* Nf. VII 1898 S. 301 ff. f. E. Baumann, Forschungen zur schwäbischen Geschichte, Kempten 1899, S. 473 ff., 500 ff. J. Cramer, Die Geschichte der Alamannen als Gaugeschichte. Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, hrsg. von O. Gierke, Heft 57, Breslau 1899. R. Gradmann, Das ländliche Siedlungswesen des Königreichs Württemberg. Forschungen zur deutschen Länder- und Völkerkunde, Bd. XXI 1913 S. 1—136. J. Egger, Die Barbareneinfälle in der Provinz Raetien. *Archiv f. österr. Geschichtsforsch.* XC 1901 S. 352 ff. W. Wechsli, Zur Niederlassung der Burgunder und Alamannen in der Schweiz, *Jahrb. f. Schweiz. Gesch.* XXXIII 1908 S. 222—266. P. E. Martin, *Etudes critiques sur la Suisse à l'époque mérovingienne* 534—715, Genève 1910. U. Hund, Wanderungen und Siedlungen der Alamannen, *Ztschr. f. Gesch. d. Oberrheins* Nf. XXXII 1917 S. 44 ff., 169 ff.; XXXIV 1919 S. 301 ff. K. Schumacher, Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande, 3 Bde. Mainz 1921 ff. II S. 132 f.; III S. 7 ff., 298 ff. f. Hertlein, Die Geschichte der Besetzung des römischen Württemberg (= Die Römer in Württemberg, hrsg. vom Württ. Landesamt für Denkmalspflege, Teil I), Stuttgart 1928, S. 146 ff.
- 5 E. Fabricius, Die Besitznahme Badens durch die Römer (*Neujahrsblätter der bad. hist. Kommission*, Heft 8) Heidelberg 1905, S. 87 f.
- 6 Apollinaris Sidonius, *Carm.* VII, 359 ss. *MG. AA.* VIII p. 212 s.
- 7 *Ravennatis anonymi Cosmographia* ed. M. Pinder et G. Parthey 1860 p. 230 ss. c. 26 lehrt, daß Mainz (Maguntia) fränkisch, Worms (Gormetia) bereits alamannisch war.
- 8 E. Schmidt, *Gesch. d. deutschen Stämme* I, 4 (1910) S. 377 f.
- 9 Apollinaris Sidonius, *Carm.* VII, 233. Jdatus, *Chron. ad. a.* 430, Jordanis, *MG. AA.* V, 1 c. 55. Vita Severini, *MG. AA.* I, 2 c. 28.
- 10 *Ravennatis anonymi Cosmogr.*, p. 230. K. Schumacher, Zur ältesten Besiedlungsgeschichte des Bodensees und seiner Umgebung, *Schr. d. Ver. f. Gesch. d. Bodensees* XXIX 1900 S. 229 f. Als Anfang der Besitznahme der Schweiz wird der Einfall der Alamannen nach Italien vom Jahre 457 angesehen; cf. *Apoll. Sidon.* V p. 373.
- 11 Der Zeitpunkt der Okkupation von Raetia II und Großsequanien ist kontrovers. H. v. Schubert, Unterwerfung der Alamannen unter die Franken, *Strassburg* 1884, S. 193 ff., f. E. Baumann, Die alamannische Niederlassung in Raetia secunda, *Ztschr. d. hist. Ver. f. Schwaben und Neuburg* II 1875 S. 172—186, neu erschienen in dessen *Forschungen zur schwäbischen Geschichte* S. 473 ff. Egger, *Barbareneinfälle*, *Archiv f. österr. Geschichtsforsch.* XC 1901 S. 217 und Hund, *Wanderungen*, *Ztschr. f. Gesch. d. Oberrheins* XXXII 1917 S. 36 verlegen ihn erst in die Zeit nach Chlodwigs Sieg über die Alamannen. Vgl. dagegen E. Schmidt, *Geschichte d. deutschen Stämme* I, 2 1905 S. 135. Weller, *Besiedlung des Alamannenlandes* S. 321 ff. und Wechsli, *Zur Niederlassung* S. 247 ff.

- ¹² Ob die Schlacht 496 oder 506 stattfand, ist strittig. Eine Übersicht über die auseinandergelenden Ansichten betr. Ort und Zeit der Schlacht bei W. Levison, Zur Geschichte des Frankenkönigs Chlodowech, Bonner Jahrbücher CIII 1898 S. 42 ff. und Egger, Barbareneinfälle, Archiv f. österreich. Geschichtsforsch. XC 1901 S. 325, 333 ff.
- ¹³ O. Gutschke und W. Schulze, Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zu den Karolingern II, Stuttgart 1896, S. 66.
- ¹⁴ Agathias, Hist. I, 6; Cassiodor, Varia II, 41; III, 50. Ennodius, MG. AA. VII p. 212. — Später scheint der Ostgotenking seine Schutzherrschaft dann aber auch auf das rechtsrheinische Alamannien erstreckt zu haben; vgl. Hund, Wanderungen S. 66 f.
- ¹⁵ Oechsli, Zur Niederlassung S. 253 ff.
- ¹⁶ A. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands I, Leipzig 1904, S. 92 ff.
- ¹⁷ Über die Bekehrung der Alamannen vgl. C. J. Hefele, Geschichte der Einführung des Christentums im südwestlichen Deutschland, Tübingen 1837. J. Dey, Essai historique sur les commencements du christianisme et sièges episcopaux dans la Suisse, Mémorial de Fribourg III 1856 p. 257—382. J. B. Hafen, Die Einführung des Christentums in den Gegenden am Bodensee, Schr. d. Ver. f. Gesch. d. Bodensees II 1870 S. 143 ff. J. Bülkerli, Die Einführung des Christentums im Kt. Luzern, Luzern 1871. K. Kuhn, Geschichte der Einführung des Christentums (betr. Kt. Thurgau), Frauenfeld 1868. A. Eütolf, Die Glaubensboten der Schweiz, Luzern 1871. K. Körber, Die Ausbreitung des Christentums im südlichen Baden, Heidelberg 1878. G. Vossert, Die Anfänge des Christentums in Württemberg, Bl. f. württ. Kirchengesch. III 1888 S. 1 ff. E. Egli, Kirchengeschichte der Schweiz bis auf Karl den Großen, Zürich 1895. J. Sauer, Die Anfänge des Christentums und der Kirche in Baden. (Neujahrsblätter der bad. hist. Kom. Nf. 14), Heidelberg 1911. Derselbe, Das Christentum am Überlinger See und das Kirchlein zu Goldbach. Badische Heimat XI 1924 S. 22—29. E. f. Gelpke, Kirchengeschichte der Schweiz, 2 Bde. Bern 1856—1861. Württembergische Kirchengeschichte, hrsg. vom Calwer Verlagsverein, Calw und Stuttgart 1893. H. Sauer, Geschichte der katholischen Kirche in der Saar, Donaueschingen 1921. — f. W. Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands, 2 Bde. Göttingen 1846 und 1848. J. Friedrich, Kirchengeschichte Deutschlands, 2 Teile, Bamberg 1867 und 1869. A. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands, I, 3. u. 4. Auflage Leipzig 1904. M. Raymond, Einführung des Christentums, Hist. biogr. Lexikon d. Schweiz II S. 574.
- ¹⁸ G. Vossert, Die Martinskirchen und die römischen Niederlassungen in Württemberg, Schwäbische Chronik (Beiblatt zum Schwäbischen Merkur) 1887, S. 817, 1135, 1985. Derselbe, Martin, der fränkische Nationalheilige. Bl. f. württ. Kirchengesch. V 1890 S. 24 ff. Württemberg KÖ. S. 17.
- ¹⁹ Hauck, KÖ. I S. 335 Anm. 4 lehnt daher mit Recht den von Württemberg. KÖ. S. 12 ff. eingeführten Begriff einer „Königlichen Mission“ ab.
- ²⁰ Agathias, Hist. lib. I, c. 7.
- ²¹ Über Columban vgl. Vitae Sanctorum Columbani, Vedastis, Johannis ed. Krusch (Script. rer. germ. in usum scholarum) Hannover 1905. Rettberg, KÖ. II S. 35 ff. Gelpke, KÖ. II S. 254 ff. Hauck, KÖ. I

- S. 261 ff. H. v. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche im Frühmittelalter, Tübingen 1921, S. 210 ff. E. Martin, Saint Columban (Sammlung: Les Saints), 2. Aufl., Paris 1905. Sauer, Anfänge des Christentums S. 37 ff. J. Laug, Der heilige Columban, Freiburg 1919. Über Gallus: Vitae in MG. SS. IV p. 229–337. Rettberg, KG. II S. 40 ff. Sauer, Anfänge des Christentums S. 40 ff. Über Beide: J. Friedrich, KG. II S. 457 ff. K. Kreith, Die hl. Glaubensboten Columban und Gallus, St. Gallen 1865. J. A. Zimmermann, Die hl. Columban und Gallus, St. Gallen 1866.
- 22 Vita Columb. I c. 27.
- 23 W. Konen, Die Heidenpredigt in der Germanenbekehrung, Bonner phil. Diss., Düsseldorf 1909, S. 20 ff.
- 24 Über Columbankirchen siehe Hauck, KG. I S. 338.
- 25 Vita St. Galli c. 12 ff. Rettberg, KG. II S. 110 ff. Schumacher, Siedelungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande III, 1 S. 241 ff.
- 26 Hafen, Einf. d. Christent. in d. Gegenden am Bodensee, Schr. d. Ver. f. Gesch. d. Bodensees II 1870 S. 145 f. A. Dopf, Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung, Aus der Zeit von Cäsar bis auf Karl den Großen, 2 Teile, 2. Aufl. Wien 1923–1924, I. Teil S. 163.
- 27 Regesta episcoporum Constantiensium 517–1496. Hrsg. von der Badischen histor. Kommission, Bd. I bearb. von P. Ladewig, Bd. II bearb. von A. Cartellieri und C. Rieder, Bd. III u. IV bearb. von C. Rieder, Innsbruck 1886 ff. I Nr. 9, 10, 11.
- 28 Vita s. Galli c. 15 ss.
- 29 Hefele, Einf. d. Christent. S. 293 ff. J. G. Sambeth, Das Landkapitel Milingen-Theuringen, Schr. d. Ver. f. Gesch. d. Bodensees XV 1886 S. 53 ff.
- 30 Pactus alam., ed. Lehmann MG. LL. V, 1.
- 31 Passio, MG. SS. IV p. 251–256; vgl. Rettberg, KG. II S. 48 ff. f. v. Weech, Urkundenbuch des Klosters St. Trudpert, Ztschr. f. Gesch. d. Oberrheins XXX 1879 S. 76 ff. Schulte, Die Urkundenfälschungen von St. Trudpert, Mitt. d. Instituts f. österr. Geschichtsforsch. VIII S. 538 ff. Hauck, KG. I S. 340 f. Sauer, Anfänge des Christentums S. 44.
- 32 A. Schulte, Gilg Tschudi, Glarus und Säckingen, Jahrb. f. schweiz. Gesch. XVIII 1893 S. 134 ff. Über die Friedolinslegende vgl. Sauer, Anfänge des Christentums S. 31 ff. Friedrich, KG. II S. 411 ff. Rettberg, KG. II S. 29 ff. Hauck, KG. I S. 340 f. Schumacher, Siedelungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande III, 1 S. 246 f.
- 33 G. Boffert, Über Martins-, Michaels- und Stephanuskirchen und Briccuskapellen, Schwäbischer Merkur, 1887, Nr. 263. Württembergische KG. S. 18. Sauer, Kirche in der Saar S. 9. Schumacher, Siedelungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande III, 1 S. 229. Bei der Auswahl der Kirchenpatrone nahm man vielfach darauf Bedacht, daß ihr Wesen mit dem der früher verehrten Gottheiten möglichst übereinstimmte. Für Württemberg setzt Württemb. KG. S. 15 Wuotan dem hl. Martin, Zu dem hl. Michael und Fro dem hl. Stephan gleich. Die häufige Nachbarschaft von Martins- und

Michaelskirchen wird indes mehr auf Zufall als auf Planmäßigkeit beruhen. Bofferts Behauptung in Württemberg. Kirchengesch. S. 18, daß die Michaelskirchen nur „Adjutanten der Martinskirchen“ seien, geht zu weit. Vgl. auch St. Beißel, Umwandlung heidnischer Kultstätten in christliche, Stimmen aus Maria Laach LXIX 1905 S. 23—38, 134—143.

- ³⁴ Bl. f. württ. Kirchengesch. VI 1891 S. 49. Egli, KÖ. S. 99 f. Lauer, Kirche in der Saar S. 10.
- ^{34a} Württemberg. Kirchengesch. S. 18. J. Doefer, Gesch. des Landkapitels Dornstetten-Horb, Rottweil a. N. 1911, S. 12. Lauer, Kirche in d. Saar S. 10. E. A. Stüfelberg, Die Hilariusverehrung, Anzeiger f. Schweiz. Gesch. XXXVII 1916 S. 34 f.
- ³⁵ Württemberg. Kirchengesch. S. 43. Zur Patrozinienforschung im allgemeinen vgl. G. Boffert, Die Kirchenheiligen Württembergs, Württ. Vierteljahrshefte f. Landesgesch. VIII 1855 S. 282—289, Derselbe in Württemberg. Kirchengesch. S. 17 ff. Egli, KÖ. S. 97 ff. E. A. Bernoulli, Die Heiligen der Merowinger, Tübingen 1900. A. Waldburger, Register zu Arnold Nüscheler, Die Gotteshäuser der Schweiz, II. Heiligen-Register, Anzeiger f. Schweiz. Gesch. 1900 Beilage S. 48—68. E. A. Stüfelberg, Spuren der fränkischen Mission in der Schweiz, Anzeiger f. Schweiz. Gesch. Nf. IX 1902 S. 104 ff. Derselbe, Die Schweizer Heiligen des Mittelalters, Zürich 1903, J. Sauer, Ein Nachwort zur Liste der Kirchenpatrone der Erzdiözese Freiburg, Freiburger Diöz. Archiv Nf. VIII 1907 S. 218—238. Sauer, Anfänge S. 115—124. H. Feuerstein, Die Heiligenpatronate in ihrer Bedeutung für die älteste Pfarrgeschichte, Freiburger Diöz. Archiv Nf. XV 1914 S. 313—316. J. Dorn, Beiträge zur Patrozinienforschung, Archiv f. Kulturgeschichte XIII 1917 S. 9—49, 220—255. E. Hennecke, Patrozinienforschung, Ztschr. für Kirchengesch. XXXVIII 1920 S. 337—355. R. Frauenfelder, Die Patrozinien im Gebiet des Kantons Schaffhausen, Zürcher phil. Diss., Schaffhausen 1928. Fr. Eisele, Die Patrozinien in Hohenzollern, Freib. Diöz. Archiv LX 1932, S. 114 ff.; LXI 1933 S. 1—52. G. Hoffmann, Kirchenheilige in Württemberg, Stuttgart 1932; dazu W. Deinhardt, Württembergische Kirchenpatrozinien, Ztsch. f. bayr. KÖ. IX 1934 S. 17—21. R. Henggeler, Die Patrozinien im Gebiete des Kantons Zug, Zug 1932. M. Beck, Die Patrozinien der ältesten Landkirchen im Archidiaconat Zürichgau, Schweizer Studien zur Geschichtswissenschaft, XVI, 1 Zürich-Selnau 1933. W. Deinhardt, Frühmittelalterliche Kirchenpatrozinien in Franken, Nürnberg 1933.
- ³⁶ ed. Lehmann, MG. LL. V, 1.
- ³⁷ Seine späte und minderwertige Vita in MG. SS. XV, 17 ss. Rettberg, KÖ. II S. 50 ff. Köhler, Realencyklopädie f. prot. Theol. u. Kirche XI S. 692. Gelpke, KÖ. II S. 284 ff. Vorzügliche Charakteristik seiner Person und seines Wirkens bei Hauck, KÖ. I S. 346—357. Siehe auch Schubert, Frühmittelalter S. 292 f. und G. Jecker, St. Pirmins Herkunft und Mission. In: „Die Kultur der Abtei Reichenau“. Erinnerungsschrift zur zwölfhundertsten Wiederkehr des Inselklosters 724—1924 hrsg. von K. Beyerle, 2 Bde. München 1925, I, 19 ff. Gegen Jecker, der auf den Forschungen Traubes und Levisons fußend, die Ansicht von Pirmins spanischer Herkunft vertritt, vgl. J. Flaspamp, Zur Pirminforschung, Ztschr. f. Kirchengesch. XXXIV 1925 S. 199—202.

- 38 Rettberg, *KG.* II S. 120 ff. f. Eckhard, Die Anfänge der Reichenau. *Schr. d. Ver. f. Gesch. d. Bodensees* XIX S. 21 ff. K. Brandi, Die Reichenauer Urkundenfälschungen. Quellen und Forschungen zur Geschichte der Abtei Reichenau. 2 Bde. 1890 und 1899. Derselbe, Die Gründung der Abtei Reichenau. In: *Kultur d. Abtei Reichenau* I S. 10 ff. Schumacher, Siedelungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande III, 1 S. 243 ff.
- 39 C. P. Caspari, *Kirchengeschichtliche Anecdota nebst Ausgaben Patrist. u. Kirchl. mittelalt. Schriften*, Christiania 1883, S. 151 ff. — Analysen der *Dicta bei Hauck*, *KG.* I S. 351 ff. Sauer, *Anfänge* S. 61 ff. Egli, *KG.* S. 73 ff.
- 40 Rettberg, *KG.* II S. 124 ff. Gelpke, *KG.* II S. 324 ff. Sauer, *Anfänge* S. 51 ff.
- 41 U. Dopfsch, *Wirtschaftl. u. soziale Grundlagen* Bd. II S. 6.
- 42 *Notitia dignitatum* (ed. O. Seeck), Berlin 1876. Raetien bildete mit den Provinzen Ligurien und Venetien die Diözese Italien, die dem Gardepräsekt in Mailand (Oberhaupt der Präsektur Italien) unterstand. Die *Maxima Sequanorum* dagegen gehörte zur Diözese Galliae, einem Bestandteil der gallischen Präsektur, welche von dem Gardepräsekten in Trier regiert wurde. Über die Grenze zwischen Gallien und Italien vgl. W. Wechsli, *Zur Niederlassung der Burgunder und Alamannen*, *Jahrb. f. Schweiz. Gesch.* XXXIII 1908 S. 230 f.
- 43 Wechsli, *Zur Niederlassung* S. 227.
- 44 Th. Mommsen, *Die Schweiz in römischer Zeit*, *Mitt. d. antiquar. Ges.* Zürich IX 1854 S. 17. Stähelin, *Die Schweiz in römischer Zeit*, S. 546 ff.
- 45 *Notitia Galliarum* ed. Mommsen, *MG. Auct. ant.* IX 1892 p. 596 ss.
- 46 Die Gründung des Bistums ging jedenfalls von Italien aus, wie seine Zugehörigkeit zur Kirchenprovinz Mailand beweist. Siehe Rettberg, *KG.* II S. 152 ff., Gelpke, *KG.* I S. 243 ff., 342; II S. 453 ff. Friedrich, *KG.* I S. 334; II S. 454. Hauck, *KG.* I S. 332. H. Nottarp, *Die Bistumserrichtung in Deutschland im 8. Jahrhundert*. *Kirchenrechtliche Abhandlungen*, hrsg. von Ulrich Stutz, Heft 96, Stuttgart 1920, S. 2.
- 47 Auch Augsburg war ursprünglich Suffraganat von Mailand und als solches italische Gründung. Vgl. Rettberg, *KG.* II S. 144 ff. Friedrich, *KG.* II S. 643 ff. Hauck, *KG.* I S. 95, 332. Nottarp, *Bistumserrichtung* S. 2.
- 48 Die Bischofsstühle befanden sich in der Regel in den Hauptorten. Über Besançon siehe Richard, *Histoire du diocèse de Besançon et de St. Claude*, 2 vol. Besançon 1847—1851. E. Loye, *Histoire de l'église de Besançon*, 6 vol., Besançon 1903. Über Avenches vgl. unseren Text. Über Basel siehe Rettberg, *KG.* II S. 91 ff. Gelpke, *KG.* II S. 495 ff. Friedrich, *KG.* II S. 447 ff., 542 ff. Hauck, *KG.* I S. 332 Anm. 3. M. Besson, *Les premiers évêques de Bâle*, *Ztschr. f. Schweiz. Kirchengesch.* XII 1918 S. 217 ff. Ob sich in Ayon zur Römerzeit ein Bischofsstuhl befand, ist kontrovers. Wegen ihres geringen Umfangs und der Nähe von Genf war in der *Civitas Equestrium* später jedenfalls kein Bedürfnis nach einem besonderen Bistum vorhanden. Vgl. W. Gisi, *Pagus Aventicensis*, *Anzeiger f. Schweiz. Gesch.* Nf. XV 1884 S. 235 ff. Egli, *KG.* S. 114 ff. *Zweiter Exkurs: Der angebliche Bischofsst*

- in Nyon. E. Loening, Geschichte des deutschen Kirchenrechts. 2 Bde. Straßburg 1878, I S. 15 f. E. Duchesne, Fastes épiscopaux de l'ancienne Gaule, 3 T. Paris 1894 ff., III p. 3, 22 ff. M. Raymond, Le problème de l'évêché de Nyon, Ztschr. f. schweiz. Kirchengesch. XI 1917 S. 103 ff.
- ⁴⁹ Außer dem bereits in Anm. 48 zitierten Aufsatz von Gisl vgl. noch C. Burjani, Aventicum Helvetiorum, Mitt. d. antiquar. Ges. Zürich XVI 1867—70 S. 1. Th. Burckhardt-Biedermann, Helvetien unter den Römern, Baseler Neujahrsblatt 1887. K. Holder, Die staatsrechtliche Stellung, die Verfassung und Verwaltung Aventicums unter den Römern. Freiburger Geschichtsblätter III 1896 S. 1—32.
- ⁵⁰ Inhaber dieses ersten Sitzes sind freilich nicht bekannt. M. Besson, Recherches sur les origines des évêchés de Genève, Lausanne, Sion et leurs premiers titulaires jusqu'au déclin du VI^e siècle. Thèse présentée à la Faculté des lettres de l'Université de Fribourg en Suisse pour obtenir le grad de docteur, Fribourg 1906, p. 144. Duchesne, Fastes épiscopaux III p. 219 ss.
- ⁵¹ Über die große militärische Bedeutung dieses Ortes am Kreuzungspunkte der wichtigen Heerstraßen Bregenz—Basel—Straßburg und Rottenburg—Avenches vgl. Gelpke, KG. I S. 194.
- ⁵² Bubulcus war 517 auf dem burgundischen Reichskonzil zu Epaon anwesend, das König Sigismund (516—523), der schon als Kronprinz vom Arianismus zum Katholizismus übergetreten war (Egli, KG. S. 12 ff. Schubert, Kirche im Frühmittelalter S. 94), als eifriger Förderer der Orthodogie zur Regelung der durch seine Thronbesteigung geschaffenen Lage berufen hatte. Seine Unterschrift unter den Konzilsakten lautet: „Bubulcus in Christi nomine episcopus civitatis Vindoninsis relegi et subscripsi“. Cf. MG. Conc. I p. 30 und Reg. ep. Co. Nr. 1 und 2. Windisch und ganz alamannisch Osthelvetien muß also damals noch burgundisch gewesen sein. Siehe oben S. 62. Über Grammatius siehe Reg. ep. Co. Nr. 3, 4, 5 und die folgenden Anm. 54, 55, 56.
- ⁵³ Wechsli, Zur Niederlassung S. 254 f.
- ⁵⁴ Auf dem fränkischen, von Theudebert berufenen Reichskonzil zu Clermont unterschrieb er am 8. November 535 die Akten als „Episcopus ecclesiae Aventicae“. (Besson, Origines p. 143, 176 Anm. 2.) Sein Name (geschrieben: „Grammatius“) steht vermutlich als der des jüngst Ordinierten an letzter Stelle. Vgl. Rettberg, KG. II S. 103.
- ⁵⁵ Ein Bischof „Grammatius“ nahm 541 und 549 an den fränkischen Reichskonzilien zu Orléans teil. Das erste Mal zeichnete er als „episcopus civitatis Vindonensium“ (MG. Conc. I p. 97), das zweite Mal als „episcopus ecclesiae Vindonensis“ (MG. Conc. I p. 109 s.). Nach Besson, Origines p. 143 s. sind „Grammatius“ von Aventicum und „Grammatius“ von Vindonissa identische Persönlichkeiten; denn es sei, so argumentiert er, eine völlige Anomalie, daß sich in einer und derselben civitas gleichzeitig mehrere Bischofsitze befunden hätten. Außerdem sei der Name Grammatius so selten, daß er in der ganzen merowingischen Zeit, außer auf dem Konzil von Clermont, eben nur noch als Bezeichnung eines Bischofs von Windisch vorkomme. Vgl. Wechsli, Zur Niederlassung S. 257 und Hund, Wanderungen, Ztschr. f. Gesch. d. Oberrheins Nf. XXXII 1917 S. 65 f.

- ⁵⁶ Grammatius war der letzte in Windisch residierende Bischof der helvetischen civitas; (über Ursinus vgl. Reg. ep. co. I, Nr. 8; Sauer, Anfänge S. 24; Egli, KGB. S. 128 f.); 549 ist er als solcher zum letzten Mal bezeugt (siehe oben Anm. 55). Danach verschwindet sein Name aus den Quellen. 585 taucht dann auf dem burgundischen Konzil zu Macon Bischof Marius von Avenches auf (MG. Conc. I p. 172; Besson, Origines p. 161 s., 144 s., 185 s.; „Marius episcopus ecclesiae Aventicae subscripsi“). In die Zwischenzeit fiel also die Verlegung des Sitzes. Daß die Bischöfe von Avenches, nicht die von Konstanz, die Tradition des Bistums Windisch fortführten, erhellt nach Besson, Origines p. 141 s. auch aus der alten römischen Rechtsgewohnheit, Translationen von Bischofsitzen nur innerhalb derselben civitas, und erst recht nur innerhalb derselben Provinz vorzunehmen. Windisch und Avenches aber lagen in der gleichen civitas, Konstanz dagegen gehörte sogar einer andern Provinz als Windisch an.
- ⁵⁷ Terminus a quo ist das soeben (Anm. 56) bereits erwähnte Zeugnis von der Anwesenheit des Bischofs Marius auf dem Konzil zu Macon (585), terminus ad quem die erste urkundliche Erwähnung des Bischofs Arrius (650 auf dem Konzil von Chalons anwesend, cf. Besson, Origines p. 145 s.). Sauer, Anfänge S. 25 hält die doppelte, rasch aufeinanderfolgende Verlegung für etwas „Ungewöhnliches“, angesichts der großen, sich damals vollziehenden politisch-geographischen Veränderungen und der unvermindert fortdauernden alamannischen Gefahr — 610/11 verheerten alamannische Scharen aufs neue den „Pagus Aventicensis“ (Martin, l. c. p. 195 ss.) — dürfte sie jedoch verständlich werden. Über die Analogie Octodorum-Sion cf. Besson, Origines p. 9, 44, 142, 155.
- ⁵⁸ So A. Longnon, Géographie de la Gaule au VI^e siècle, Paris 1878, p. 225 ss., dem auch Besson, Origines p. 140, 145, und Wechsli, Zur Niederlassung S. 258 ff. sich anschließen. Martin, Etudes critiques p. 68, 124 Anm. 2, 365, 406, 424 leugnet, daß die merowingischen Reichsteilungen die Territorialgrenzen in der Schweiz beeinflusst hätten. Nach ihm wäre das Gebiet zwischen Aare und Reuß noch im 7. Jahrhundert mit der ursprünglichen civitas Hevetiorum verbunden gewesen und die Aarelinie erst im 8. Jahrhundert definitiv die Grenze zwischen Burgund und Alamannen und damit auch zwischen den Bistümern Lausanne und Konstanz geworden. Die Richtigkeit dieser Annahme vorausgesetzt, wird Bessons These von der Einheit des Bistums Windisch-Avenches-Lausanne allerdings auf einfache Weise erhärtet. Im Gegensatz zu Martin versucht nun Hund, Wanderungen und Siedlungen S. 65, 188 ff., die Entstehung der Aaregrenze ins Jahr 525 hinauszurücken und mit dem Vordringen der Ostgoten in ursächlichen Zusammenhang zu bringen; doch muß er zugeben, daß der Fluß dann in der Zeit von 535 bis 541 seine Eigenschaft als Grenzscheide jedenfalls wieder verloren hatte. Während Martins Hypothese aus den schon von Wechsli, Zur Niederlassung S. 260 angeführten Gründen in sich zusammenbricht, entbehren Hunds sorgfältig abwägende Aufstellungen nicht eines gewissen Grades von Wahrscheinlichkeit.
- ⁵⁹ Fredeg. Chron. A. IV, 37 ed. Krusch. p. 138.
- ⁶⁰ MG. SS. XIII p. 325.
- ⁶¹ Durch Quellenzeugnisse nicht gestützt, tauchte diese Theorie zum ersten Mal im 16. Jahrhundert bei J. Manlius, Chronicon episcopatus Con-

stantiensis, Pistorius III p. 691 auf und schleppte sich, gelegentlich mit kritischen Bedenken versehen, fast durch die gesamte Literatur der Neuzeit. Vgl. J. J. Hottinger, Helvetische Kirchengeschichte, Zürich 1708—29, I S. 162, 260. C. Neugart, Episcopatus Constantiensis, T. I 1802 p. CXLV, CCLXXXIII und 17 s. Hefele, Gesch. d. Einführung S. 174 ff.; Ch. J. Stälin, Wirtembergische Geschichte, Stuttgart 1841, I S. 164, 186; kritischer äußern sich Rettberg, KG. II S. 44, 99 ff.; Gelpfe, KG. I S. 195 ff. II, S. 249 ff.; Friedrich, KG. II S. 459 ff. und Egli, KG. S. 127 ff. Neuerdings wird die alte Ansicht, außer von den Regesta episcoporum Constantiensium Nr. 6 in üblicher Weise noch vertreten von Sauer, Anfänge S. 24 ff.; ihm folgend auch von Schubert, Kirche im Frühmittelalter S. 290; Dopsch, Wirtschaftl. und soziale Grundlagen S. 170; Lauer, Kirche in der Baar S. 14 f. und U. Ullmer, Topographisch-historische Beschreibung des Generalvikariates Vorarlberg Bd. V, Dornbirn 1924, S. 21. A. Hauck, Art. Konstanz in Realenzyklopädie f. prot. Theol. u. Kirche XI 1902 S. 28 drückt sich sehr vorsichtig aus. Demgegenüber ist es das Verdienst von E. Duchesne im Bulletin de la Société des Antiquaires de France, 1888 p. 193 zur Translationstheorie Windisch-Avenches-Lausanne den ersten Anstoß gegeben zu haben. Besson (heute Bischof von Freiburg, Lausanne und Genf) hat sie dann im Anzeiger f. Schweiz. Gesch. Nf. X 1905 S. 15—29, 75—83 näher begründet und in seinen Recherches sur les origines de Genève, Lausanne Sion 1906 weiter ausgebaut. Seiner Ansicht traten u. a. bei: Oechsli, Zur Niederlassung S. 260 f.; Martin, Etudes critiques p. 67 s.; P. Wenzke, Ztschr. f. Gesch. d. Oberrheins Nf. XXVI 1911 S. 357; Hund, Wanderungen, Ztschr. f. Gesch. d. Oberrheins Nf. XXXII 1917 S. 179 ff.; A. Brackmann, Germania pontificia, Vol. II: Provincia Maguntinensis, Pars I, Berolini 1923, p. 122; Pars II, Berolini 1927, p. 6; J. Beyerle, Zur Gründungsgeschichte der Abtei Reichenau und des Bistums Konstanz, HSavStRG. XLVI Kan. Abt. XV, 1926, S. 520 ff. und H. Lauer, Kirchengeschichte der Baar, 2. Aufl. Donaueschingen 1928, S. 24. ff. Stähelin, Die Schweiz in römischer Zeit, S. 541 f. Sauer's Haupteinwand, daß das rechtsgeschichtliche Prinzip durchbrochen worden sei, weil gerade Windisch um die Mitte des 6. Jahrhunderts von der Civitas Helvetiorum abgetrennt wurde und das ganze Mittelalter hindurch nur ein Dekanat von Konstanz bildete, ist nicht beweiskräftig. Er übersieht, daß das helvetische Bistum nicht so sehr auf eine bestimmte Stadt als vielmehr auf den römischen Verwaltungsbezirk der Civitas gegründet war, daß seine Bischöfe schließlich doch nur aus Gründen der Pastoralflucht ihren Sitz im Osten der Diözese nahmen und daß sie, nachdem das Gebiet zwischen Aare und Reuß aus politischen Gründen von dem ihrem Amtsbezirk zugrunde liegenden römischen Verwaltungsprenge abgetrennt worden war, in den von der alamannischen Kolonisation weniger berührten westlichen Hauptteil, genauer in die Hauptstadt Avenches zurückkehrten, wo uns schon früher (535) Bischof Gramatius begegnete und wo unter normalen Verhältnissen nach Analogie der Nachbarbistümer ihr Platz eigentlich von Anfang an hätte sein müssen. — Warum nach der Ansicht Dopsch's die Bedeutung von Konstanz nur dann klar hervortritt, wenn sein Bischofsitz gerade aus Vindonissa stammt, ist nicht recht einzusehen. Über die Anfänge des Bistums Konstanz vgl. neuerdings auch die zusammenfassende Darstellung bei E. Jsele, Die

Säkularisation des Bistums Konstanz und die Reorganisation des Bistums Basel. Freiburger Veröffentlichungen aus dem Gebiete von Kirche und Staat, hrsg. von U. Lampert, Bd. 3., Basel und Freiburg 1933, S. 27—29.

- 62 P. Wentzke, Zur ältesten Geschichte der Straßburger Kirche, Ztschr. f. Gesch. d. Oberrheins N. F. XXV 1910 S. 394 f. vermutet, daß auch der Breisgau einst zur Diözesanherrschaft der Straßburger Bischöfe gehört habe. Aus ihrem dort befindlichen weltlichen Besitz könne man, so meint er, auf ehemalige geistliche Hoheitsrechte schließen.
- 63 Cramer, Gesch. d. Alam. S. 499.
- 64 Württembergisches Urkundenbuch. Hrsg. von dem Kgl. Staatsarchiv in Stuttgart, 10 Bde. (bis 1926), Stuttgart 1849 ff. II S. 95 ss. Über die zahlreichen älteren Drucke vgl. Reg. ep. Co. Nr. 936. Siehe auch Thurgauisches Urkundenbuch. Hrsg. von J. Mayer und Fr. Schaltegger, 3 Bde. Frauenfeld 1917—25, II S. 139 Nr. 42. Die Echtheit der Urkunde, seit Hottingers Vorgang (Helvet. KÖ. S. 260) mehrfach angefochten, steht heute außer Frage: Zur Kritik vgl. Neugart, Episc. Const. praef. p. 9 diss. II: De fide diplomaticis Fridericiani. D. f. Cleß, Versuch einer kirchlich-politischen Landes- und Kulturgeschichte von Württemberg bis zur Reformation, Tübingen 1806, I S. 64 f. f. v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. 6 Bde. 5. Aufl. Leipzig 1878, II S. 531 Beil. 2. Hefele, Gesch. d. Einf. S. 199 ff. Rettberg, KÖ. II S. 101. G. Meyer v. Knonau, Anzeiger f. Schweiz. Gesch. 1871, S. 122. P. f. Stälin, Geschichte Württembergs I S. 87. Egli, KÖ. S. 60. Hauck, KÖ. I S. 342 Anm. 1. Martin, Etudes critiques p. 217 ss. Ulmer, Topographie S. 20 f. Jsele, Säkularisation des Bistums Konstanz, S. 29 ff.
- 65 Die Berufung auf Dagobert, der als besonders kirchenfreundlich galt, pflegte im Mittelalter häufig zu geschehen, um das hohe Alter einer Einrichtung zu erweisen. Vgl. Rettberg, KÖ. I S. 643; II S. 102. Reg. ep. Co. 12. Nach f. Beyerle, Die süddeutschen Leges und die merowingische Gesetzgebung, *FSavStGR.*, XLIX, Germ. Abt. 1929, S. 292, bürgt die alte Konstanzer Überlieferung, die Dagobert I. als den eigentlichen Gründer unseres Bistums ansieht, aber auch für völlige historische Gewisheit. — Die kartographischen Darstellungen zur Bistumsgeographie sind gerade hinsichtlich der Grenzbeschreibung nicht immer zuverlässig. Ein Verzeichnis derselben bei J. Ahlhaus, Die Landdekanate des Bistums Konstanz im Mittelalter. Kirchenrechtliche Abhandlungen, hrsg. von U. Stutz, Heft 109/110, Stuttgart 1929 S. 58 Anm. 2.
- 66 Über die Bistumsgrenze zwischen Konstanz und Augsburg vgl. Cleß, Kirchlich-politische Landes- und Kulturgeschichte I S. 65 f. Beschreibung der Oberämter Geislingen (1842), S. 110; Waiblingen (1850), S. 86; Schorndorf (1851), S. 70 f.; Gmünd (1870), S. 159; Ulm I S. 196 f. Baumann, Forschungen zur schwäb. Gesch. S. 457 und K. Bohnenberger, Über die Ostgrenze des Schwäbischen, Halle 1928 (auch in Beitr. 3. Gesch. d. D. Spr. 52).
- 67 Die Erwähnung von Würzburgs Nachbarschaft kann unmöglich aus einem Diplom Dagoberts herrühren; denn dieses Bistum ward erst 742, also ein volles Jahrhundert nach Dagoberts Tod gegründet. Nottarp, Bistumserrichtung S. 87 ff., 98 ff. B. Bigelmair, Die Gründung des

- Bistums Würzburg, Würzburger Diözesangesichtsblätter II 1. Heft 1934 S. 1—18; vgl. außerdem die Diözesankarte des Bistums Würzburg, bearb. von Franz J. Wendel, ebenda II, 2. Heft 1934. Barbarossas Urkunde schweben hier offenbar spätere Verhältnisse vor. Über die Speyrer Diözesangrenze vgl. die Diözesankarte des Bistums Speyer am Ende des Mittelalters, entworfen von F. X. Glaschörder in Mitt. d. hist. Ver. d. Pfalz, Heft XXVIII, 1907 nach S. 156. Der Neckar wurde oberhalb Neckarwaihingen überschritten. Zur fränkisch-alemannischen Stammesgrenze siehe Weller, Besiedlung des Alamannenlandes, Württ. Vierteljahrshefte f. Landesgesch. Nf. VII 1898, S. 325 f. Cramer, Gesch. d. Alam. S. 264 ff. K. Bohnenberger, Die alemannisch-fränkische Sprachgrenze vom Donon bis zum Lech, Zeitschr. f. hochdeutsche Mundarten VI 1905 S. 129—205 mit genauer Karte. Eine Aufzählung der Grenzorte bei F. E. Baumann, Die Gaugrafschaften im Württemberg, Schwaben, Stuttgart 1879 S. 92, 98, 113. Vgl. dazu jedoch P. F. Stälin, Gesch. Württembergs I S. 65 und Bl. f. württ. Kirchengesch. II 1887 S. 80 ff. Siehe auch Schumacher, Siedelungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande III, 1 S. 112. ff.
- 68 Ruppert, Geschichte der Mortenau, Achern 1882, I S. 18, 177, 223 f.
- 69 Eine genaue Beschreibung dieser südlichen Teilstrecke bei A. Müscheler, Die Gotteshäuser der Schweiz, Einsiedeln 1884—1906 (Separatabdruck aus Geschichtsfreund der fünf Orte). Zweites Heft S. 2.
- 70 J. A. Pupikofler, Die Grenze zwischen dem Rheingau, Churrätien und Thurgau, Schr. d. Ver. f. Gesch. d. Bodensees V 1874 S. 58 ff. G. Meyer v. Knonau, Zur Frage über die Grenze des Thurgaus gegen den Rheingau, Schr. d. Ver. f. Gesch. d. Bodensees VI 1875 S. 65—70. J. E. Mooser, Zur Grenzbestimmung des alten Rheingaus, Schr. d. Ver. f. Gesch. d. Bodensees VI 1875 S. 71—116. J. A. Pupikofler, Erwiderung auf die Kritiken des Herrn Prof. Dr. Meyer v. Knonau und des Herrn Pfarrers Mooser betr. die rheinische Grenzscheide, Schr. d. Ver. f. Gesch. d. Bodensees VI 1875 S. 117—122. G. Meyer v. Knonau, Der Besitz des Klosters St. Gallen in seinem Wachstum bis 920, Mitt. z. vaterländ. Gesch., hrsg. vom hist. Ver. in St. Gallen, XIII 1872 S. 92 f. Cramer, Gesch. d. Alam. S. 544 f. K. Beyerle, Grundherrschaft und Hoheitsrechte des Bischofs von Konstanz in Arbon, Schr. d. Ver. f. Gesch. d. Bodensees XXXII 1903 S. 35 ff., 54 ff. P. Büttler, Zur älteren Geschichte des St. Gallischen Rheintals, Schr. d. Ver. f. Gesch. d. Bodensees XLVII 1918 S. 103—114.
- 71 Über die große Zahl der weltlichen Herrschaftsgebiete innerhalb ihres Gebiets siehe Neugart, Ep. Const. I, 1 p. XIV ss. und J. Marmor, Zur Geschichte des Bistums Konstanz, Freiburger Diöz. Archiv. XI 1877 S. 308 f. Von den heutigen politischen Gebilden umfaßte sie ganz Südbaden, Hohenzollern, zwei Drittel von Württemberg, das Allgäu und Vorarlberg, sowie den größten Teil der deutschredenden Schweiz. — Über spätere Grenzregulierungen vgl. J. M. Gubser, Die Landschaft Gaster bis zum Ausgang des Mittelalters, Zürcher phil. Diss., St. Gallen 1900 S. 87, 94 f., 102. K. Speidel, Beiträge zur Geschichte des Zürichgans, Zürcher phil. Diss., Zug 1914, S. 7 f. Baumann, Geschichte des Allgäus. III S. 411.
- 72 Vgl. jetzt auch den Überblick bei Jsele, Die Säkularisation des Bistums Konstanz, S. 33—41.

II.

Geographischer Teil.

Die geographischen
Grundlagen der Siedelung
Konstanz
und ihre Auswirkungen
in Vergangenheit und Gegenwart.

Von

Helmut Wolfgang Faißt.

GLIEDERUNG.

Vorwort	Seite 87
---------	-------------

I. Landschaft und Siedelung.

1. Die Naturlandschaft.

Lage und Begrenzung — Werden und Wandlung — Bodengestaltung und Bodenbeschaffenheit — Gewässernetz und Wasserhaushalt — Klima — Pflanzen- und Tierwelt	89
--	----

2. Die Kulturlandschaft.

Gang der vor- und frühgeschichtlichen Besiedelung — Werden und Wandel der Kulturlandschaft — Landwirtschaft und Gewerbe	97
---	----

3. Die Lage der Siedelung in der Landschaft.

Topographische Lage — Hydrographische Lage — Älteste Besiedelung — Baugrund — Natürliche Verkehrslage — Name der Siedelung	102
--	-----

II. Die Raum-Elemente der Siedelung.

1. Der Grundriß.

Entstehung und Wachstum — Ansiedelung der Römer — Bischofsburg — Niederburg — Stadelhofen — Altmarkt — Markterweiterung — Neugasse — Entwicklung seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts	112
---	-----

2. Der Aufriß.

Gestaltung und Entwicklung — Das Konstanzer Bürgerhaus — Anlage — Höhe — Breite — Baumaterial — Farbe — Dachgliederung — Dachdeckung — Einteilung der Siedelung — Vororte	118
---	-----

3. Der Verkehr.

Der Nahverkehr — Die Entwicklung des Fernverkehrs — Die Verkehrsmittel — Der Ortsverkehr	123
--	-----

4. Die Wirtschaft.

Der Markt — Der Handel — Das Gewerbe — Die Entwicklung und die Struktur der Wirtschaft — Die Nutzung der Gemarkung	143
--	-----

5. Die Bevölkerung.

Entwicklung — Räumliche Verteilung — Wohndichte — Bebauungs- und Behausungsziffer — Zusammensetzung — Wanderungseinfluß — Gebürtigkeit — Konfession — Beruf	153
---	-----

III. Siedelung und Landschaft.

Seite

Die geographischen Grenzen der Siedelung — Das Gebiet des stärksten Einflusses — Die geographische Wirtschaftseinheit Konstanz — Das Einzugsgebiet der Arbeitskräfte und des Marktes — Die kulturelle Einflußzone — Ausblick	160
--	-----

IV. Schriften - Nachweis	166
------------------------------------	-----

VORWORT.

„Diese Statt ligt zwischen dem Bodensee und dem Unter / oder Zellersee / in einem Winckel / an dem Rhein / als er auß dem Obern in den Untern See laufft / auff Turgower Erdrich. Ist nicht sonderlich groß, aber lustig und schön erbawet“.

Aus der „*Topographia Sueviae*“ von Merian - Zeiller 1643.

Entstehung und Entwicklung der Siedlung Konstanz auf ihre geographischen Ur-Sachen und Grund-Lagen hin zu untersuchen und ihre Auswirkungen auf die verschiedenen Raum-Elemente in Vergangenheit und Gegenwart darzustellen, ist die Aufgabe, der die vorliegende Arbeit dienen will.

Ungemein wechselvoll und erregend ist das Schicksal dieser heute einzigen reichsdeutschen Stadt auf dem Südufer des See- und Hochrheins; überaus eng ist hier seit Jahrhunderten die Bindung von Raum und Politik. Gerade diese außergeographischen Momente sind es denn auch, die dieser Untersuchung ihren besonderen Reiz verleihen, die aber auch erklären, warum — zusammen mit den bei der politischen Randlage nicht unbedeutenden Schwierigkeiten der Materialbeschaffung — in einzelnen Kapiteln das gesteckte Ziel nicht ganz zu erreichen war.

Um der Bedeutung der heutigen Wirtschafts-, Verkehrs- und Siedlungsverhältnisse als historisch gewordener Größen auch wirklich gerecht werden zu können, ist die ganze Arbeit grundsätzlich entwicklungsgeschichtlich aufgebaut. Ferner ist noch zu bemerken, daß der Untersuchung der wechselseitigen Beziehungen zwischen Landschaft und Siedlung — einer „am besten Ort“ gelegenen Siedlung — aus dem schon erwähnten Grund ein breiterer Raum gewährt wurde, als es sonst in siedlungs-geographischen Arbeiten üblich ist.

Bei der Anlage dieser Abhandlung war ich stets bestrebt, auch einen Beitrag zu geben zu der noch immer fehlenden Wirtschafts- und Verkehrsgeschichte der Siedelung Konstanz, die als Günstling ihrer europäischen Lage ein „Mailand des Nordens“ hätte werden können.

Für die wertvollen Hinweise und Anregungen, die ich bei der Ausführung dieses Planes von meinem verehrten Lehrer Herrn Prof. Dr. Walther Tuckermann-Mannheim erhielt, möchte ich an dieser Stelle meinen tiefempfundenen Dank ausdrücken.

Helmut Wolfgang Faißt.

Konstanz, im Februar 1933.

I. Landschaft und Siedelung.

1. Die Naturlandschaft.

Die Siedelung Konstanz ist im nördlichen Vorland der Alpen am Bodensee und am See-Rhein gelegen; also mitten in einer Landschaft, der eine Reihe von hydrographischen und orographischen Erscheinungen eigen sind, die uns berechtigen, sie zur eigenständigen Bodenseelandschaft zu erheben. Dieser für Konstanz wohl engere, aber doch wichtigste Wirtschafts- und Verkehrsraum verbindet und trennt das schweizerische Mittelland mit und von der schwäbisch-bayrischen „Hochebene“.

Seine Eigenart hängt überaus eng mit seiner Formentwicklung zusammen, die ihren Anstoß und ihre Prägung von den Alpen her erhielt. Viermal stieß der Alpenrhein-Gletscher während des Diluviums über diesen Raum hin und formte durch seine schürfende und ablagernde Tätigkeit den Boden. Schufen die exogenen Kräfte in diesem geologischen Zeitraum die Moränenzüge, die Drumlin, die Zungenbecken, die von Schmelzwässern herausgesägten Rinnen oder die von Stauseen modellierten Terrassen und später die zentripetale Entwässerung, so waren bei der Bildung des Bodenseereliefs auch starke — heute noch wirkende — endogene Kräfte am Werk.

Diese beiden Kräfte formten auch den in einem Molasse-trog eingesenkten Raum um Konstanz, der im Süden von dem in flachem Bogen von West nach Ost streichenden Thurgauer Seerücken und im Norden von dem von Nord-West nach Süd-Ost ziehenden Bodanrücken, dem Konstanzer Riedel oder Sporn (31 S. 15)¹, begrenzt wird. Diese Sporne ragen als Horste über die glaziale Seelandschaft auf und bilden ihr Gerüst.

¹ Die in Klammern stehenden Zahlen bedeuten jeweils Nummer und Seite der zitierten, im Verzeichnis aufgeführten Schrift.

Der Konstanzer Sporn spaltet durch seine Lage den westlichen Teil des Bodensees in den Überlingersee und den Untersee, während der große tiefe Obersee und der kleinere seichtere Untersee durch die „Konstanzer Ebene“ (36 S. 12) voneinander getrennt sind. Diese nach Westen zu nur wenig geneigte, flache Muldenebene, die ihrer oberflächlichen Erscheinungsform nach nicht als diluviale Senke zu erkennen ist, endet im Norden und Süden in 410 m Höhe in einer schmalen Terrasse. Die Böschung dieser Strandlinie des glazialen Untersees beträgt stets etwa fünf Meter, sodaß die eigentliche, ungefähr zweieinhalb Kilometer breite Ebene nördlich und südlich in 405 m beginnt und langsam auf 400 m absinkt. An ihrer tiefsten Stelle durchzieht sie stark mäandrierend der aus dem Konstanzer Trichter kommende, von Ost nach West strömende See-Rhein, der sein 7 km langes Bett vom Konstanzer Hafen bis nach Ermatingen gegraben hat. Diese Bucht ist das westliche Teilstück des Obersees, das von dem langsam ausklingenden Thurgauer Seerücken und der Spornspitze des Bodanrücks eingefafßt wird.

Die Konstanzer Ebene setzt sich nach Westen zu in die Untersee-Niederung (36 S. 13) fort, während sie ostwärts von der quer verlaufenden „Konstanzer Endmoräne“ begrenzt wird. Diese diluviale Ablagerung tritt aber morphologisch wenig hervor. Ihre schlechte Ausbildung ist u. a. darauf zurückzuführen, daß der glaziale Untersee unmittelbar bis zum Gletscherabbruch reichte. So wurde der durch das Abschmelzen des Eises frei werdende Moränenschutt gleich in den See verschwemmt, wobei im Rhythmus der Jahreszeiten die Warven der Bändertone entstanden, die heute — teilweise von Schnekelisanden überlagert — vornehmlich den Boden der Konstanzer Niederung bilden. Als dann das Eis während der Konstanzer Stillstandslage soweit zurückschmolz, daß sich der 410 m hohe Untersee mit dem etwa zehn Meter höher stehenden Überlinger See vereinigen konnte, durchbrachen die ungeheuren Wassermassen, die Moränenanlagerungen in der Niederung allgemein nivellierend, den Hauptzug der Konstanzer Stirnmoräne an zwei Stellen. Und zwar im Norden in der heute noch größtenteils vom Flußbett des Seerheins eingenommenen „Petershauser

Rinne“. Den südlichen Durchbruch, den Schmidle (35 S. 94 und 31 S. 21) die „Eindellung“ des Döbele nennt, bezeichnen wir künftig als „Stadelhofer Rinne“.

Bei dem diluvialen Seespiegel-Ausgleich, der durch die ursprüngliche Oberflächenhöhe von 440 m stark zerstückelnden Abzugsgräben der Schmelzwasser auf der Konstanzer Spornspitze erfolgt war, die von Egg am Überlingersee ausgehend einmal am Kuh- und Haidelmoos vorbei nach Wollmatingen und später unter Durchbrechung der Seitenmoräne hinter dem Salzberg nach dem Jakob führten (31 S. 32), waren auch mehrere Drumlin angerissen und etwa 25—30 m überhöht worden. Diese linsenförmigen, aus der dritten Eiszeit stammenden, aber erst von der vierten geformten Hügelrücken halten den nördlichen Muldenrand dicht besetzt und geben ihm ihr Gepräge.

Während also im Norden morphologisch die Kleinformen überwiegen, bildet den südlichen Landschaftsrahmen der reich zertobelte, mit glazialen Bildungen umkleidete Molasseberg des Thurgauer Seerückens, der sich bei Konstanz noch 2—300 m über die Muldenebene erhebt. Nach Westen zu gibt diese flache weite Ebene den Blick frei über die Reichenau nach den Vulkanbergen des Hegaus, während ostwärts die große Wasserfläche der Konstanzer Bucht und des Obersees das ungemein wechselvolle Panorama der engeren, allerdings kein Eigenleben führenden Konstanzer Landschaft beschließt.

Dem Aufbau der Landschaft entsprechend können wir in ihr Böden des Tertiärs, des Diluviums und Alluviums verzeichnen. Die Molasse kann, da sie nur an wenigen Stellen der Trogränder zutage tritt, bei der Untersuchung der Bodenbeschaffenheit ausscheiden. Sie erlangt nur dort eine gewisse Bedeutung, wo ihre abgeschwemmten Sande, die am unteren Muldenrand gern eine feuchte Lehmdecke bilden, mit Moräne vermischt werden. Liegt die unverwitterte Moräne nicht zu tief, so erweisen sich ihre Böden als äußerst nährstoffhaltig. Dagegen bilden ihre Abschwemmprodukte, hauptsächlich in den Mulden zwischen den Drumlin und in den Schmelzwasserrinnen, leicht eine wasserführende, unreine, an der Oberfläche leicht vermoorte Lehmschicht, den kalkfreien Aulehm (32 S. 49). Ebenso vermooren die Verwitterungsböden

der fluvioglazialen Ablagerung sehr leicht und geben ein siedelungs- und anbaufähiges Gelände (Bruel, Moos, Ried). Dazu gehören die mineralreichen, schweren, kalten und feuchten Böden der Becken- und Bändertone, aber auch die darüberlagernden nährstoffarmen, äußerst kalkreichen durchlässigen lockeren und warmen Schneckelisande. Beide Bodenarten innig gemischt, ergeben einen durchaus ertragfähigen Boden.

Die Muldenränder der engeren Konstanzer Landschaft, die kleine Wasserscheiden bilden, sind reich an Quellen. Bei dem spärlichen Einzugsgebiet spielt aber das durch die vielen Tobelbäche gebildete Gewässernetz naturgemäß keine große Rolle. Dennoch waren sie und die von ihnen aufgeworfenen Schuttkegel gerade für die frühe Besiedelung sehr wichtig.

Diese kleinen Bäche und mit ihnen alle Gewässer in weitem Umkreis sind dem Bodensee und dem Rhein tributpflichtig. Die durchschnittlich etwa 2,20 m, in nassen Jahren über 3 m betragenden Schwankungen zwischen dem Sommer- und dem Winter-Wasserstand des Sees zeigen deutlich, wie sehr der Wasserhaushalt von der Lage im Alpenvorland abhängig ist. Diese Schwankungen beeinflussen in hohem Maße die Lebensverhältnisse der Uferorganismen (12 S. 35) und damit auch das Bild der Bodenseelandschaft, die klimatisch in dem großen Übergangsgebiet von dem ozeanischen Klima der westlichen Küstenländer zu dem kontinentalen Klima Ost-Europas gelegen ist. In ihm schuf der Alpenrandsee mit seiner großen, im Frühling und Sommer starker Einstrahlung ausgesetzten Wasserfläche eine mächtig ausgleichende Wärmequelle und damit ein „lokales Seeklima“ mit auffallend jahreszeitlich wie täglich abgestumpften Schwankungen der Temperatur.

Bei der großen Bedeutung des Klimas für die Besiedlung ist eine Untersuchung der „lokalen Färbung“ der verschiedenen Klimakomponenten notwendig, wobei für die Siedelung Konstanz allein die im schweizerischen Vorort Kreuzlingen gemessenen Werte verwendet werden können; denn die Heranziehung der in Meersburg festgestellten Daten würde das Bild verfälschen. So weist z. B. diese Station eine viel größere Niederschlagsmenge auf als Kreuzlingen, da Meersburg den vom See mit Wasserdampf gesättigten Westwinden völlig ausgesetzt ist.

Die Temperatur- und Niederschlagsverhältnisse werden durch die Stärke und die Richtung der Luftströmungen und diese wiederum durch die Lage der natürlichen Einfallstore der Landschaft entscheidend bestimmt. Da nun in der Bodenseelandschaft im Süden das breite flache Alpenrhein-Tal und im Westen das Hochrheintal mit seiner Verbindung zur burgundischen Pforte den Eintritt des Windes begünstigt, während im Osten die sich rasch erhebenden Steilwände des Allgäu und des Arlbergs seinen Zutritt verhindern, herrschen am Bodensee die West-, Südwest- und Südwinde vor. Durch diese natürliche Gliederung der Landschaft um den Bodensee wird auch das Bild der räumlichen Verteilung der Niederschläge differenziert, sodaß in ihrem östlichen Teil durch Steigungsregen sehr viel höhere Niederschläge als im westlichen zu verzeichnen sind. Eine Tatsache, die für die früheste Besiedelung von größter Bedeutung gewesen ist.

Für den engeren Konstanzer Raum ist die Verteilung der Niederschläge auf das Jahr verhältnismäßig einfach, da die sekundären Frühjahrs- und Herbstmaxima nahezu fehlen. Die mittleren Monats- und Jahressummen der Niederschlagsmengen der Station Kreuzlingen für 1901—1925 ergeben nach der Schweiz. Meteorologischen Zentralanstalt Zürich in mm:

Januar 52; Februar 42; März 56; April 72; Mai 79; Juni 108; Juli 106; August 102; September 83; Oktober 57; November 56; Dez. 71; im Jahr 884 mm (zum Vergleich: Bregenz 1510 mm); demnach auf die Jahreszeiten verteilt: für den Frühling 23,4%, den Sommer 35,7%, den Herbst 22,3% und den Winter 18,6%. Die Hauptregenmenge fällt demnach im Juni und zwar in einer Höhe, die im Durchschnitt mehr als das Doppelte der Wintermonate ausmacht. Zu berücksichtigen bleibt noch die Art des Niederschlages: an Tagen mit mehr als 0,3 mm Niederschlag in Form von Regen und Schnee weist das Jahr im Durchschnitt (44 S. 118) 144,3, in Form von nur Schnee 24,8 Tage auf.

Die mittlere Zahl der Tage mit Gewittern wurde (1881—1900) für Kreuzlingen mit 11,1, für Frauenfeld im Thurtal mit 19,2 und für Winterthur mit 19,9 errechnet (44 S. 117). Weiß man, daß der größte Teil der unser Gebiet berührenden Gewitter aus dem Hochrheintal, dem Schwarzwald und dem Klettgau

stammt, dann wird offensichtlich, wie sehr aus diesen Daten auch die vertikale Gliederung der weiteren Konstanzer Landschaft abzulesen ist. Denn diesen Gewittern stellt sich bei ihrem Zug nach Osten der Schienerberg entgegen. Diese an sich nicht bedeutende Erhebung wirkt als „Gewitterscheide“, vielfach sogar als „Gewitterdamm“, indem sie diese entweder auf die Südseite nach Stein a. Rh. und das Westende des Untersees oder auf die Nordseite (vorbei an Radolfzell und Überlingen) weist (56 S. 14). Die Gewitter, die zwischen Eschenz-Stein und Steckborn den Thurgauer Seertücken besteigen, bleiben auf ihm und treffen den Obersee erst bei Romanshorn. Die Ränder hängen dann beiderseits in die Täler und bestreichen auf der Nordseite das Schweizerufer des Untersees und auf der Südseite das Thurtal oder auch nur eines von beiden. Die Frequenz dieser Straße, an deren Nordrand Konstanz, Kreuzlingen und Umgebung liegen, ist an sich gering. Da aber mehr als die Hälfte dieser Gewitter Hagel mit sich führen, sind sie für die überzogenen Gebiete manchmal sehr verhängnisvoll. Gleich gefürchtet sind auch die hagelführenden Unwetter, die von Radolfzell über die Reichenau heranrücken. Eine große Zahl der den Untersee heraufziehenden Gewitter überstreichen aber nur die Landzunge von Wollmatingen (Konstanzer Spornspitze) und lassen Konstanz und Kreuzlingen am Südrand dieses Zuges.

In der verhältnismäßig geringen Niederschlagsmenge von Konstanz-Kreuzlingen darf aber nicht nur eine durch die begünstigte Stellung im Gewitterschatten des Seertückens und im Flankengebiet für die von S-W und W heranrückenden (meist nördlich und südlich vorbeiziehenden) Gewitter bedingte „lokale Färbung“ dieser Klimakomponente gesehen werden. Wir müssen dabei auch beachten, daß die engere Konstanzer Landschaft wohl noch im äußersten Regenschatten des Schwarzwaldes liegt, indessen noch nicht der Luvwirkung des Allgäus, des Vorarlbergs und des Appenzeller Landes ausgesetzt ist. Sie bildet also ein ausgesprochenes Übergangsgebiet.

Nach der von Heß ausgeführten Studie über die klimatischen Verhältnisse von Kreuzlingen (55 S. 27) sind Niederschläge am wahrscheinlichsten bei Süd-West zu erwarten, dann bei West,

bei Stille, aber auch bei Süd, Nord, Süd-Ost und schließlich bei Nord-Ost; am intensivsten bei W, dann bei N-W und S-W-Winden. Hinter den Ost- und N-O-Winden verbergen sich (in der Regel nicht intensive) Lokalwinde (44 S. 127), über die aber noch nicht genügend objektive Aufzeichnungen vorliegen. Es sind Winde von eintägiger Dauer der Periode, die ihren Ursprung in erster Linie dem Temperaturunterschied zwischen Wasser und Land verdanken. Sie treten in reiner Form nur in der wärmeren Jahreszeit, an heiteren ruhigen Tagen ohne atmosphärische Störungen, bei ausgeprägter Hochdruckwetterlage auf (58 S. 281). Am Tag werden sie durch starke Erwärmung der Landmassen und Bildung lokaler Minima (Seewind) und bei Nacht durch rasche Abkühlung der Erde unter die Temperatur der Luft über der Wasserfläche (Landwind) hervorgerufen (25 S. 285). Dieser Seewind, der bei Kreuzlingen westliche, teilweise südwestliche Richtung hat, ist ohne eigentliches Maximum am stärksten ausgeprägt vor Eintritt des Temperatur-Maximums am Land, also in den ersten Nachmittagsstunden (58 S. 285—314).

In Bestätigung dieser Feststellung verzeichnet Heß neben einem starken Auftreten des Nord-Ost in den Sommermonaten ein besonders starkes Auftreten des Süd-West in den Winter- und Frühlingsmonaten (55 S. 26).

Mit dem Auftreten dieser Lokalwinde ist auch die am See gegenüber dem Binnenland auffallend geringe Zahl von Calmen erklärt. Weiterhin haben die Forschungen von Kopfmüller ergeben, daß wir in Kreuzlingen auch einen im Winter von Westen kommenden monsunartigen Landwind haben, gleichend dem periodischen des Sommers (58 S. 331). In dem verhältnismäßig seltenen Wind aus südöstlicher und südlicher Richtung kommt der schwache Einfluß des Föhns zum Ausdruck. In dieser geringen Einwirkung des Föhns einerseits, dem rascher fließenden Seerhein und dem seichteren Untersee andererseits, ist die Ursache der starken Nebelbildung zu suchen. Dabei erweist es sich, daß im Bodenseegebiet der Nebel an Dichtigkeit und Häufigkeit gegen Westen immer mehr zunimmt, ganz im Gegensatz zu der Feststellung, die wir bei der Verteilung des Niederschlages machten.

So beträgt die durchschnittliche Zahl der Nebeltage in Friedrichshafen 32, in Kreuzlingen-Konstanz aber 64,2 (Frauenfeld im Thurgau 55), in Dießenhofen sogar 71,2 und nimmt erst in Schaffhausen (39,8) wieder ab (50 S. 35). Unmittelbar davon beeinflusst kann man in Friedrichshafen an heiteren und trüben Tagen im Jahresdurchschnitt 53 resp. 142, in Meersburg 54 resp. 146, in Kreuzlingen-Konstanz aber nur 38 resp. 154 Tage verzeichnen.

Die Untersuchungen von Kleinschmidt über die Bewölkungsverhältnisse am Bodensee haben weiter ergeben, daß häufig anstatt Nebel sehr dichter und niedriger Stratus auftritt, der als geschlossene Decke von geringer Mächtigkeit oft tagelang über dem See, aber auch über der Konstanzer Muldenebene liegt. Seine Eigenschaft als Wärmespeicher kommt überaus deutlich beim Vergleich der jahreszeitlichen Verteilung der Temperatur von Kreuzlingen und Meersburg mit dem 20 km landeinwärts im Thurtal gelegenen Frauenfeld zum Ausdruck.

	Winter	Frühjahr	Sommer	Herbst	Jahrmittel	
Frauenfeld	— 0,7°	8,0°	17,0°	8,3°	8,1°	(55 S. 14)
Kreuzlingen	— 0,4	8,3	17,4	8,8	8,5	(44 S. 100)
Meersburg	0,2	8,5	17,2	9,0	8,7	(52 S. 5)

Im Jahresmittel weist der tägliche Gang der Wärmeschwankungen in Kreuzlingen nur die geringe Höhe von 3,9° aus, in Winterthur 5,4°, in Zürich und Genf aber 5°. Dabei ist aber wahrscheinlich die um 7 Uhr gemessene Morgentemperatur wegen Strahlungseffekt etwas zu hoch, sodaß die tatsächliche Temperaturschwankung in Wahrheit noch etwas größer ist (44 S. 105).

Diese Reflexion der Wärme- und Lichtstrahlen äußert sich in den Seeorten auch in einer großen „Tageshelligkeit“, deren Bedeutung als Heilfaktor erst seit wenigen Jahren gewürdigt wird. Über die für alle Lebensvorgänge entscheidende Quantität und Qualität des Lichtes, die wir in dem Begriff der Ortshelligkeit zusammenzufassen pflegen, liegen aber für Konstanz noch keine Messungen vor.

Das in kurzen Strichen in seinem Grundcharakter und seinen lokalen Besonderheiten gezeichnete Klima hat sich in geschichtlicher Zeit nennenswert nicht geändert; doch muß darauf hingewiesen werden, daß in früheren Jahrhunderten gerade in der allernächsten Umgebung von Konstanz bei der großen Zahl noch nicht verlandeter oder künstlich entwässerter Sümpfe die Bildung der berüchtigten Bodennebel viel stärker als heute gewesen sein muß.

Dieser den hygienischen Verhältnissen abträgliche Nebelreichtum hindert wohl zeitweise die Einstrahlung empfindlich, dämpft aber andererseits auch die allzustarke Wärmeausstrahlung und sichert damit der Landwirtschaft eine längere Dauer der frostfreien Zeit, die in der weiteren Konstanzer Landschaft um 16 Tage länger ist als in der sonst so begünstigten Oberrhein-Ebene, und mehr als noch einmal so lang als auf der Baar (8 S. 71). Die mittlere Zahl der Frosttage für ein Jahr wurde für Kreuzlingen (1881—1900) mit 77,4, dagegen für Frauenfeld mit 82,8 errechnet (44 S. 107). Im Mittel derselben Zeit fiel der Tag des letzten und des ersten Frostes in Kreuzlingen auf den 26. März und auf den 13. November (44 S. 107).

All diese Faktoren sind natürlich von entscheidendem Einfluß auf die Zusammensetzung der Flora und Fauna unseres Untersuchungsgebietes, deren Werden und Wandel wir nunmehr einer kurzen Betrachtung unterziehen wollen.

2. Die Kulturlandschaft.

Konstanz ist in einer der frühestbesiedelten Gegenden Deutschlands gelegen, in einem Raum, für den die Übereinstimmung der Zone der vorgeschichtlichen Besiedelung mit der Zone der Verbreitung der Steppenheidevegetation und — der Zone der geringen Niederschläge nachgewiesen ist.

Nach den Ergebnissen der pflanzengeographischen Forschung bestand das ursprüngliche Pflanzenkleid der engeren Konstanzer Landschaft hauptsächlich aus Steppenheide. Diese Trockenheit und Wärme liebende Pflanzengemeinschaft war, von Ungarn dem Donaudurchbruch folgend, über den Hegau von Westen her eingedrungen und hatte die nachglaziale Tundra-

vegetation abgelöst. Wenn man mit Gradmann und anderen pflanzengeographischen Forschern aus der Verbreitung der Relikte der Steppenheide auf eine geographische Verbreitung innerhalb des Reliktbezirkes zu schließen sich berechtigt glaubt, so hätte unsere Urlandschaft auf einem schmalen Streifen des nördlichen Thurgauer Seerückens von der Höhe Konstanz nach Westen zu bis über Stein am Rhein Steppenheide getragen, während der eigentliche Rücken bis an den nördlichen Rand des Thurtals mit Wald bestanden gewesen wäre. Die Spitze und der südliche Teil des Bodanrückens von Egg-Adelheiden ob Hegne bis Möggingen—Stahringen—Bodman wäre wiederum ganz mit Steppenheide bewachsen gewesen, während das von der genannten Linie aus nordwärts ausgesparte Stück des Konstanzer Sporns stark mit Wald durchsetzt gewesen wäre. Östlich davon bleibt die Landschaft frei von dieser an eine relativ geringe Niederschlagsmenge gebundenen Steppenflora (82 S. 58).

Die Menschen der Jungsteinzeit fanden also bei ihrem Vordringen in unsere Landschaft noch überall freie offene Stellen vor (84 S. 64), bevorzugten aber — in der Richtung ihres Wanderungsvorstoßes — die Ufersäume des Überlinger-, des Untersees und der Konstanzer Bucht. Als dann im Spätneolithikum und in der Bronzezeit die kulturfeindliche Buche und Tanne einwanderten, vermochten der Ackerbau und der Weidegang der Tiere den Wald von den Kulturflächen dauernd fernzuhalten (84 S. 64).

Mit dieser Einwanderung begann sich auch die Verschiedenheit der Niederschlagshöhe im Bodenseeraum auszuwirken. Sicherlich spielte bei den Ansiedelungen der Pfahlbauzeit das Profil der Ufer eine nicht unwesentliche Rolle; doch kann das Meiden des Ostraumes des Bodenseegebietes durch die Jungsteinzeit-Menschen mit der siedelungs- und verkehrsfeindlichen Steilrandigkeit seiner Uferzone nur notdürftig erklärt werden. Ebenso kann nicht darauf hingewiesen werden, daß die Wahl ihrer Niederlassungen nach den fruchtbarsten und am leichtesten zu bearbeitenden Böden getroffen worden sei. Die auffallende Bevorzugung der westlichen Bodenseelandschaft findet ihre Erklärung nur darin, daß die durch Steigungsregen

hervorgerufenen größeren Niederschläge im Osten dem Waldwuchs günstigere, der Besiedelung aber sehr ungünstige Lebensbedingungen boten.

Auf diese in groben Zügen gezeichnete Naturlandschaft haben nun die Fischer, Jäger und Hacker der jüngeren Steinzeit, die Bauern der Hallstattzeit und die Kelten der Latènezeit eingewirkt, sie langsam in eine Kulturlandschaft umgewandelt, ohne aber die boden- und klimabedingte Verteilung des Waldes wesentlich zu ändern. Von diesem Wandel wurde meist nur das waldfreie Gebiet betroffen, bis im 5. Jahrhundert die Alemannen mit der Dreifelderwirtschaft auch neue Kulturpflanzen in unsere Landschaft einführten. Für diese Zeit sind auch Rodungen anzunehmen. Bei der Nähe der Klöster Reichenau und St. Gallen war naturgemäß der Einfluß der geistlichen Grundherrschaft auf „den frühmittelalterlichen Landesausbau“ (60 S. 198) besonders groß, sodaß es eine ungemein reizvolle Aufgabe wäre, die noch vorhandenen Liegenschaftsurkunden daraufhin systematisch zu durchforschen. Ihre Auswertung würde vielleicht auch darüber Aufschluß verschaffen, inwieweit der Annahme der agrargeschichtlichen Forschung, das Antlitz der Kulturlandschaft im 12. bis 15. Jahrhundert gleiche dem des 16. bis 17. Jahrhunderts, auch für den Raum um Konstanz Geltung zukommt. Andere Urkunden oder Chroniken erweisen sich hierfür als eine zu wenig ergiebige Quelle. Genaue, auf Vermessung beruhende Karten und agrarstatistische Aufnahmen aber liegen erst aus dem beginnenden 19. Jahrhundert vor. Unter diesen Umständen ist es natürlich nicht möglich, die über fünf Jahrtausende währende Kulturtätigkeit der Menschen in der engeren Konstanzer Landschaft in allen Stadien darzustellen.

Als feststehend darf nur übernommen werden, daß der Wald, vorwiegend an die aus schlechtem Molasseboden oder hartem Deckenschotter bestehenden Hochflächen der Horste und die steilen Hügelrücken der Drumlin gebunden, seit dem 17. Jahrhundert — die da und dort zu verzeichnenden Rodungen mitberücksichtigt — kaum an Fläche verloren hat. Die wirtschaftliche Ausnutzung der vorherrschend aus Mischwald bestehenden Forste war denn auch lange Zeit sehr ertragreich,

bis Zölle, Raubbau und der, durch die in das zweite Drittel des 19. Jahrhunderts fallenden umwälzenden Änderungen der Verkehrs- und damit auch der Absatzverhältnisse bedingte Übergang zur Kohlenfeuerung der Ausfuhr von Bau- und Sägenholz ein Ende bereiteten.

Auf dieselbe Wurzel muß auch der überaus starke Rückgang der Rebe zurückgeführt werden, die vordem weite Strecken von Oberschwaben, dem Appenzell, dem Toggenburg und dem Allgäu mitversorgen half. Denn diese Gebiete waren ja, da ihnen Klima und Höhenlage den Weinbau versagte, auf das nächste Weinland ziemlich angewiesen. Welch weite Verbreitung der Weinbau, aber auch der Obstbau schon um das Jahr 850 gefunden hat, zeigt das Verschwinden der Bierzinse aus den St. Galler Urkunden jener Zeit (108 II S. 67). In verstärktem Maße spielen die Weinzehnten und Rebfröhnden in den Urbarien der späteren Jahrhunderte eine bedeutsame Rolle (75a S. 155). Ein kleines Bild von der, durch den 30jährigen Krieg allerdings schon stark dezimierten Verbreitung des Weinbaues innerhalb unseres engeren Untersuchungsgebietes gewährt die von Wegelin abgedruckte Karte (75a S. 159) aus dem Jahre 1720. Ihre größte Bedeutung erreichte die (wohl schon vor den Römern eingeführte) Rebe im 17. Jahrhundert. Zu dieser Zeit reihte sich im Rund Torkel an Torkel, und Weinstock an Weinstock stand selbst im engsten Weichbild der Konstanzer Siedelung. Dicht besetzt waren vor allem die Muldenränder, und erst später zeigt sich die Bevorzugung der Südhänge, die bei dem relativ hohen Stand der Sonne im Sommer schon von einem Neigungswinkel von 28—30° an aufwärts dauernd hohe Insolationen aufzuweisen haben (80 S. 48).

Im ausgehenden 19. Jahrhundert ließen die veränderten Absatzverhältnisse, die Weinzölle und Rebkrankheiten den Anbau selbst an diesen Hängen nicht mehr lohnend genug erscheinen. Daraufhin wurde z. B. im Amtsbezirk Konstanz, der 1880 noch 861 ha Reben aufwies (193 III. 10 Khe 1885), so rasch ausgestockt, daß im Jahr 1900 nur noch 709 ha (193 XVIII, 14 Khe 1901) vorhanden waren, die bis 1925 auf 293 ha (183 S. 43) zusammenschmolzen. An die Stelle dieser

Rebgewanne traten Wiesen, oder die das Landschaftsbild stärker verändernden Baumgärten, die in der Moräne ihren geeigneten Nährboden fanden. Und hier erweist es sich, daß der schon im frühen Mittelalter bekannte, klimatisch durch die lange frostfreie Zeit außerordentlich begünstigte Obstbau — besonders im Thurgau — immer mehr an Bedeutung gewinnt.

Im Wandel der Kulturlandschaft ist weiterhin die Mitte des 18. Jahrhunderts von großer Wichtigkeit, da in diese Zeit die Einführung der Kartoffelkultur und „der wichtige Übergang von der Selbstversorgung zur Marktwirtschaft“ (60 S. 193) fällt. Der damit einhergehende Rückgang der Getreideproduktion zu Gunsten des Futterbaues und der Viehzucht hält vornehmlich im Thurgau durch das ganze vergangene Jahrhundert an. Da das vorher als Streuland und zur Torfgewinnung benutzte Gelände zwischen den Drumlin mehr und mehr entwässert und dem Wiesenbau erschlossen wird, wird der ungemein groß werdende Bedarf an Streu nunmehr vorwiegend aus dem Erwachs der Rohr- und Binsfelder am See gedeckt.

Im Mittelalter, als noch Hanf und Flachs in unserer Gegend in großem Umfang gepflanzt wurden, hatten die feuchten, an Gestaden und Bächen gelegenen Wiesen dem Leinwand-Erzeuger gar treffliche Bleichen abgegeben und so ihren Teil zur Stützung des wichtigsten Gewerbes beigetragen. Heimisch war auch schon im frühen Mittelalter die auf fließendes Wasser angewiesene Gerberei und Lederverarbeitung. Man nutzte dabei das Gefälle der vom Seerücken herabkommenden Bäche, die ihre Kraft weiterhin auch den Mühlen aller Art, den Holzsägen, Ölpresen, Hanfreiben, Lohstampfen und Walcken liehen.

Aber auch die geologischen Ablagerungen wurden wirtschaftlich genutzt, die Moränen nach Wacken und Kies ausgebeutet, die Molasse als Baustein und Kühlkeller verwandt und auf den Becken- und Bändertonen eine nicht unbedeutende Tonwaren-Industrie aufgebaut.

Lange nicht so ergiebig ist die Fauna der engeren Konstanzer Landschaft. Ihr Reichtum liegt hauptsächlich in den Fischen, die See und Rhein in so reichem Maße bergen. Ihr Fang bringt denn auch zahlreichen Uferbewohnern Erwerb:

Da für unser Untersuchungsgebiet entwicklungsgeschichtliche Einzeluntersuchungen völlig fehlen, vermag das in wenigen Strichen in seinem Wandel gezeichnete Gesicht der Kulturlandschaft nicht voll zu befriedigen. So will denn diese Skizze, die immerhin da und dort die stärkste Abhängigkeit des Menschen vom Raum und die innige Wechselwirkung zwischen Landschaft und Wirtschaft deutlich fühlbar werden läßt, nur als ein bescheidener Baustein zur Erkenntnis der für die Siedelung Konstanz wichtigen natürlichen Grundlagen gewertet werden.

3. Die Lage der Siedelung in der Landschaft.

Bei der fluvioglazialen Durchschneidung der Konstanzer Endmoräne wurde in ihrem Hauptzug ein Stück ausgespart, das im Osten durch den See, im Westen durch das ausgedehnte Sumpfgelände der Konstanzer Niederung, im Norden durch die Petershauser- und im Süden durch die Stadelhofer-Rinne begrenzt wird. Über 900 m lang, etwa 350 m breit, auf zwei Seiten unmittelbar von fischreichen Wässern umgeben, entstand auf diesem stets hochwasserfreien Moränenhügel, der sich ungefähr fünf bis sechs Meter über der durchschnittlichen Seespiegelhöhe von 395 m erhebt, die Siedelung Konstanz. Der Wert dieser, in weitgehendem Maße natürlichen Schutz gewährenden topographischen Lage steigt aber — weiträumiger gesehen — noch erheblich, da auf eine Entfernung von ungefähr 50 km ostwärts und etwa 25 km westwärts allein dieser am Ausfluß des Seerheins gelegene Moränen-Wall eine einfach zu überbrückende Verbindung zwischen dem südlichen Bodenseeufer und der schwäbisch-bayerischen Hochebene herzustellen vermag.

Von einer mit solchen Vorzügen ausgestatteten Erdschwelle darf mit Fug und Recht angenommen werden, daß sie der siedelnde Mensch schon sehr früh in Besitz nahm. Doch liegt über seiner ersten Besiedelung tiefes Dunkel, das die äußerst seltenen — bei dem völlig überbauten Raum auch stark vom Zufall abhängigen — archäologischen Funde bisher kaum aufzuhellen vermochten. Die ältesten Spuren der Besiedelung im

engeren, wenn auch nicht im engsten Siedlungsbereich führen zurück in die Zeit der Pfahlbaukultur, aus der in der Konstanzer Bucht zahlreiche, auch dem Umfang nach stattliche Wohnplätze belegt sind. Ihre starke — zuerst von Schmidle (32 S. 45) festgestellte — Gebundenheit an Quellen oder an in den See mündende Bäche, gestattet auch einen wertvollen Rückschluß auf die ursprüngliche Topographie unserer Stadtschaft. Diese Gebundenheit ist nachweisbar am deutschen Ufer bei dem unterhalb der heute Gebhardsbrünnele genannten Quelle gelegenen Pfahldorf Hinterhausen und auf der schweizerischen Seite sowohl bei dem vom Stich- und Käsbach förmlich eingefassten Pfahldorf Schlöbli-Fischerhaus, als auch bei dem unterhalb der Quellen von Kreuzlingen gelegenen Pfahldorf Badeanstalt-Hörnli. Es erscheint daher keineswegs gewagt, anzunehmen, daß diese Übereinstimmung auch bei der aus der Bronzezeit stammenden Siedelung Raueneck bestand, die Tröltsch (69) 1871/72 beim Ausbaggern des Konstanzer Hafens entdeckt hat.

Sehen wir bei dieser Arbeits-Hypothese von Quellen ab, da ihre an sich recht unwahrscheinliche Existenz bei den großen Aufschüttungen am Seeufer nicht mehr nachgewiesen werden kann, so würde das bedeuten, daß am Raueneck, d. h. an der Ostseite der Stadelhofer Rinne, schon zur Pfahlbauzeit ein Bach austrat. Dabei kommen nur in Betracht: der vom Thurgauer Seertücken heruntereilende Bättershauser Töbelibach, der sich vor Egelshofen mit dem Geißberger Bach zum Egelshofer Schoderbach vereint, oder der Bernrainer (Emmishofer) Bach. Trotz ihrem beschränkten Einzugsgebiet haben beide Bäche am südlichen Muldenrand mächtige Schuttkegel gebildet und durch ihre starke Geschiebeführung in der Ebene selbst weite Flächen aufgeschüttet, u. a. das Konstanzer Döbele und die schon im Flurnamen ihre Herkunft kündenden Töbeliwiesen. In gleichem Maße wie die in den Chroniken (2 S. 118, 199, 272 usw.) bis zum Ende des 19. Jahrhunderts (116, S. 238) immer wieder auftauchenden Notizen von Überschwemmungen der Vorstadt Stadelhofen zeugen auch die rückschreitend tief in die Molasse des Muldenrandes eingefressenen Erosionskessel von der großen Stoßkraft der von ihnen zeitweise mitgeführten Wassermengen.

Ältere topographische Karten zeigen, daß insbesondere der Egelshofer Schoderbach bei seinem Tallauf — mit dem von ihm aufgeworfenen Schuttkegel leicht von Ost nach West wandernd — an den Konstanz-Kreuzlinger Moränenzug sich stark angelehnt und ihn teilweise auch angeschnitten hat. Wir nehmen daher an, daß er es war, der schon früh seinen ständigen Abfluß durch die Stadelhofer Rinne genommen hat². Sein Charakter — vor den Einbauten in seinem Oberlauf wandelte jeder heftige Regenguß diesen harmlosen Bach in ein reißendes Wildwasser — befähigte ihn, die Schutzlage von Konstanz nicht unerheblich zu verstärken. Damit sind eigentlich, im Verein mit den verkehrsfeindlichen Sümpfen, die natürlichen Vorbedingungen für die Anlage eines oppidum, wie wir es aus Genf, Basel, Bern und Windisch kennen, durchaus gegeben.

Bei Annahme einer solchen Anlage — von der entsprechende Funde noch nicht gemacht werden konnten — wäre es allerdings falsch, in der Stadelhofer Rinne etwa nur einen breiten oder verbreiterten Abschnitts- oder Halsgraben zu sehen. Vielmehr erscheint in diesem Zusammenhang eine Bemerkung des Konstanzer Chronisten Gabriel Bucelinus nicht uninteressant, der in seinem Werk (109 S. 3) durchaus wahrhaben will, daß in dieser Rinne „der Rhein einst in seinem ganzen Lauf oder mit seinem größeren Arm die Stadt vom Thurgau trennte“ (*Rhenum olim vel integrum, vel partem eiusdem maiorem, urbem Thurgovia sejunxisse*). Eine Äußerung, die bei aller Fragwürdigkeit hinsichtlich des Autors, des Zeitpunktes und der Ursache ihrer Entstehung, doch von starker Einsicht in die topographische Struktur dieses Geländes Zeugnis ablegt.

Gehört es doch heute zu den gesicherten Ergebnissen der einschlägigen Forschung, daß die Naturlandschaft unseres Untersuchungsgebietes noch in der prä- und frühhistorischen Zeit verhältnismäßig starken Änderungen unterworfen war. Auf die Streitfrage, in welchem Kräfteverhältnis hierbei Erdkrustenbewegung und klimatische Änderung standen, brauchen wir nicht einzugehen. Es genügt festzuhalten, daß dieser Wandel am Ende der Bronzezeit einen gewissen Höhepunkt

² Im Mittelalter tritt er uns dann, reguliert und wirtschaftlich genutzt, als Gerberbach entgegen.

erreichte, der in der Konstanzer Bucht zu größeren Strandverschiebungen führte. Und zwar wurden die Strandlinien einmal durch die raschere Zunahme von Feuchtigkeit und Niederschlag im negativen Sinne verändert — wobei keineswegs an ein katastrophenartiges Steigen des Sees (73 S. 74) oder an andere extreme Vorgänge gedacht werden darf —, dann aber auch im positiven Sinne durch eine zuerst bei den Ausgrabungen der bronzezeitlichen Pfahlbausiedelungen u. a. von L. Leiner 1888 festgestellte Senkung des Bodens.

Das Auftreten dieser Senkungserscheinung ist weiter nicht verwunderlich, wenn man weiß, daß die Konstanzer Landschaft im Schnittpunkt zweier wichtiger Störungslinien liegt. Kreuzt doch hier die mit der „hercynischen“ Störungsrichtung zusammenfallende Verwerfungslinie der Konstanzer Muldenebene die dem „variskischen“ System angehörende „Achse der Nordschweiz“ N 66° 0, die aus der Gegend von Ravensburg-Memmingen kommend über Frauenfeld („Thurgau-Linie“) und Zofingen nach dem Neuenburger See zieht. Da die durch Ur-Kräfte ausgelöste Bewegung auch in unseren Tagen noch nicht zum Stillstand gekommen ist, hält die Senkung an. Haid (99 S. 21) wies durch Heranziehung der Wasserstandsmarken von 1817—1900 nach, daß diese allmähliche Senkung beim Seepegel in Konstanz von 1874—1900 95 mm, von 1864 bis 1900 163 mm und von 1817—1900 317 mm betrug. Andererseits³ wurde gefunden, daß sich die Höhenmarke am Konstanzer Bahnhof, bezogen auf den als unverändert angenommenen Vergleichsbolzen am Münster, gegenüber dem Stand von 1874 im Jahr 1890 um 35 mm, im Jahr 1910 um 50 mm, 1925 um 59 mm und fünf Jahre später um 60 mm gesenkt hat.

Es handelt sich also um nicht ganz unerhebliche Werte, die allein deshalb schon davon abhalten sollten, ihr Ausmaß als in die Vergangenheit übertragbar anzusehen. Derartige Überlegungen (30 b S. 43) führen dann leicht zu Ergebnissen wie: der obere Münsterplatz habe zur Zeit der römischen Herrschaft sieben Meter höher über dem Seespiegel gelegen als heute (126 S. 19). Eine solche Folgerung ist aber völlig abwegig. Ginge man — um nur ein Beispiel herauszugreifen —

³ Mitteilung der Bad. Wasser- und Straßenbaudirektion Karlsruhe.

von den für 1864—69 ermittelten Werten aus, so müßte die Senkung des Pegels von 1817—64 „errechnet“ 39,3 cm betragen, während sie tatsächlich 15,4 cm betrug (99 S. 21). Grund: Die im erstgenannten Zeitraum festgestellten Daten sind nicht als normal anzusprechen, weil die beiden zum Nachweis herangezogenen Meßpunkte Bahnhof und Pegel, um 1865 auf aufgeschüttetem Gelände und tonigem Grund errichtet, die durch die große Belastung ihrer Bauten verursachte Bodensenkung mitzumachen gezwungen waren.

Der wirklich einwandfreie Baugrund ist im engsten Siedlungsbereich eben ganz an das Vorkommen von Moräne gebunden. Außerhalb dieses Gebietes mußten und müssen alle größeren Gebäude durch umfangreiche Rostanlagen gesichert werden. Hirsch (134 S. 89) nimmt denn auch an, daß sogar in der Altstadt „weitaus die größte Anzahl der Konstanzer Häuser auf Holzrost stehen“. Trotzdem sacken sie noch ab⁴ und im Mittelalter wollen die Klagen über den „bösen und versottenen“ Boden nicht verstummen. Aufzeichnungen über den Bau von Brunnen, die da und dort in alten Chroniken auftauchen, lesen sich wie Erläuterungen zu einer geologischen Karte von Konstanz. So wenn über einen „am Rossgassen“ 1531 errichteten Brunnen ausgesagt wird: „vnd hat man kain pfäl inn grund miessen schlahen, dann es ist ein gutter grund gewesen“. Im Gegensatz dazu wird 1524 über einen Brunnen am Rindermarkt-Bodansplatz (Stadelhofer Rinne) berichtet (134 S. 36): „Man hat 550 eerli pfäl jegklichen 5 sch. lang inn grund verprucht.“

Doch war — außer in der Niederung — der zum Auslauf aus den Röhren notwendige Druck nicht immer vorhanden, sodaß schon früh das Trinkwasser in primitiven Holzteicheln aus den am Hang des Thurgauer Seerückens zwischen Kurzrickenbach und Tägerwilen vorhandenen Brunnenstuben in die Stadt geleitet wurde. 1840 hatte man dann auf dem Münsterplatz den ergebnislosen Versuch unternommen, die wasserführenden Kiese der Muldenebene anzupapfen. Die Erbohrung eines artesischen Brunnens gelang aber erst 1879⁵, nachdem

⁴ z. B. die Zeppelin-Oberrealschule und die Türme der Hauptpost.

⁵ Auf dem sog. Stadttacker am nördlichen Muldenrand.

schon fünf Jahre vorher die rasch zunehmende Bevölkerung zur Erschließung des auf dem Konstanzer Sporn zwischen Wollmatingen und Dettingen-Dingelsdorf gelegenen Niederschlagsgebietes gezwungen hatte. Die Brunnenstuben dieser drei Gebiete versorgten die Siedelung Konstanz bis zum Jahre 1905. Von diesem Zeitpunkt an wird das Trinkwasser durch ein Pumpwerk unmittelbar dem See entnommen.

Die starken Veränderungen, denen das hydrographische Netz während und hauptsächlich vor dieser Zeit unterworfen war, sind leider in so unzulänglichem Maß verzeichnet worden, daß es sich heute nicht mehr bestimmen läßt, inwieweit in früheren Jahrhunderten Sümpfe und Wildwässer die in strategischer Hinsicht nicht ganz unbedenkliche Lage von Konstanz zu bessern vermocht hatten.

Dieser Mangel wird aber mehr wie wettgemacht durch die von Natur aus ganz hervorragend begünstigte Lage dieser Siedelung zum Verkehr, den die weite Wasserfläche des Bodensees — wenigstens im Mittelalter — in einem großen Sektor an sich zog. „Der meistbegünstigte See unseres Kontinents“ (140 I S. 30) ist ja für das nördliche Alpenvorland der geborene Verkehrsstauer, Mittler und Lenker. Er öffnet für Konstanz den Zugang durch das Hochrheintal in das schweizerische Mittelland, gegen Genf und das Rhonetal, gegen Basel in die oberrheinische Tiefebene und durch die burgundische Pforte nach Frankreich, über das Alpenrheintal zu den Bündner Pässen gegen Italien und über den Arlberg in das nordöstliche Längstal der Ostalpen, wie nordostwärts in die ausgedehnte schwäbisch-bayrische Hochebene. Trotz alledem ist Konstanz nur relativ günstig gelegen, weil die natürliche Verkehrslage die Siedelung nur an dem nach Westen tendierenden Süd-Nord-Verkehr und ferner an dem in ost-westlicher oder in umgekehrter Richtung ziehenden, den Wasserweg einhaltenden Verkehr unmittelbar Anteil nehmen läßt.

Ogleich demnach die Zone nicht unbeträchtlich, in der das Absplittern des Verkehrs möglich ist, wußte sich die Siedelung wohl schon allein auf Grund ihrer anderen natürlichen Vorzüge früh Geltung zu verschaffen. Urkundlich belegt finden wir sie zum ersten Mal durch den zu Beginn des 6. Jahr-

hundreds lebenden Goten Anarid, der in der *Cosmographia* des unbekanntenen Geographen von Ravenna unter den alemannischen Städten, den *civitates*, auch „Constantia“ erwähnt. In dieser Gestalt erscheint der Name von Konstanz durch das ganze Mittelalter hindurch; aber doch nur in den in lateinischer Sprache verfaßten Schriftstücken. In den deutschgehaltenen Urkunden des 13. Jahrhunderts wird hingegen die Siedelung Costenze genannt, im 14. und 15. Jahrhundert meist Costentz, dann vom Anfang des 16. bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts stets Costantz und erst von diesem Zeitpunkt ab: Constanz oder Konstanz.

Nun steht ja für die Mehrzahl der Forscher fest, daß Siedelung und Name römischen Ursprungs sind. Nur bringt die mittelalterliche Chronik den Namen mehr mit Konstantin dem Großen (306—337), die neuere Forschung mehr mit Constantius Chlorus (292—306) in Verbindung. Dabei wird aber nicht allgemein angenommen, daß Constantia wirklich der ursprüngliche Name ist. So will Karl Beyerle (92 S. 8) wahrhaben, daß der vorrömische Name der Siedelung „Vitudurum“ (Vitadura) gewesen sei. Er glaubt seine Annahme ausreichend belegt durch einen heute noch in einer Seitenkapelle des Konstanzer Münsters eingemauerten Denkstein, der für das Jahr 294 berichtet, daß „die Kaiser Diokletian, Maximian, Constantius und Galerius durch den Prokurator der Provincia Maxima Sequanorum die Ringmauer von Vitudurum von Grund aus wiederhergestellt hätten“. Es handelt sich dabei aber nur um einen Stein, der im frühen Mittelalter aus den Trümmern von Vitudurum (Winterthur) nach Konstanz verschleppt worden war, um, wie Stähelin meint (105 S. 245), durch den auf ihm erhaltenen Namen Constantius der Stadt Konstanz eine höhere Weihe zu geben. Das Hauptargument gegen diese Annahme Beyerles liefert die räumliche Anordnung der diocletianisch-maximianisch-constantinischen Befestigung, deren Stationen über Ad fines (Pfylen im Thurtal)-Vitudurum (Winterthur) nach Vindonissa (Windisch) ziehen. Damit ist die vorrömische Benennung von Konstanz hinreichend widerlegt.

An anderer Stelle (123 S. 13) nimmt Karl Beyerle zur Stützung seiner These folgenden Vorgang an: „Die in die

Erbschaft der Römer eingetretenen Alemannen haben offenbar die römische Trutzburg an der See-Enge mit dem ihr alsdann verbliebenen Namen Constantia vorgefunden. Wahrlich, sie hätten schon der fatalen Erinnerungen wegen, die sich für sie an diesen Namen knüpften, den Ort nicht Constantia genannt.“ Genannt sicherlich nicht; doch will es uns auch kaum glaubhaft erscheinen, daß diese „fatalen Erinnerungen“ sie veranlaßten, den Namen ihrer Siedlung in so enger Verbindung mit dem „Alemannensieger Constantius Chlorus“ zu belassen. Diese große Unwahrscheinlichkeit läßt sich mit keinerlei „romanistischen“ Methoden aus der Welt schaffen. Wir müssen nach neuen Gründen suchen.

Nun hat es an Versuchen, den ältest erhaltenen Namen „Constantia“ als eine Zusammenziehung keltischer Worte zu deuten, wahrhaftig nicht gefehlt. Christ (94 S. 1) z. B. nimmt an, daß sich die Römer aus einem keltischen Condistantia ein römisches Constantia mundgerecht gemacht hätten. Er glaubt daher, in Condistantia ein sog. Gemünd, eine Niederlassung (stantia, ital. stanca) an einer Mündung, am Zusammenfließen von Gewässern, analog Confluentes = Coblenz, erkennen zu dürfen. Stähelin weist — in diesem Zusammenhang sehr interessant — darauf hin, daß um 400 n. Chr. auf dem Bodensee eine Barkenflotte stationiert war, deren Befehlshaber seinen Standort bald in Bregantia (Bregenz), bald in Confluentes hatte, und darum als Praefectus numeri barcariorum Confluentibus sive Brecantia bezeichnet wird. „Hier kann mit Confluentes nicht etwa das heutige Coblenz am Zusammenfluß von Rhein und Aare gemeint sein; denn der Rheinfluss bei Schaffhausen würde für die Barkenflotte ein unüberwindliches Hindernis gebildet haben. Der Ort kann nur oberhalb des Rheinflusses gesucht werden, am ehesten an der Stelle des heutigen Konstanz, wo der Bodensee in den Untersee fließt.“ (103 S. 278). Die Deutung aus dem Keltischen erscheint aber willkürlich, denn sie findet zu keiner Zeit eine Stütze im gesprochenen oder geschriebenen Wort. Bemerkenswert sind aber beide Erklärungen, weil sie zum ersten Mal an Stelle des rein Historischen die geographischen Verhältnisse zur Begründung heranziehen. Schon Christ spricht es aus (94 S. 8), daß der Geschichts-

forscher die Lösung dieser Frage wohl an die Geographen werde abtreten müssen. Allein in der Überprüfung der Ergebnisse der linguistischen Forschung mit der damals gegebenen topographischen Lage liegt denn auch die Berechtigung, in einer siedlungsgeographischen Arbeit dem ursprünglichen Namen einer Siedelung nachzuspüren.

Sehr wertvoll wäre weiterhin für die Ergründung des wahrhaft ältesten Namens von Konstanz, zu wissen, ob die Alemannen das Keltische noch als lebende Sprache oder nur durch romanische Vermittlung kannten. Im ersteren Fall würden die von den mittelalterlichen Rechtsgelehrten in lateinischer Sprache abgefaßten Urkunden stark an Beweiskraft verlieren, da in ihnen die Bezeichnung der Siedelung mit *Constantia* ohne Rücksicht auf die vom Volk erhaltene und verwandte Benennung erfolgte. Das beweisen deutlich die in der Heimatsprache geschriebenen mittelalterlichen Urkunden, aber auch die heute noch in der Mundart übliche Verkürzung der Vorsilbe *con-* zu *co-*. Es besteht keine Veranlassung, in dem auf uns mündlich und bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts auch schriftlich Überkommenen eine trübere Quelle zu sehen, als in den lateinisch abgefaßten Urkunden. Aus diesem Grund gehen wir von der Form *Costentz* und *Costantz* aus und nehmen nicht an, daß „*Constantia*“ der ursprüngliche Name der Siedelung war. Diese Annahme schließt ja keineswegs aus, Konstanz mit der u. a. auch von *Constantius Chlorus* gegen Ende des 3. Jahrhunderts vorgenommenen Grenzbefestigung auf das innigste in Zusammenhang zu bringen.

Andererseits wissen wir aber doch auch, wie prosaisch die Römer hinsichtlich der Erfindung von Siedelungsnamen waren (93 S. 83). Meist begnügten sie sich damit, die vorgefundenen Ortsnamen etwas umzuprägen, besonders dann, wenn sie ihrer heimischen Sprache gut im Ohr klangen. Bei dieser Angleichung kam es oft genug vor, daß die keltische Benennung „im inoffiziellen Sprachgebrauch herrschend blieb“ (105 S. 77) und die latinisierte Form nur in der Gelehrtenwelt weiterlebte. Eine Feststellung, die — so dünkt uns — vor den Ansichten der romanistischen Forschung wohl bestehen kann. Daher erscheint uns auch, ohne der Keltomanie zu verfallen,

vom geographischen Standpunkt aus die Untersuchung Molls sehr beachtenswert. Ausgehend von Costentz und Costantz führt Moll (138 S. 10) den ursprünglichen Namen der Siedelung Konstanz auf ein altkeltisches Wort zurück, dessen erste Silbe co = Wasser, und dessen zweite Silbe stentz oder stantz = Burg bedeute; also Costantz = Wasserburg. Seine Ansicht findet eine gewisse Erhärtung durch eine Notiz über die Entstehung und den Namenswechsel der Siedelung Konstanz in der Dacher'schen Chronik des 15. Jahrhunderts (2 S. 9). Diese lautet: „Und also buwt es der künig Constantinus widerumb und machet es besser, dan es vor ye gewesen was, und nam im do sinen alten namen und gab im ainen namen nach sinem aigenem namen Constantino und hieß es Costentz und nit mer Niderwasserburg“.

II. Die Raum-Elemente der Siedelung.

1. Der Grundriß.

In formaler Hinsicht war mit der Festlegung der Siedelung Konstanz auf einen topographisch so eng umrissenen Raum die Möglichkeit und die Richtung ihrer Entwicklung eindeutig bestimmt.

Bei der starken Abhängigkeit jeder ersten Anlage von der Beschaffenheit und dem Aufbau des Bodens müssen wir die Keimzelle der Siedelung auf der höchsten Erhebung des Moränenhügels — dem heutigen Münsterplatz — suchen, und nicht etwa (119 S. 28) auf der morphologisch kaum in Erscheinung tretenden Erhebung der im Rhein-Vorland gelegenen „Insel“. Die Wiederherstellung der ursprünglichen Topographie dieser Erdschwelle stößt aber auf unüberwindliche Schwierigkeiten, da ihr Relief durch die Jahrhunderte ungemein starken Änderungen unterworfen war. Geradezu schalenartig liegt der durchweg über einen Meter hohe Kulturschutt über dem eigentlichen Moränenkern, der zudem in der Frühzeit seiner Besiedelung wahrscheinlich immer wieder nach erratischen Blöcken durchwühlt worden ist.

Aber selbst für die allerjüngste Zeit lassen sich die nicht unbeträchtlichen Veränderungen durch Aufschüttung und Ausgleich von Höhendifferenzen nicht in wünschenswerter Klarheit darstellen, da keine Stadtpläne mit eingezeichneten Höhenlinien vorhanden. Hirsch (134 S. 97) nimmt nun an, daß „durch Kennbarmachung der Häuser mit unterirdischem oder halb unterirdischem oder mit oberirdischem Keller in einem Stadtplan Höhenkurven entstehen würden, von denen die Bodenentwicklung des Konstanzer Stadtgebietes abgelesen werden könnte“. Wir haben auf die Durchführung dieses Vorschlages verzichtet, da er u. E. nicht geeignet wäre,



Konstanz um das Jahr 1830.

Ausschnitt aus dem Topographischen Atlas des Großherzogtums Baden. Blatt 52. Karlsruhe 1838—1849.

dem Wandel der topographischen Verhältnisse erfolgreich nachzuspüren, sondern nur ein Bild von der Bodenstruktur ergäbe. Das erstrebte Ziel kann daher — wenn auch mit einem vom geographischen Standpunkt nicht immer befriedigenden Ergebnis — nur durch Heranziehung von Urkunden und alten Plänen erreicht werden.

Der räumlichen Auswertung der Entwicklung des Grundrisses ist der Satz voranzustellen: Richtungweisend für die Entstehung der Siedelung ist Süd-Nord; ihr bodenbedingte Entwicklungsrichtung ist aber allein Nord-Süd⁶. Hofmann gibt (111 S. 14) dafür eine geschichtliche Erklärung, indem er auf die von Süden vorstoßenden Römer und auf das in der Mitte des 6. Jahrhunderts von Vindonissa-Windisch nach Konstanz verlegte Bistum hinweist. „Das erste Entstehen eines Konstanz muß von Süden her erklärt werden; Konstanz ist entstanden als antiker Ort“, und an anderer Stelle: „Aus dem gleichen Grund wie Köln, Koblenz und Mainz liegt auch Konstanz links des Rheins. Ein erst im frühen Mittelalter neu entstandenes Konstanz könnte man sich logischerweise nur auf der Halbinsel zwischen Überlinger- und Untersee vorstellen“, wenn man — so muß hier notwendig ergänzt werden — die Bedeutung der Topographie ganz außer acht läßt.

Daß bei der Verlegung des Bistums, das Konstanz im Wettbewerb mit den übrigen Städten einen für die weitere Entwicklung ausschlaggebenden Vorsprung sicherte, kirchenpolitische Gründe gewichtig mitgesprochen haben, steht fest. Für die geographische Betrachtung ist aber allein wesentlich, daß schon zu diesem frühen Zeitpunkt die Vorteile der topographischen und hydrographischen Lage von Konstanz „in kluger Voraussicht erkannt und benutzt“ (6 S. 166) wurden. Obgleich ein altes, auf dem Konzil zu Sardicca beschlossenes Kirchengesetz bestimmt, daß Bistümer nicht in kleinen Ortschaften oder auf dem Lande errichtet werden dürfen, braucht diese Verlegung, wie Hegel (132 S. 26) dargetan hat, nicht unbedingt ein Beweis für das Vorhandensein einer größeren

⁶ Dabei stützen wir uns vor allem auf die zusammenfassende Darstellung von Konrad Beyerle, wie sie im 2. Band des Konstanzer Häuserbuches (125) niedergelegt ist.

Siedelung zu sein. Entscheidend ist weiterhin nicht, ob damit die Siedelung durch „Gründung“ oder „Neugründung“ entstanden ist.

Greifen wir auf die nicht sehr bedeutende archäologische Ausbeute zurück, dann hat unsere Untersuchung mit der Römerzeit zu beginnen, wobei wir annehmen, daß die Römer auf dem die Umgebung weithin übersehenden und den Rheinübergang beherrschenden Hügel zuerst eine ihrer Warten (*specula*) errichtet haben. Eine solche wohl schon früh verstärkte Warte, die dann vielleicht im vierten Jahrhundert beim Ausbau der römischen Grenzwehr in ein *castrum* einbezogen wurde, vermuten wir in den auf dem nördlichen Münsterplatz 1872 entdeckten „Fundamenten eines runden Baues“ (65 S. 25).

Über die Art und die Größe dieser römischen Ansiedelung gehen die Ansichten der Forscher sehr auseinander. So glaubt Ludwig Leiner (128 S. 50) ein Castell annehmen zu dürfen, das eine Länge von etwa 130 m, bei einer Breite von etwa 80 m, gehabt und damit einen Flächenraum von 1 Hektar bedeckt habe, während Konrad Beyerle (125 S. 183) 2 Hektar annimmt. Systematische Grabungen auf größeren Flächen fehlen. Bei der Vergänglichkeit des wahrscheinlich zunächst verwandten Baumaterials (Holz und Erdwerk) dürfen darüber aufschlußgebende Funde auch kaum mehr erwartet werden. Auf jeden Fall ist festzustellen, daß im heutigen Grundriß von einem Castell nichts mehr zu erkennen ist. Ungewiß ist auch die von einer neueren Lokalforschung in Übereinstimmung mit den Chronisten des Mittelalters angenommene römische Niederlassung von Gewerbetreibenden und Fischern in der Niederburg.

Der Grundriß dieses am Nordabhang des Moränenhügels gelegenen, angeblich ältesten Siedelungsteiles, der seine Gebundenheit an den guten Baugrund deutlich erkennen läßt, zeigt in dem Verlauf seines Wegenetzes das Streben der vorwiegend Fischerei und Schifffahrt treibenden Bevölkerung an den See-Rhein. Außer der das Rückgrat bildenden Inselgasse sind alle übrigen Gassen nach diesem Fluß ausgerichtet, wobei die dem Meridionalsystem zuzurechnende Konradigasse sich in ihrer Führung als von den Geländebeziehungen besonders stark abhängig erweist. Trotz der Verdoppelung der Bautiefe

der Häuser nach der Schreibergasse zu tritt noch heute der ungefähr zwei Meter betragende Geländeunterschied des westwärts abfallenden Moränenhügels deutlich hervor. Die Nordgrenze dieses Viertels bildete früher die heutige Niederburggasse, die wahrscheinlich auch die südliche Begrenzung eines für das Trocknen der Netze benötigten Platzes war. Das im heutigen Plan vor diesem Streifen ausgewiesene Land ist aufgefüllt.

Den ursprünglich von der römischen Siedelung (vermutlich allein) eingenommenen Raum erweiterte die Bischofsburg auf etwa 4 Hektar. Die von Natur aus ostwärts durch den Steilabfall nach dem See gesetzte Grenze wurde nicht überschritten. Gleichzeitig entstand ungefähr 500 m südlich von ihr hart an dem flachen Südrand der Stadelhofer Rinne, der Fronhof Stadelhofen (stadel mhd. = Scheune). Diese vorwiegend landwirtschaftlichen Charakter tragende Siedelung der bischöflichen Hörigen zeigt durch ihre Lage an dem Egelshofer Schoderbach (Gerberbach) wiederum die Bedeutung der Thurgauer Bäche für das Werden der Siedelung Konstanz.

Die im 10. Jahrhundert erfolgte Ausdehnung der Bischofsburg nach Süden durch Angliederung des Marktes war planmäßig. Wie die Burg bildet das Markt-Gebiet ungefähr ein Rechteck, dessen Nordseite sich mit der Südseite der Bischofsburg deckt. Die Ost- und Westseite, deren Grenzen heute nicht mehr gut feststellbar sind, waren jeweils die gerade südliche Fortsetzung der Burgmauern. Im Süden bildete der Ehgraben zwischen Kanzleistraße und Münzgasse den Abschluß, der im heutigen Grundriß als Feuergasse erhalten ist. Das klare und zweckmäßige Straßensystem des Altmarktes ist ein gutes Beispiel einer Rippen- oder Fiederanlage. Den Stengel, um bei dem angenommenen Bilde zu bleiben, bildete in der ursprünglichen Anlage die Wessenbergstraße. Von ihm zweigen, meist rechtwinklig, ab: nach Osten die Zollernstraße, die Sallmannsweiler- und die Münzgasse und nach Westen die Franziskanergasse (südlicher Stefansplatz) und ein kleines unbenanntes Gäßchen. In der Wessenbergstraße und in ihrer südlichen Fortsetzung, der Hussenstrasse, begegnen wir dem auf dem Scheitel der Moräne hinziehenden Konstanzer Ur-Weg, dem Rückgrat der Siedelung.

Demnach war der Grundriß einfach gegliedert: Die drei Siedelungsteile Niederburg, Bischofsburg und Altmarkt bildeten ein allseitig von Mauern umgebenes langgestrecktes zusammenhängendes, dicht überbautes Gebiet, das gegen den Rhein beinahe spitzwinklig abschloß und genau parallel der immer hochwasserfreien Höhenlinie der Moräne verlief. Durch sie zog von Nord nach Süd, vom Rheintor zum Obermarkt nur eine Straße, der eben erwähnte Urweg, im Mittelalter „uff den platten“ genannt. Da die planende Einwirkung der ersten Bauherren sich im Ganzen und Großen auf den Bezirk Altmarkt beschränkte, kann die Siedelung Konstanz ohne Bedenken unter die „gewordenen“ Städte eingereiht werden.

Nachdem durch die erste bürgerliche Siedelung alles baureife Gelände in Anspruch genommen war, mußte, wollte man nicht im Osten zu umfangreichen Aufschüttungen oder im Westen zu Meliorationen schreiten, die weitere Ausdehnung nach Süden erfolgen. Diese bodenbedingte Richtung wurde denn auch eingeschlagen, als sich im 12. Jahrhundert eine Markterweiterung (Neumarkt) als notwendig erwies. Ihre südliche Grenze ist heute noch im Grundriß erhalten. Sie wurde durch die Hieronymus- und Lammgasse gebildet.

Nun blieb auf der Moräne nur noch ein schmalriemiger, von der Hussenstraße bis zur Rosgartenstraße reichender Obstgarten übrig, der 1252 durch die Neugasse erschlossen und bald weiträumig überbaut wurde (127 u. 1 S. 33 Urk. 26). Wenn auch nach dieser Erweiterung zwischen dem Neugassen-Viertel und Stadelhofen noch umfangreiche Wiesen lagen (Morderwiese 1 S. 104 Urk. 92; Genssbühl 2 S. 187), die den Gerberbach links und rechts auf seinem Lauf umgaben, so war damit die Verbindung mit Stadelhofen doch hergestellt.

Im 13. Jahrhundert folgte dann, veranlaßt durch das Aufblühen von Wirtschaft und Verkehr, eine entscheidende Schwenkung nach Osten. Bei dieser Verlagerung des wirtschaftlichen Schwerpunktes der Siedelung zeigte sich der Vorzug der fiederartigen Anordnung der Straßen des Alt- und Neumarktes, die ohne weiteres ihren Ausbau nach dem See zu erlaubten⁷. Da die damalige Uferlinie im Osten bei

⁷ z. B. der Kanzleistraße zur Marktstätte (Markistad).

mittlerem Wasserstand ungefähr auf der Höhe Rheintorturm—Raueneckturm lag⁸, kam die etwa im Zuge der heutigen Schillerstraße aufgeführte Mauer wenigstens im Sommer in das Wasser zu stehen. Innerhalb dieser „mure in dem sê“ (1 S. 44 Urk. 36 a a. d. J. 1255) wurde dann allmählich je nach Bedarf das Gelände aufgefüllt. Von nun tauchen in den Urkunden verschiedentlich Namen auf, wie „Füllli“ oder „Tümpfel“ (1 Urk. 260; 2 S. 253). Man hört mehr über die „häuser uff dem steg“ (119 S. 291/92) und vernimmt, daß der Bischof Konrad von Konstanz dem Kloster Salem schon 1217 die Erlaubnis zur Auffüllung und Bebauung des Seeufers gegeben hat (1 S. 10 Urk. 7).

Zur gleichen Zeit legte sich auch erstmals an den sanft nach Westen ausstreichenden Moränenhang innerhalb der Mauer ein schmaler mit stattlichen Domherrensitzen überbauter Streifen. Weiterhin wurde im 13. Jahrhundert auch der Versuch unternommen, das der Moräne nach Westen zu unmittelbar vorgelagerte, vom Bernrainer Bach durchflossene Sumpfbereich zu entwässern. Auf ihm finden wir bis in das 14. Jahrhundert das namengebende Frauenkloster „Paradisus animae“, bis ins 16. Jahrhundert das Schottenkloster und bis zur Schwedenbelagerung 1633 neben den Turnierplätzen u. a. auch ein Kapuzinerkloster. Die eigentliche Überbauung dieses Gebietes begann aber erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und ist bis heute mit Rücksicht auf das Gemüseland der Paradieser noch nicht ganz durchgeführt.

Im 15. Jahrhundert wurde die mit 25 Türmen besetzte Ummauerung sowohl im Norden als auch im Osten etwas weiter in den Rhein und den See hineingeschoben, durch Einbeziehung von Stadelhofen im Süden auf insgesamt ungefähr 3 km Länge gebracht und sowohl in der Altstadt, wie auch rechtsrheinisch in Petershausen (2 S. 224/282) durch Aushebung eines 18 m breiten Grabens gesichert; dieser wurde von den Seerücken-Bächen und dem See gespeist (126 S. 44). Um den ungehinderten Abfluß von der Raueneckbucht nach dem Paradies oder durch den Hirschgraben nach

⁸ Der Raueneckturm stand im Schnittpunkt der Diagonalen des Baublocks Bodan-, Sigismund-, Bahnhofstraße—Bahnhofplatz.

dem Ziegelturm am Seerhein zu erreichen, wurde das Wasser durch sinnreiche Einbauten unter der Rheinbrücke in der Konstanzer Bucht gestaut. Vermutlich war man durch Einbezug von Stadelhofen in die Ummauerung gezwungen, das Wasser für den Gerberbach nunmehr, ähnlich wie in Zürich bei der Sihl (24 S. 23), über den Schanzengraben beim Emmishofer Tor hinweg in die Stadt zu führen.

Interessant ist auch noch festzustellen, daß bei dieser Erweiterung der eigenartige, bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts erhaltene Verlauf der Mauer bei der Raueneckbucht nicht geändert wurde, obgleich die Auffüllung dieser aus terrigen und limnischen Sedimenten gebildeten Bucht relativ einfach gewesen wäre. Das scharfe Einspringen der Ummauerung beim „Rauen“-Eck bestätigt u. E. nur nochmals, wie gefährlich der hier austretende Gerberbach zeitweise werden konnte.

Diese Befestigungsanlage wurde im 17. Jahrhundert durch ein Glacis-System verbessert; dann aber blieb die Siedelung in diesem Zustand, bis im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts die Notlage der Stadt und der Zeitgeist die Schleifung der Mauern und Stadttore, sowie die Abtragung der Schanzen bewirkte. Auf den zugeschütteten Umfassungsgräben entstanden als Ringstraßen die Obere und Untere Laube (1866), die Bodanstraße und der Rheinsteig. Und nun wurden sowohl links- wie rechtsrheinisch in den Außenbezirken die meist mit dem Lineal im Rechteck vorgezeichneten Baublöcke errichtet. Über diese Entwicklung des Grundrisses — vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart — und den weiteren Ausbau der Fluß- und Seeufer (u. a. Anlage der Seestraße 1869 und Aufschüttung des Stadtgartens 1876—79) unterrichtet am besten die Darstellung von Reisser (136), auf die an dieser Stelle verwiesen sei.

2. Der Aufriß.

Zeit und Art der Entstehung und Entwicklung einer Siedelung sind vielfach heute noch für ihre Erscheinungsform kennzeichnend, selbst dann, wenn die Siedlungsbausteine, d. h.

die die Gassen und Plätze bildenden Häuser, durch menschliche Eingriffe oder elementare Ereignisse wiederholt stark verändert wurden. Vermöchte doch die vorübergehende Zerstörung einzelner Bausteine den Einfluß der ursprünglich gegebenen räumlichen Situation auf die horizontale Anlage nicht zu schwächen, wenigstens nicht, solange die Gasse in ihrer Führung unverändert blieb.

Da in Konstanz weder weltliche noch geistliche Herren versuchten die Siedlung großzügig zu gestalten oder großräumig zu verändern, in ihr auch zu keiner Zeit die planende Kraft eines einzigen Baumeisters wirkte, dürfen wir keinen einheitlichen vertikalen Aufbau erwarten; was nicht ausschließt, daß Konstanz bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts ein geschlossenes, klar umrissenes Siedlungsbild bot. Ein Siedlungsbild, das sich durch starke Verbundenheit der Stadtschaft mit der Landschaft bis in unsere Tage auszeichnet. Nur verhinderte im Osten nach dem Fallen der Stadtmauern die Anlage der Bahn eine innigere dauernde Befruchtung der Siedlung durch ihr formendes Element, das Wasser, das noch heute die Altstadt von der Seeseite her als einen räumlich einheitlichen Körper empfinden läßt. Hier erschließt sich der ganze Zauber der alten Stadt, da die sie umlagernde Wasserfläche durch den Gegensatz zum aufstrebenden Mauerwerk der Häuser, der Türme, der „Insel“ und des Münsters deren plastische Wirkung steigert und zusammenschließt.

In ihr finden wir den bodenständigen Siedlungsbaustein: „Das Konstanzer Bürgerhaus“ noch verhältnismäßig häufig vertreten, wenn auch selten mehr in reiner Form. Unter Anpassung an die äußerst beschränkten Raum- und die, eine Kelleranlage außerhalb des Moränengebietes verbietenden Bodenverhältnisse hat es sich wohl aus dem alemannischen Bauernhaus der Umgebung heraus entwickelt. Typische Merkmale in der Gesamtarchitektur sind u. a. das Fehlen eines unterirdischen Kellers und die zurücktretende Bedeutung des Erdgeschosses. Dieses Erdgeschoß, das mit der Diele Niederdeutschlands nichts gemein hat (134 S. 111), diente früher als Stallung, als Lager, im Mittelalter den Gewerbetreibenden als Webgaden und heute meist Händlern als Verkaufsraum.

Ursprünglich war das Bürgerhaus nur zweistöckig. Die weiteren Obergeschosse, die im Lichten meist 1,90 bis 2,50 Meter hoch sind, wurden bei dem innerhalb der Stadtschaft nur in geringem Maß verfügbaren Raum wohl allgemein schon früh ausgebaut. Doch bleiben 4 Obergeschosse Ausnahmen, die auch immer entsprechend gekennzeichnet wurden⁹. Die Breite der Straßenfront schwankt zwischen 5 und 20 Metern. Die Gassenwandungen bestanden selten aus Fachwerk, meist aus verputztem Backstein oder aus Bruchstein. Üblich war und blieb die Verwendung des leicht verwitternden Rorschacher-Sandsteins als Haustein und konstruktiv zur Sicherung der Kanten an Maueröffnungen und Hausecken. Inwieweit es sich bei der in unseren Tagen üblich gewordenen Anbringung von Hauszeichen, sowie bei der farbigen Behandlung der Hausfronten um eine echte Renaissance handelt, wissen wir nicht, da in Konstanz eine entsprechende Verordnung aus früherer Zeit nicht festzustellen war (134 S. 213).

Die für die körperliche Erscheinung einer Siedelung überaus wichtige Stellung des Hauses zur Gasse und die damit zusammenhängende Dachgliederung weist in Konstanz keine größere Besonderheit auf. Fast ausnahmslos bilden die Firste der Satteldächer einen mit der Gasse gleichlaufenden Linienzug, der nur da und dort durch aufgesetzte Zwerchgiebel — ein Merkmal des Konstanzer Hauses — unterbrochen wird. Demnach bestimmt das Traufenhaus das Aufrißbild der Altstadt. Daran ändert auch das Vorhandensein einzelner Giebelhäuser nichts, da sämtliche in der Altstadt als solche in Erscheinung tretenden Häuser den Abschluß einer aus Traufenhäusern bestehenden Gasse bilden.

Als Material zur Dachdeckung wurden vorwiegend Stroh und Schindeln benutzt. Da aber im „Bänder-Ton“ vor den Toren der Stadt genügend Rohstoff zum Brand von Ton vorhanden war, ist anzunehmen, daß auch schon früh der Ziegel zur Dachdeckung verwendet wurde.

⁹ Zu diesen Hochhäusern des Mittelalters zählen z. B. das „Hohe Haus“ (Zollernstr. 20), der „Hohe Hirsch“ (Münzgasse 30) und der „Hohe Hafen“ (Wessenbergstr. 1).

Zusammenfassend ist zu sagen, daß die Anlage des Konstanzer Bürgerhauses boden-, erwerbs- und traditionsbedingt war. In der Altstadt¹⁰ bildet es — da mit einem schönen Erker verziert, dort an Tür oder Fenster mit reichem ornamentalen Schmuck versehen — noch auf weite Strecken die Wandungen der engen Gassen, die schon allein durch ihre mannigfachen Krümmungen oft recht malerische Ausblicke schaffen. Besonders gut erhalten finden wir es — wenn auch hier meist mit um- oder ausgebauten Erdgeschossen — in der Niederburg und in der Gegend um das Schnetztor, das zusammen mit dem Rheintor- und Pulverturm und einigen kleinen Mauerresten zu den einzigen Zeugen der mittelalterlichen Befestigungen zählt. Stärker von der Neuzeit beeinflusst und durch Aufstockungen verändert sind die Wessenberg-, Hussen- und Zollernstraße, am stärksten die Kanzleistraße, Rosgartenstraße und die Marktstätte. In diesen Gassen, in denen sich auch zahlreiche öffentliche Gebäude, alte Zunft- und Domherrenhäuser finden, erstanden neue, vielfach 4-5stöckige Geschäftshäuser, teilweise mit Blendfassaden und im Bahnhofsviertel ganze Blocks von Werkstein-Mietshäusern. In den erstgenannten Gassen, die die ausgesprochene Geschäftsgegend umreißen, reiht sich Laden an Laden; auch Etagegeschäfte sind keine Seltenheit mehr. Das Handwerk, im Aufrißbild als solches kaum erkennbar und meist in den Außenbezirken beheimatet, hat sich im Altstadt kern auf die Nebengassen zurückgezogen.

Grünflächen sind in diesem Siedelungsteil nur sparsam eingestreut, und auch an Plätzen herrscht kein Reichtum, da außer der die Landschaft seewärts unmittelbar einbeziehenden Marktstätte, dem unteren und oberen Münsterplatz (Pfalzgarten) und dem intimen Obermarkt nur größere unbebaute Räume, wie der Stefansplatz, der Fischmarkt und der Bodansplatz, vorhanden sind.

Den letztgenannten „Platz“ rechnen wir schon zum geographischen Siedelungsteil Stadelhofen, dessen Aufrißbild — zwei bis drei typische Gerberhäuser ausgenommen — von dem einförmigen, 3¹/₂stöckigen Mietshaus des 19. Jahrhunderts bestimmt wird.

¹⁰ Zu diesem geographischen Bezirk rechnen wir (im Gegensatz zur statistischen Einteilung, die Altstadt gleich linksrheinisch setzt) nur den alten, einst von der Ummauerung des 13. Jahrhunderts umschlossenen Siedelungskern.

An den Altstadtkern westwärts schließt sich der geographische Siedlungsteil „Konstanzer Bruel“ an, der baulich auf keinen einheitlichen Nenner zu bringen ist. Sind doch kleinere Zonen in halboffener Bauweise mit Straßenzügen¹¹ aus 3—5 stöckigen Mietshäusern durchsetzt, und im sogenannten „Paradies“ finden wir sogar noch den alten Dorfcharakter erhalten.

Rechtsrheinisch zerfällt der statistische Bezirk Petershausen geographisch in zwei, im Aufriß sehr voneinander verschiedene Siedlungsteile. Der landschaftlich überaus reizvolle Raum der Konstanzer Spornspitze (Petershausen-Ost) beherbergt vorwiegend die Villen- und Landhausviertel. Aus diesem Grund wurde die Industrie und ihre Siedelungen, trotz der vorherrschenden West- und Südwestwinde, in den Westraum einer Grenzlinie verbannt, die grob gezeichnet der Glärnischstraße, der oberen Wilhelmstraße, dem Zähringerplatz und, den „Königsbau“ einbeziehend, der Wollmatingerstraße entlang läuft. Dort finden wir neben den Industrieanlagen und den Kasernen, vorwiegend in geschlossener Bauweise, Mietshäuser im Stil des 19. und 20. Jahrhunderts. Zu Geschäftsstraßen haben sich in Petershausen-West die Gebhardstraße, vor allem aber die obere Wilhelmstraße entwickelt.

Von den Vororten bilden in Übereinstimmung mit der statistischen Einteilung das ackerbaureibende Allmannsdorf und das am Überlingersee gelegene Fischerdorf Staad zusammen mit einigen zerstreut liegenden Häusern den geographischen Siedlungsteil Allmannsdorf, der längs der den Verlauf des ausgewaschenen Moränenriegels anzeigenden Mainaustraße bereits die Verbindung mit den Außenbezirken des rechtsrheinischen Konstanz aufgenommen hat. Nach Westen zu beobachten wir dieselbe Erscheinung gegenüber der Gemeinde Wollmatingen¹², einem strichweise auf dem nördlichen Muldenrand liegenden Straßen- und Haufendorf. Innerhalb ihrer Markung hat sich ein großer Teil der zur geographischen Wirtschaftseinheit Konstanz gehörenden Industrie niedergelassen

¹¹ Ihre an sich interessante Aufgliederung müssen wir uns aus Raumgründen leider versagen.

¹² Seit 1935 nach Konstanz eingemeindet.

und den ursprünglich rein ländlichen Baubestand mit Arbeiterkolonien in halboffener und offener Bauweise durchsetzt.

Enger als die beiden Vororte Allmannsdorf und Wollmatingen ist mit Konstanz die auf der linken Rheinseite gelegene schweizerische Siedelung Kreuzlingen verwachsen. Entstanden auf der durch die Stadelhofer Rinne unterbrochenen südlichen Fortsetzung der Konstanzer Endmoräne, ist sie wie Petershausen aus einem Kloster hervorgegangen, breitet sich aber heute sowohl auf dem Talboden, als am Seerückenhang, an den Muldenrändern wie in den von den Töbelibächen geschaffenen Mulden aus (28 S. 258). Dabei liegen Emmishofen und Egelshofen¹³ als Bachdörfer hauptsächlich auf den Schwemmkegeln des Bernrainer und des Egelshofer Schoderbaches. Das Aufrißbild wird völlig durch das meist von Gärten umgebene zweieinhalbstöckige Landhaus beherrscht.

3. Der Verkehr.

Aufgabe dieses Abschnittes kann und soll es nur sein, die wandelnde Bedeutung der verkehrsgeographischen Lage von Konstanz in dem Verkehrsgerippe der Jahrhunderte aufzuzeigen und zu begründen, nicht aber den ersten und kleinsten Regungen des die Siedelung berührenden oder von ihr ausgehenden Verkehrs nachzuspüren.

Einer Darstellung der historischen Entwicklung des für Konstanz wichtigen Verkehrs hat aber in Ergänzung der schon skizzierten Fernverkehrslage unbedingt die Untersuchung der Nahverkehrswege in ihrer räumlichen Bedingtheit voranzugehen. Dabei erweist es sich, daß der die unwegsame Muldenebene querende Moränendamm den Landverkehr von jeher auf weite Strecken nach West und Ost hin sammelt und ihm den kürzeren Übergang von der alten Uferterrasse des einen zur Terrasse des anderen Muldenrandes vermitteln hilft. Dieser Streifen immer trockenen Landes, der linksrheinisch in einem großen, leicht zerstückelten Bogen am Rande des Seerückens zum Rhein heranführt und dabei als ideale Zufahrt dient, gibt auch in seiner rechtsrheinischen Fortsetzung einen, wenn auch weniger gut gesicherten Weg ab.

¹³ Seit Juni 1928 mit Kreuzlingen zu Groß-Kreuzlingen vereinigt.

Am Westrand der Moräne, dort wo dieser Sumpfsaß den Fluß an seiner schmalsten Stelle erreicht, werden wir die erste Überfahrtsstelle suchen müssen¹⁴. Ursprünglich wird der Verkehrsmittler zwischen den Ufern wohl sehr primitiv gewesen sein; doch finden wir schon für den Anfang des 10. Jahrhunderts eine „Brückenfähre“ verbürgt (119 S. 21), die vom Bischof von Konstanz als Zwangsfähre betrieben wurde. In den späteren Jahrhunderten wandert die Anlage dann langsam vom Gänsbühl der Niederburg über das Kloster St. Peter an der Fahr weiter nach Osten. In diesem Vorgang, dem die weitere künstliche Verengung des Flußbettes parallel läuft, zeigt sich deutlich das Bestreben, die sich auch rechtsrheinisch nach Osten hin bessernden Bodenverhältnisse zu nutzen. Über die damit im Zusammenhang stehende unausbleibliche Verlagerung des Zufahrtsweges, aber auch für das übrige Wegenetz, fehlt uns für die frühgeschichtliche Zeit jeder Beleg.

Auf der ältesten geographischen Zeichnung des Bodensees, der die römischen Straßenlinien des 3. und 4. Jahrhunderts verzeichnenden Peutinger'schen Tafel, finden wir, daß die von Brigantia (Bregenz), Arbor felix (Arbon), Ad fines (Pfy), Vindonissa (Windisch) nach Augusta Rauracorum (Augst bei Basel) führende Straße Konstanz nicht berührt (139 S. 31). Das erscheint zunächst befremdlich und sehr geeignet, die Ansicht von der geringen Bedeutung der römischen Ansiedlung auf der Konstanzer Moräne zu stützen; doch ist daran zu erinnern, daß die Peutinger'sche Tafel ja eine Generalkarte des römischen Reiches darstellt, auf der aus erklärlichem Grund Nebenwege nicht vermerkt worden sind.

Da bei der Anlage römischer Straßen der militärische, Kürze und Sicherheit heischende Gesichtspunkt immer im Vordergrund stand, ist anzunehmen, daß wenigstens im 4. Jahrhundert von der genannten Hauptlinie ein in seinem Verlauf allerdings noch nicht sichergestellter Verbindungsweg von Pfy aus über den Thurgauer Seerücken nach Konstanz führte. Sein letztes Teilstück werden wir in der auf dem niedersten

¹⁴ Also nicht, wie Marmor (119 S. 20) glaubt, in der Gegend zwischen dem Lohnerhof und der jetzigen Wirtschaft zum Rheingarten.

Muldenrand dahinziehenden „Hochstraß“ zu sehen haben, die nicht etwa die Moräne aufsucht, sondern schon in Höhe Emmishofen abzweigend die alten Schwemmkegel der Seerücken-Bäche als Verbindungsweg benutzt, die Stadelhoferrinne an ihrer engsten Stelle quert und so das sumpfige Tägermoos umgehend, in gerader Süd-Nord-Richtung die Konstanzer Moräne erreicht. Dieser Weg bot durch das ganze Mittelalter hindurch die wichtigste Verbindung von und nach dem südlich von Konstanz gelegenen Hinterland.

Er wurde erst nach dem im Jahre 1452 erfolgten Bau des Kreuzlinger Tores (2 S. 232/33) zu Gunsten einer von Kreuzlingen kommenden, auf dem Scheitel des Moränenzuges gelegenen Weganlage aufgegeben und zwar, wie wir annehmen möchten, unter dem starken Eindruck des Hochwassers von 1437 (2 S. 119), das wie seine Vorgänger in den Jahren 1374, 1385 und 1410 (2 S. 77, 272, 118) eine Benützung des Emmishofer Weges für längere Zeit unmöglich gemacht hatte. Doch darf auch angenommen werden, daß Konstanz von den nächsten römischen Stützpunkten in Bregenz und Eschenz-Stein auf dem Wasserweg erreicht wurde; auf einem Weg, der für Konstanz ausschlaggebende Bedeutung gewinnt, da dieser Siedelung, außer dem nach Nordwest weisenden Bodanrücken, weitere verkehrsbegünstigte Landverbindungen versagt sind. Moser (142 S. 11) nimmt an, daß es sich bei der vom Geographen von Ravenna um 700 n. Chr. erwähnten Straße von Constantia nach Urzacha, Cassangita, Carstenna, Augusta nach Basela um die alte Römerstraße von Schaffhausen über Zurzach nach Basel handele, neben der aber auch „ebenso sicher der Wasserweg befahren worden“ sei. Solange die überaus schlechte Beschaffenheit der Landwege den Handel zum zeitraubenden Umschlag der Güter auch für kürzere Strecken zwang und ihm sogar den mehrmaligen Wechsel der Verkehrsmittel als noch tragbar erscheinen ließ, hielt bei dem sich allmählich entwickelnden Fernverkehr auch die Bevorzugung der Wasserwege an. Und hierbei mußte Konstanz, im Schnittpunkt der Längsachsen des Ober- und des Untersees in der relativ windgeschützten|Bucht gelegen und dadurch für die Anlage eines Hafens geradezu prädestiniert, eine besondere Rolle zufallen.

Eine Mehrung dieser an sich schon begünstigten Verkehrslage der Siedelung brachte der in die Jahre 1198—1205 fallende Bau einer Rheinbrücke, die nach den Bestimmungen des Königs Philipp allen ohne Entgelt offen stehen sollte (134 S. 163). Da Konstanz in seiner See-Endlage auch die See- und Flußschiffahrt miteinander vereint, wurde aus ihr eine „klassische Brückenstadt“ (61 S. 181). Weiter gebar die natürliche Verkehrslage in Konstanz einen hervorragenden Umschlag- und Stapelplatz, da die Siedelung den Wechsel der beiden Verkehrsarten, der See- und der Flußschiffahrt, und deren Zusammenwirken mit dem Landverkehr auch wirklich zu nützen wußte. Diesem Verkehr stand nach Verlassen der Brücke rechtsrheinisch in nördlicher Richtung nur ein Weg zur Verfügung, dessen ursprüngliche Führung von der heutigen insofern abweicht, als er sich nicht unmittelbar dem niedersten Muldenrand zuwandte, sondern in einem nach Osten ausholenden Bogen die verschiedenen Moränenanlagerungen bis zur Höhe der Sedanstraße benützte. Hatte der Weg von dort aus die 410 Meter-Höhenlinie erreicht, so folgte er westwärts der alten Strandterrasse in den feinsten Geländeschwüngen. Vermutlich stellt er, der in älteren Urkunden öfters als „Hochstraße“ Erwähnung findet (153 S. 279), die nördliche Fortsetzung des von Pfyng kommenden Römerweges dar. Außer diesem Weg bestand auf der nördlichen Rheinseite im Mittelalter nur noch eine Verbindung in Richtung Allmannsdorf, von deren großen Bedeutung die urkundliche Nennung als „Heerweg“ (153 S. 440) zeugt. Das nordwärts am rechtsrheinischen Ufer gelegene Gelände des sogenannten Wollmatinger Riedes, das schon bei mittlerem Wasserstand überschwemmt wurde, konnte erst im 18. Jahrhundert dem Verkehr erschlossen werden. Vor diesem Zeitpunkt wurde die Verbindung von Konstanz mit der Insel Reichenau über die uns schon wiederholt begegnete Uferterrasse hergestellt (158 S. 357). Ende des 18. Jahrhunderts wurde dann auch auf der linksrheinischen Seite das Tägermoos entwässert und der schon im Mittelalter gebaute „wyssenweg“ zur Frauenfelderstraße verbreitert (153 S. 312 ff.; 122 S. 129; 110 S. 116).

Aber auch an dem, den Verkehr aus dem Ober- nach dem Untersee trichterförmig einsaugenden Wasserweg des

See-Rheines wurden verschiedentlich Veränderungen vorgenommen. Der Bau der Rheinbrücke brachte ihm noch keine nennenswerten Hemmungen. Das änderte sich aber, als man anno 1429 hart unterhalb der Brücke „buwet die rinnmühlen ze Costentz, die kostet gross gut“ (2 S. 156), da nunmehr das Wasser durch künstliche Einbauten gestaut wurde. Sie bildeten die erste regelrechte Bodensee-Abflußregulierung; ihre Anlage war nur möglich, weil gleichzeitig ständig genügend Wasser durch die Schanzengraben bei Kreuzlingen und Petershausen abfließen konnte (158 S. 3). In kriegerischen Zeitläufen waren die noch übrig bleibenden schmalen Durchfahrtsöffnungen mit Stangen „verhenkt, also das man weder uff noch abfaren mocht, sy würdent dan uffzogen“ (153 S. 313). Im Jahre 1540 wurde die Rheinbrücke mit der Rheinmühle „der bösen und presthaften Joche wegen“ ganz abgebrochen, um selbstverständlich sofort wieder aufgebaut zu werden (119 S. 22). Dasselbe Schicksal, nur aus anderer Ursache, erlitt die Brücke 1548 nach dem Überfall der Spanier und dann wieder 1856, wo sie durch Brand endgültig vernichtet wurde. Noch weiter nach Osten gerückt, erstand dann 1863 die noch heute bestehende Eisenbahnbrücke.

Die nunmehr abgeschlossene Darstellung der vom Verkehr tatsächlich in Anspruch genommenen Wege zeigt, wie sehr die natürliche Wegsamkeit für ihre Wahl bestimmend war. Das Hervor- oder Zurücktreten der einzelnen Verkehrswege im Laufe der Geschichte bestimmen allerdings sehr oft nicht die natürlichen Gegebenheiten, sondern, neben dem äußerst wichtigen Vorhandensein einer Verkehrsspannung zwischen zwei Räumen oder zwei Siedelungen, in hervorragender Weise die politischen Verhältnisse. Weiterhin ist auch von Bedeutung, daß sich, bei den zeitlich verschiedenen Ansprüchen des Verkehrs an die natürlichen Wege, auch der ihnen von den Menschen beigelegte Verkehrswert oft rasch und grundlegend ändert, wovon natürlich die stark verkehrsorientierten Siedelungen nicht unberührt bleiben können.

Wohl erstmals wurde die verkehrsgeographische Bedeutung von derartigen Faktoren stärker beeinflußt, als der immer reger werdende zwischenstädtische Austausch, den das Aufblühen

der Städte (1100—1300) hervorgerufen hatte, die entscheidende Wendung vom vorherrschenden Verkehr zu Wasser zum Verkehr zu Land vollzog. Er führte, da viele Städte über das ganze Land zerstreut und nicht immer unbedingt an einer Wasserstraße lagen, zum Bau oder Ausbau einer großen Zahl neuer Landwege (142 S. 44), die der Siedelung im Verein mit den neu erstandenen Rheinbrücken¹⁵ viel zu schaffen machten. Doch verstand es Konstanz, sich durch sein immer stärker zur Ausfuhr drängendes Leinwandgewerbe schon früh als Verkehrsspannung erzeugenden Pol sowohl in den ost-westlichen wie in den nord-südlichen Durchgangsverkehr des mittelalterlichen Fernhandels einzuschalten.

Dabei kam ihm zu statten, daß der mittelalterliche Nord-Süd-Verkehr zwischen Deutschland und Italien in dem Zentralmassiv der Alpen ein natürliches Verkehrshindernis von gigantischem Ausmaß fand. Galten diese doch bis in das 13. Jahrhundert von den Diablerets bis an die Calanda, also auf eine Entfernung von über 200 km, als unübersteigbar. Natürliche Einfallspforten nach dem Süden boten nur im Westen das Rhonetal und im Osten das Alpenrheintal. Wer daher vom Lukmanier bis zum Julier die Alpen überschreiten wollte, konnte Chur nicht umgehen. Wandte er sich dann unmittelbar nordwärts über den Bodensee nach Augsburg oder Nürnberg, so berührte er natürlich Konstanz nicht; doch mußte er, war er dem Lauf des Rheins oder der linksrheinischen Talstraße gefolgt, das bischöflich-konstanzische Rheineck passieren (142 S. 25). Ebenso wenig sah er die Bischofsstadt, wenn sein Ziel die Siedelung Basel und die durch deren Lage erschlossenen Landschaften war. Dann war sein Weg durch die natürliche Verkehrsrinne Walensee-Zürichsee-Hochrhein vorgezeichnet, eine Verbindung, die zur Zeit der grundlosen Wege, aber auch später, den Verkehrsanforderungen in größerem Maße entsprach als die Route Chur-Alpenrhein-Bodensee (Konstanz)-Hochrhein. Bot sie doch neben einer Wegersparnis eine fast ununterbrochene Wasserstraße. Immerhin gelang es dem in der Gunst

¹⁵ 1529 wurde die Brücke von Schaffhausen (5 II Nr. 28), 1267 die von Stein a. Rh. (5 III Nr. 526) und 1292 die von Dießenhofen (5 III Nr. 845) gebaut.

der Hohenstauffer stehenden Konstanz, als Bischofsstadt wie als Stadt mit reifendem Eigenhandel, auch einen Teil des Verkehrs über die Bündner Pässe auf die Alpen-Seerhein-Route an sich zu ziehen. Im ganzen bleibt aber doch, daß Konstanz für den Südost-Nordwest-Durchgangsverkehr im Verkehrsschatten von Zürich lag.

Darum war und blieb für Konstanz der Ost-West-Verkehr wichtiger, dem seit der Mitte des 12. Jahrhunderts die auch von Konstanzer Kaufleuten stark besuchten Champagner-Messen (164 S. 48/49) den ersten Auftrieb gaben. Gleichviel ob dieser über den Hochrhein nach Basel oder — wie später ausschließlich — über das schweizerische Mittelland nach Frankreich floß; bei ihm konnte sich die hervorragend günstige verkehrsgeographische Lage der Siedelung im Bodenseeraum ungehindert und voll auswirken. Allerdings in seinem ganzen Umfang auch nur, solange die Wasserwege vor den Landwegen bevorzugt wurden. Bis zu diesem Zeitpunkt wurde der Weg über den Bodensee auch in Richtungen gewählt, in denen er sonst hätte umgangen werden können.

Nachdem hier eine Wendung eingetreten, erlitt der Bodenseeverkehr — und mit ihm, wenn auch nicht so stark, Konstanz — eine kleine Einbuße durch die Erschließung des St. Gotthards im 13. Jahrhundert. Für die Bewohner des Bündnerlandes bedeutete sie den Beginn eines lang anhaltenden Konkurrenzkampfes, in dem es ihnen erst 1388 durch Fahrbarmachung des Septimers gelang, wieder etwas aufzuholen. Schulte hat nachgewiesen, daß der St. Gotthard von Konstanz und Ravensburg aus nur in Ausnahmefällen benutzt wurde (168 S. 515). Das Interesse dieser Siedelungen an den Bündner Pässen blieb auch weiterhin stark. Auf Grund zweier Urkunden glaubt Schulte (140 II S. 38 Urk. 33—35) sogar annehmen zu dürfen, daß der Plan, den Lukmanier für den Handel einzurichten, von Konstanz ausgegangen sei.

Die Öffnung des Gotthard-Passes kam vor allem Mailand, Genua und der Innenschweiz zu gut, was Geering (174 S. 206) auch veranlaßte, ihn als genuesische Konkurrenzlinie zum venetianischen Septimer zu bezeichnen. Die Forschungen Vollenweider's haben weiter dargetan, daß nach diesem Ereignis

die Walensee-Zürichsee-Straße für Zürich durchaus nicht den Charakter einer subsidiären Straße erhielt, in der Weise, daß sie nur benutzt worden wäre, wenn der Gotthard infolge kriegerischer Ereignisse für den Handelsverkehr gesperrt war — was übrigens ziemlich häufig eintrat, — sondern sie war die hauptsächliche Straße des zürcherischen Handels (143 S. 86).

Seiner geographischen Lage nach mehr auf Konstanz, als auf Zürich hin weist der schwer erschließbare Arlbergpaß, der den Weg nach dem Brenner und der Reschen-Scheideck und damit nach Tirol und die Etsch hinab nach der Lombardei öffnete, der aber im Mittelalter „gar nicht viel gebräuchlich“ war (149 S. 72 Ber. 14).

Von größerer Bedeutung war für Konstanz die Erschließung des Schwarzwaldes, die Schaffung einer brauchbaren Verbindung in das Oberrheintal, nach Straßburg und weiter nach Flandern. Es ist in diesem Zusammenhang interessant, daß in dem Coblenzer Zolltarif Konstanz schon zu Beginn des 12. Jahrhunderts erscheint. Da bei den Hindernissen, die der durchgehenden Schifffahrt auf dem Hochrhein von Schaffhausen (Rheinfall) abwärts bis Waldshut entgegenstehen, die Annahme einer unmittelbaren Verbindung vom Seerhein zur Moselmündung auszuschneiden hat (145 S. 251), spricht die Nennung von Konstanz in diesem Tarif für das Vorhandensein eines zu jener Zeit schon begehren Handelsweges über den Schwarzwald. Dabei könnte es sich aber nur um einen Saumpfad gehandelt haben, denn eine ausgebaute Straße über dieses Gebirge hat es im Früh-Mittelalter noch nicht gegeben (154 S. 37). Die vielleicht im 13. Jahrhundert erstmals angelegte Straße überschritt den Jura hinter Engen, erreichte durch das obere Donaubecken Villingen, überwand die Wasserscheide zwischen Rhein und Donau und gelangte über Hornberg und Haslach, später der Kinzig folgend, in das Oberrheintal (164 S. 17). Freiburg erreichte man über Villingen und die „Wagensteig“ und später über Hüfingen—Neustadt und das Höllental. Durch diese diagonale Verbindung wurde die östliche oder südliche Umgehung über Ulm oder Zürich hinfällig.

Es wurde für den an der Kreuzungsstelle von Fluß- und Landverkehr errichteten Stapel- und Umschlagplatz Konstanz

bald die wichtigste Landverbindung. Zu Beginn des 14. Jahrhunderts kam ihm weitere Bedeutung zu, als die ostwestliche Fernlinie, die vom Leinwandgebiet Schwabens und den Handwerksorten Augsburg und Nürnberg über Genf nach dem südlichen Frankreich zog, bis nach Lissabon erweitert worden war. Hatte der gesteigerte Fernverkehr, trotz der Bevorzugung der Landwege für den Transport wertvoller Güter, doch auch eine Stärkung des Verkehrs auf dem Bodensee mit sich gebracht, da schwere Güter wie Eisen, Kupfer und vornehmlich Salz, weiterhin möglichst dem Wasser anvertraut wurden.

Für den Ost-West-Handel nach der Schweiz fiel dabei namentlich der Salzhandel von Hall in Tirol und Reichenhall in Bayern stark ins Gewicht. Das meiste Salz, das die „Hallstraße“ von Tirol über den Fernpaß zuerst nach Reutte und über Immenstadt oder Kempten oder die Straße von Reichenhall über Augsburg und Memmingen nach Lindau an den See brachte, gelangte über Konstanz rheinabwärts bis Schaffhausen (149 S. 68 Ber. 16).

Wichtig war für Konstanz auch noch im 16. Jahrhundert vor allem die sog. „obere Straße, das ist, durch die Landvogtei Schwaben dem Bodensee zu auf Lindau oder Buchhorn fahren, alda legen sie die Waren auf den See und führen sie auf dem Wasser bei Konstanz vorbei durch die Rheinbrücke bis gegen Stein, von da wieder auf Wagen durch die Eidgenossenschaft auf Lyon oder andere Orte in Frankreich“ (149 S. 77 Bericht 16).

Güter und Reisende, welche von Augsburg, Nürnberg und Ulm nach der Westschweiz wollten, hielten vielfach die Straße von Augsburg über Mindelheim, Wurzach, Ravensburg, Markdorf nach Meersburg ein. Diese Straße von Ravensburg nach Meersburg wird schon in einer Urkunde von 1256 als „strata publica“ genannt (13 S. 180). Bei günstigen Windverhältnissen wurde dann, statt von Meersburg nach Konstanz zu kreuzen, die nur halb so lange Wasserstraße zwischen Meersburg und Staad und anschließend die Landstraße durch die Weinberge nach Konstanz benutzt. Von Konstanz aus ging es dann seeabwärts nach Stein, wo ein Teil der Ladung den Landweg über Winterthur nach dem Südwesten nahm,

oder noch weiter rheinabwärts nach Schaffhausen, wo man die Waren auslud und auf dem Landweg weiter nach Basel, Zürich, Genf oder Lyon beförderte. Während zwischen Meersburg und Staad ein fast ununterbrochener Verkehr mit Nachen, Segelschiffen, vielleicht auch primitiven Fähren stattfand, war der Verkehr zwischen Dingelsdorf und Überlingen nie sehr rege und wies keinen Durchgangsverkehr auf.

Durch Abzweigung in Biberach erstand der Verbindung Nürnberg—Ravensburg—Meersburg eine scharfe, dem Durchgangsverkehr schweren Schaden zufügende Konkurrenzlinie. Diese sog. „untere Straße“ über Buchau, Saulgau, Ostrach, Pfullendorf, Stockach erreichte erst in Schaffhausen den Hochrhein. Sie umging so den Bodensee im Westen, verzichtete auf das zeitraubende Umladen der Güter und benutzte den reinen Landweg. Gerade diese für Konstanz so nachteilige, aber aus seiner geographischen Lage erklärliche Umgehung veranlaßt Schulte zu der Ansicht: „Der Transitwarenverkehr war in Konstanz geringer, als man bisher wohl meinen konnte“ (168 S. 27 II). Vergebens hatte sich Konstanz dieser Verlagerung widersetzt.

Eine weitere Konkurrenzlinie entstand Konstanz seit der Bevorzugung des Landweges in der St. Galler Straße (142 S. 96), die von Lindau oder Buchhorn aus den See querte und über Arbon-Frauenfeld-Winterthur nach dem Westen dem alten Römerweg ins Thurtal folgte. Gerade diese Linie, für die Konstanz im Verkehrsschatten des Thurtals liegt, schwächte die verkehrsgeographische Bedeutung der alten Bischofsstadt empfindlich. Sie war noch im 16. Jahrhundert als eine wichtige durchgehende Landstraße befahren und diente hauptsächlich dem Versand der St. Galler Leinwand nach dem Westen. Wurde ein Wechsel der Verkehrsart nicht gescheut, so konnte sie im Durchgangsverkehr auch von Konstanz aus über den Thurgauer Seerücken erreicht werden. Sicherlich wurde der Weg Konstanz—Pfyn—Winterthur nach Westen bei dem bedeutenden Eigenhandel von den Konstanzern trotz der verkehrshemmenden Überquerung oft benutzt; bestimmt mehr als der Landweg nach Arbon und Rorschach. Diesem kam kaum weitere Bedeutung zu, als die Bischofsstadt

Konstanz mit dem bischöflichen Arbon und dem äbtischen Rorschach zu verbinden (147 S. 112; 5 IV Nr. 420).

Denn Konstanz pflegte mit den anderen Siedelungen am Bodensee und Rhein einen regen Schiffsverkehr. Wohl schon im 14. Jahrhundert entstand in ihren Mauern eine Schifferzunft, die das Geleit zu Wasser bis Lindau hatte und dadurch ein gewisses Schutzrecht auf dem Obersee ausübte (164 S. 6). Ausschließlich in ihren Händen lag aber schon Ende des 14. Jahrhunderts der Transport von Personen und Gütern von Konstanz nach Schaffhausen (144 S. 59). Von da ab bis Laufenburg und Basel beanspruchten die Laufenknechte und die Rheingenossen das Fahrrecht (154 S. 28). Diese Rangschiffahrt war aber dauernd umkämpft. So versuchten die Schaffhauser Schiffeleute schon 1512 in Konstanz selbst ein Stück des wichtigen Verkehrs vor und nach den Zurzacher Messen für sich zu gewinnen. Konstanz ordnete aber an, daß den Schaffhauser Schiffeleuten „irr faren abgestellt, us der ursach, das sy mit gefarlichaitt in unser statt mit schiffen gefaren sind zu der zit, alls man gen zurzach uff den marckt zieht“. Es wird ihnen aber zum Teil erlaubt; wenn sie „in der wochen, so die unsern sunst nit faren, lüt von unser stat fürent, wirt inen darbi kain intrag getan“ (172 S. 11, Regesten Nr. 333). Aus dieser ständig fortschreitenden Monopolisierung von Flußstrecken erwuchs der Schifffahrt eines der schwersten Hindernisse bis in das 19. Jahrhundert hinein, da bis zu diesem Zeitpunkt die Schifffahrtsberechtigten ihre Forderungen erhoben.

Das Reich betrachtete zwar schon im 12. Jahrhundert die Flüsse als freie königliche Straßen, und Heinrich VI. beseitigte 1196 für das ganze Reich das Recht der Grundruhr für die Flußschifffahrt (145 S. 212). Doch vermochte die spätere politische Entwicklung die Schaffung der Zölle besonders auf dem Oberrhein nicht zu verhindern. Ihre Steigerung trieb denn auch den großen Verkehr immer mehr den verbesserten Landstraßen zu¹⁶, bis 1519 die Zollhoheit endgiltig den Territorialherren preisgegeben wurde (174 S. 419).

¹⁶ Leider fehlen Belege über die Einfügung der Siedelung in das System des Straßenzwanges.

Mit zunehmendem Verkehr erhob auch Konstanz einen Rheinzoll, der aber mit einem eigentlichen Warencoll nichts gemein hatte, sondern lediglich ein Wassergeld zur Instandhaltung der Fahrstraße darstellte, und daneben noch einen besonderen Brückencoll, zur „besserung der brucken“ (164 S. 22). Im Jahre 1353 hören wir, daß Karl IV. der Stadt einen Zoll „von ainer schiben saltz, über die brugg oder durch die brugg ze füren“, verliehen habe (2 S. 315). Von einer anderen Abgabe spricht die Kaufhausordnung um 1400. „Wer sin gut an die brugg henkt ainem Schiff und das in ain anders leit, und fürs damit will faren, von dem gut ist der zoll verfallen; biet auch ainer sin gut vail, so ist ainer das husgelt verfallen; hieng aber ain schiff mit gute ungevarlich an der brugg über nacht, von dem ist halbs husgelt verfallen“ (144 S. 101). Schwere Zölle zu erheben gestattete aber die verkehrsgeographische Lage nicht, da Konstanz zu leicht „abgefahren“ d. h. umgangen werden konnte. Auch von dem vielerorts zu findenden Brauch, den durchreisenden Händler zu nötigen, seine Ware bestimmte Zeit zum öffentlichen Verkauf auf dem Markt oder im Kaufhaus auszulegen, ist für Konstanz nichts bekannt. Nur „von der dick gäst wegen“, den vielen auswärtigen Händlern, findet sich eine Verordnung aus dem Jahr 1414, die Verkaufszeit und Abgabe regelt (2 S. 386). „Konstanz hat niemals auf Stapelrecht Anspruch gemacht“, stellt Gothein fest (163b S. 462). Konstanz fühlte sich also nicht kräftig genug, diesen Brauch durchzuführen, der vielen Städten erst die Möglichkeit geboten hat, ihre wirtschaftliche Stellung zu behaupten und zu festigen. Sie begnügte sich notgedrungen mit einem Durchgangszoll und Benützungsgebühren niederen Ranges.

Von den Hohenstaufen, deren Politik die enge Verbindung des nördlichen Alpenvorlandes mit Italien wünschte, zwei Jahrhunderte lang bevorzugt, mit einem Eigenhandel, der einen weiträumigen Austauschverkehr bedingte, als Sitz eines großen Bistums mit verkehrsfördernden kirchlichen Beziehungen ausgestattet, war es Konstanz gegönnt, seine verkehrsgeographische Lage zu nützen.

In diese Blütezeit des Handelsverkehrs mit Italien und Flandern fällt nun das Konzil (1414—1418), das dem Müßiggang

bereitwillig die Tore öffnete, den Handwerker und Gewerbetreibenden der strengen Arbeit entwöhnte und zu Aufständen der Zünfte gegen die Patrizier Anlaß gab, deren unheilvoller Ausgang bald darauf die Wirtschaft in ihrem Lebensnerv traf. Teil an diesem Schicksal hatten aber auch der Schwabenkrieg, der Abfall der Schweizer vom Reich, die Entdeckung von Amerika und die Auffindung des Seewegs nach Indien. Brachte doch die Lösung der Eidgenossenschaft vom Reich Konstanz in eine politische Randlage, die ihre weitere Verkehrs- und Wirtschaftsentwicklung bis in unsere Tage ungemein zu hemmen vermochte, da durch diesen Vorgang die Siedelung ihr natürliches Hinterland, den Thurgau, verlor. Durch dieses Ereignis kam aber auch die wichtige Ost-West-Verbindung durch das Tal des Hochrheins, die für Konstanz immer mehr zum Verkehrsrückgrat geworden war, in ein politisch ständig gefährdetes Grenzgebiet zu liegen, das vom Verkehr nach Möglichkeit gemieden wurde. Eine weitere Verschlechterung der Verkehrslage brachte dann die im Gefolge der geographischen Entdeckungen eingetretene völlige Verlagerung der Handelsstraßen in Deutschland.

Hatten schon diese Vorgänge des 15. Jahrhunderts einen bedeutenden Rückgang des Handels am Bodensee herbeigeführt, so waren die über die Landschaft hereinbrechenden Drangsale des Dreißigjährigen Krieges, die sich bis in das 18. Jahrhundert hinein nachteilig auswirkten, noch weniger dazu angetan, dem Handel neuen Antrieb zu geben. Die ehemals belebten Handelsstraßen verödeten und der Bodenseeverkehr beschränkte sich auf die Vermittlung des Kornhandels von Schwaben nach der Schweiz, auf den Salzhandel, auf vereinzelte Speditionsgeschäfte, einen mäßigen lokalen Handel mit Wein, Gemüse und Fischen und auf die Flößerei.

Konstanz fand aber nicht mehr lange Gelegenheit, vom Glanz seiner alten Reichsherrlichkeit zu zehren, weil es im Jahre 1548 österreichischer Grenzort geworden war. Seit diesem Zeitpunkt verspürt die Siedelung mit aller Deutlichkeit, welche starke verkehrsbestimmende Kraft einer politischen Grenze innewohnt. Gerade im nun beginnenden Post-Zeitalter, dem wir die Ausbildung des deutschen Landstraßennetzes mit verdanken,

zeigt sich der starke Einfluß des Politischen auf räumliche Fakten. Tritt doch der Staat in dieser Zeit nicht nur als Wegbauer, sondern auch als Träger von Verkehrserscheinungen auf.

Da Österreich mit allen Mitteln bestrebt war, die Verbindung mit seinen Landen aufrecht zu erhalten, war Konstanz selbstverständlich auch in sein Poststraßennetz einbezogen, ohne aber von den regelmäßig verkehrenden Ost-West-Kursen berührt zu werden. Die Reichspostkurse Wien—Ulm—Basel nahmen den Weg über Mengen—Stockach—Schaffhausen, über die uns schon bekannte „untere Straße“, und umgingen Konstanz und den See. Die vorderösterreichischen Kurse zogen sich ebenfalls über Markdorf—Stockach hin, und die aus Italien kommenden, gleichgültig, ob sie über Innsbruck—Füssen oder Chur—Lindau gingen, hielten die Richtung Augsburg inne (151 S. 29). So mußte der Anschluß an die Hauptkurse durch besondere Boten gesucht werden. 1506 bekennt allerdings Maximilian, daß Janatto de Tassis (Taxis) viele Ausgaben auf verschiedenen Posten gemacht habe, „am meisten aber zwischen Konstanz und Mecheln“ (150 S. 92), doch kann es sich hierbei nur um einen, durch die Anwesenheit des Kaisers in Konstanz bedingten Ausnahmезustand handeln.

Seit 1683 unterhielt die Taxis'sche Reichspost die schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts als regelmäßige Boteneinrichtung aufgekommene Linie Lindau—Buchhorn—Meersburg—Konstanz (154 S. 229). Die über den Schwarzwald ins Oberrheintal führende „Frankfurter Straße“ scheint indes erst 1755 eine zweimal wöchentlich laufende Post gesehen zu haben, die in Offenburg den Anschluß an die Ordinari Frankfurt—Basel und in Meßkirch an Schaffhausen—Ulm erhielt (154 S. 142). Ende des 18. Jahrhunderts finden wir Konstanz auch als Ausgangspunkt meist vierzehntägig verkehrender Landkutschen nach Augsburg, Innsbruck, Freiburg, von denen die nach Augsburg am besten rentierte; gewöhnlich zweimal am Tage fuhr ein Postwagen nach Radolfzell.

Die Dichte der Verkehrsverbindungen nach und von Konstanz blieb also im Postzeitalter gering. Daran vermochte auch der Übergang an Baden keinen raschen Wandel herbeizuführen. Stellte doch die in den Jahren 1808/09 durchgeführte amtliche

Untersuchung fest, daß die Übergänge aus dem Oberrheintal über den Schwarzwald nach dem Bodensee teilweise ein Gefälle von mehr als 20 Prozent aufwiesen und daher nur mit Gefahr und mit großen Kosten für Vorspann benutzt werden konnten. Die abseits der Durchgangsstraße gelegenen Schwarzwaldorte waren vielfach nur auf Saumpfadern erreichbar; ja es fehlte selbst an Karrenwegen. So ist es erklärlich, daß die Verkehrsdichte kaum zunahm und man noch 1835 Straßburg und Stuttgart erst nach 26, Karlsruhe erst in 34 Stunden erreichte.

Inzwischen hatte aber schon die Einführung von Dampfschiff und Eisenbahn begonnen, das Verkehrswesen langsam umzugestalten. Konstanz aber, das für ihre Auswertung alle räumlichen Voraussetzungen erfüllte, kam aus verschiedenen Gründen erst sehr spät in den Genuß der befruchtenden Wechselwirkung dieser neuen Verkehrsmittel. Es begann 1830 mit der Gründung einer Dampfschiffahrts-Gesellschaft, die in ihren Statuten ausdrücklich verpflichtet wurde, „vorzugsweise für die Schnelligkeit und Regelmäßigkeit der Transporte von und nach Ludwigshafen (bis 1826 Sernatingen) am Überlingersee zu sorgen. Zu diesem Zweck wurde der Durchgangsverkehr von Ludwigshafen über den Schwarzwald nach den Rheinhäfen Kehl, Freistett und bis zur hessischen Grenze bei Laudenschbach vom Straßengeld befreit. Es wurde auch tatsächlich erreicht, daß der Hauptstapelplatz für die Frachtgüter aus Italien, „welcher bisher ausschließlich in Schaffhausen war“, nunmehr nach dem ausgebauten Ludwigshafen verlegt wurde. Konstanz dagegen blieb nach wie vor gezwungen, mit völlig unzulänglichen Anlagen und Einrichtungen auszukommen. Sein Hafen war so versandet und verschlickt, daß er überhaupt nur bei hohem Wasserstand benutzt werden konnte; an die Durchführung eines ganzjährigen Verkehrs war nicht zu denken. Dem Schutz der Schiffe gegen Wind und Wellen diente wie im Mittelalter (2 S. 282) noch immer eine einfache Palisadenreihe, was dazu führte, daß bei kräftigem Ost das Landemanöver oft nicht ausgeführt werden konnte. Diesem Zustand wurde erst 1839 durch den Bau einer neuen Hafenanlage ein Ende bereitet.

Fünf Jahre später war es möglich geworden, von Offenburg aus das badische Unterland und, zwei Jahre darnach, auch das hessische Darmstadt und die alte Handelsstadt Frankfurt durch die Eisenbahn zu erreichen. Damit hatte sich im Konkurrenzkampf der Bodenseeanliegerstaaten die Waagschale des Erfolges tief auf die badische Seite geneigt. Denn selbstverständlich benutzte der Handel nun die zeitlich kürzere Verbindung über den Schwarzwald, da ihm ja auch bei seinem Gang durch das württembergische Land der Wechsel der Transportmittel nicht erspart blieb. An dieser Bevorzugung der badischen Diagonalverbindung konnte zunächst auch der 1847 erfolgte Bahnanschluß von Friedrichshafen an sein Hinterland nichts ändern (161 b).

Als dann aber 1850 der durchgehende Verkehr von Friedrichshafen über Ulm nach Heilbronn aufgenommen werden konnte, setzte rasch die von Württemberg gewünschte Verkehrsverlagerung ein. Übernahm doch nunmehr in Heilbronn die Neckar-Dampfschiffahrt sofort die Fracht und trug sie entweder über Heidelberg nach Mannheim den Rheindampfern zu oder übergab sie in Heidelberg der Main-Neckarbahn, die sie nach Frankfurt am Main weiterleitete. Diese rasche, gut ineinander greifende, immer auf Dampfbetrieb beruhende Verbindung vom Bodensee zum Rhein und Main brachte den Verkehr über die Schwarzwaldstraßen bald völlig zum Erliegen. Zumal 1854 auch Lindau über die Ludwigs-Nord-Südbahn (Ausgangspunkt Hamburg und Bremen) die ihrer geographischen Lage angemessene rückwärtige Verbindung erhalten hatte.

Die vollständige Verlagerung des durchgehenden Nordverkehrs von Ludwigshafen — Offenburg nach Friedrichshafen — Ulm hatte naturgemäß auch Konstanz stark in Mitleidenschaft gezogen. Als nun im Jahre 1855 auch die Schweiz in Romanshorn mit einer Eisenbahn am See erschien und schon ein Jahr später die durchgehende Verbindung von Romanshorn über Winterthur nach Zürich aufnahm, da kam Konstanz wiederum, wie einst, in den Verkehrsschatten des Thurtals zu liegen. Unter diesen Umständen kann es nicht überraschen, daß der Verkehr in Konstanz rasch zurückging und die Hafeneinrichtungen zu verfallen drohten.

Von allen naturgegebenen Vorzügen seiner Verkehrslage war Konstanz durch die politischen Eingriffe nur ein gar spärlicher Abglanz geblieben: ihren Wert hatte streng genommen nur die Paßstellung am Seerhein-Ausfluß zu erhalten vermocht. Statt nun den lebenswichtig gewordenen Seerhein-Durchgangsverkehr durch entgegenkommende Behandlung mit allen Mitteln zu fördern, entschloß sich die Dampfschiffahrts-Gesellschaft 1856 „zur Hebung der gesellschaftlichen Einkünfte“, für den Platz Konstanz die Entrichtung von Abfuhrgeldern für Personen wieder einzuführen. Schon 1843 hatte die Gesellschaft als Kampfmaßnahme gegen die Lindauer und Friedrichshafener Gesellschaften eine Geschäftssperre über den Konstanzer Hafen verhängt, die dazu führte, daß die württembergischen Schiffe statt Konstanz Bottighofen anliefen. Dieser kleine schweizerische Uferort der „Konstanzer Bucht“ wurde dadurch zu einem so bedeutenden Umschlagsplatz, daß man ernstlich den Plan erwog, von Bottighofen einen für die Dampfschiffe befahrbaren Kanal nach Gottlieben am Untersee zu bauen, um Konstanz auf eidgenössischem Gebiet umfahren zu können.

Jedes Schiff mußte nun auf der Fahrt von Konstanz nach Schaffhausen neben dem Konstanzer Brückenzoll und der Sonderabgabe der badischen Regierung noch sechs weitere Zölle entrichten, da die auf dem Wiener Kongreß beschlossenen Rheinschiffahrtsakte von 1831 nur die Schiffahrtsabgaben auf dem sogenannten „konventionellen Rhein“, also von Basel abwärts, geregelt hatten. Diese Maßnahme mußte den allgemeinen Unwillen der Schifffahrttreibenden im Obersee erregen, die ja von jeher regelmäßig Fahrten in den Untersee ausgeführt hatten. Schon tauchten da und dort die alten Umgehungspläne wieder auf, als 1857 durch die Eröffnung der Strecke Schaffhausen—Winterthur der Schweizerischen Nord-Ost-Bahn eine bequeme Landverbindung vom Rheinfall an den Obersee geschaffen worden war. Da die Bahn zudem noch besonders niedrige Sondertarife gewährte, drohte die völlige Einstellung des Verkehrs auf dem Wasserwege. Nun mußte man, wollte man nicht für das Verkehrs- und Wirtschaftsleben der Stadt Konstanz eine Katastrophe heraufbeschwören, die Erhebung der Abfuhrfelder für Personen schleunigst rückgängig machen. Im Jahre 1858

fielen auch die badischen Rheinzölle. Es war für Konstanz hohe Zeit gewesen; denn schon war die Zahl seiner Bewohner von 7556 im Jahre 1852 auf 7219 im Jahre 1858 zurückgegangen.

Immer stärker mangelte der Stadt ihr Anschluß an das Eisenbahnnetz. Als im Jahre 1858 die Bahn von Rorschach aus bis Chur vordrang, glaubten auch in Konstanz die Anhänger der Idee einer Überschienung der Bündner Pässe: Lukmanier, Splügen, Bernhardin oder Maloja, daß ihre Zeit nun gekommen sei. Hatte doch der Gedanke einer „Eisenbahnverbindung des Mittelmeers mit dem Bodensee über den Lukmanier“ schon 1845 in dem damaligen, unmittelbar an die Schweiz (Tessin) angrenzenden Königreich Sardinien so begeisterte Aufnahme gefunden, daß es sogar zum Abschluß eines förmlichen Staatsvertrages kommen konnte. Ein sechs Jahre später zwischen dem Schweizerischen Bundesrat und Sardinien abgeschlossener Handelsvertrag gab diesem Gedanken abermals offiziellen Ausdruck. Die daraufhin von den beiden Vertragsstaaten unter Hinzuziehung von Preußen, als dem Vertreter des Deutschen Zollvereins, eingesetzte Kommission entschied sich aber nach längeren Beratungen für das St. Gotthard-Projekt, das dann auch 1882 verwirklicht wurde. Das Lukmanier- resp. Splügenbahn-Projekt hat aber dadurch auch für das heutige Konstanz keineswegs an Bedeutung eingebüßt.

Als dann 1860 Friedrichshafen und Lindau über München — Salzburg Anschluß an das österreichische Eisenbahnnetz erhielten, konnte der Obersee eine weitere Festigung seiner Verkehrsbedeutung verzeichnen. Denn diese Linie blieb für mehr als zwei Jahrzehnte (bis zur Vollendung der Arlbergbahn im Jahre 1884), die kürzeste Verbindung von Wien, von Inner-Österreich nach dem Bodensee, dem Vorarlberg und der Nordost-Schweiz. Rasch und stark setzte nun ein überaus reger Verkehr in den Oberseeorten ein, den hauptsächlich der Getreidetransport von Ungarn nach der Schweiz hervorrief. All diese hervorragenden Verkehrsverbindungen brachten aber nicht nur den unmittelbar daran beteiligten Siedelungen einen zeitweiligen Auftrieb, sondern sie verschafften — unterstützt durch stete einzelstaatliche Förderung — dem ganzen Ostraum im Bodensee-Durchgangsverkehr ein bis heute erhaltenes Übergewicht.

Währenddessen durchschnitten in Konstanz immer noch Hörnerklang und Peitschenknall die Stille, bis endlich am 15. Juni 1863 der erste Zug der Eisenbahnlinie Basel—Waldshut—Schaffhausen—Singen über die neue Rheinbrücke in Konstanz einfuhr. Im selben Jahre erfolgte auch die Verstaatlichung der Konstanzer Dampfschiffahrts-Gesellschaft, nachdem die anderen Anstalten 1854 (Friedrichshafen) und 1862 (Lindau) vom Staat übernommen worden waren. Die erste Tat des Großh. Handelsministeriums war, dem Beispiel Württembergs, Bayerns und der Nordostbahn zu folgen und den Schiffsverkehr zwischen Konstanz und Schaffhausen einzustellen. Wie vor Jahrzehnten waren die Bewohner der Unterseeorte nunmehr wieder auf Landstraße und Segelschiff verwiesen. Um diesen Mißstand zu beseitigen, wurde 1865 die heute noch bestehende „Schweizerische Dampfboot-Gesellschaft für den Untersee und Rhein“ gegründet.

Im Jahre 1871 fand dann Konstanz über Kreuzlingen Schienenanschluß nach Romanshorn und vier Jahre später über Emmishofen nach Etwylen. Zwischen diesen beiden Daten ist noch ein wichtiges Verkehrsereignis zu buchen: 1873 erhielt Konstanz durch das Werk des genialen Konstrukteurs Gerwig, durch den Bau der Schwarzwaldbahn Singen-Offenburg seine wichtigste Verbindung landeinwärts; eine Verbindung, nach der die Stadt schon beinahe vier Jahrzehnte vorher gerufen hatte. Von nun an nahm auch Konstanz an dem allgemeinen Aufschwung Deutschlands stärkeren Anteil. Aber die Wunden, welche ihr die Sünden von Jahrzehnten geschlagen hatten, verharschten nicht so schnell.

Auch blieben Rückschläge nicht aus. So verminderte die Vollendung der Bodenseegürtelbahn durch die Eröffnung ihres letzten Teilstückes Überlingen—Friedrichshafen im Jahre 1901 die Bedeutung von Konstanz als Hafenstadt sehr beträchtlich. Andererseits kam ihr 1905 die Fertigstellung der Salemertalbahn Frickingen—Unteruhldingen wieder etwas zu gut. Immer war die Stadt auch bestrebt, ihre Verkehrsbedeutung auch aus eigener Kraft zu heben. So beteiligte sie sich am Bau der Mittel-Thurgau-Bahn, die 1911 in Betrieb genommen werden konnte. War es hierbei um die Erschließung ihres naturge-

gebenen Marktgebietes im Thurgau zu tun gewesen, so galt die Errichtung der „Bodenseefähre“ Staad—Meersburg im Jahre 1928 vor allem der Heranziehung des Linzgaus.

Durch diese sehr interessante und geglückte Schaffung eines Verkehrsweges mit Hilfe der Technik arbeitet die Siedelung ihrer Verkehrsentslegenheit entgegen und bietet, indem sie den nur vier Kilometer breiten Überlingersee „überbrückt“, dem Nordost-Südwest-Durchgangsverkehr von der schwäbisch-bayrischen Hochebene zum schweizerischen Mittelland eine recht vorteilhafte Abkürzung. Durch diese Fähreverbinding erwacht die „strata publica“ von Meersburg—Ravensburg nach Ulm wieder aus ihrer jahrhundertelangen Ruhe, und gleichzeitig wird die sonst notwendige Umfahrung von Konstanz über die „untere Straße“ aufgehoben und die Verkehrslage der Siedelung erheblich verbessert.

Diese Einrichtung hat natürlich die Verkehrs-Entwicklung von Konstanz, die Bedeutung der Nahverkehrswege, wie auch die Richtung und Verteilung des Ortsverkehrs stark zu beeinflussen vermocht. Da die rasch zunehmende Motorisierung wieder der Landstraße ihre alte Aufgabe als Hauptverkehrsträger einräumt, heben sich die Straßenzüge, die vor dem Eisenbahnzeitalter Bedeutung erlangt hatten, mehr und mehr heraus.

Innerhalb der Siedelung konzentriert sich der Durchgangsverkehr nach wie vor vor allem auf die Rheinbrücke und die Ringstraßen, der reine Ortsverkehr mehr auf die Altstadt. Rechtsrheinisch erscheinen als Hauptverkehrsstraßen: die Wilhelmstraße, die neben der Reichenaustraße den Verkehr nach der Richtung Radolfzell leitet, und die Mainaustraße, die hauptsächlich den Durchgangsverkehr nach der Fähre vermittelt.

Die Benützung der Straßen durch öffentliche oder private Verkehrsmittel ist nicht sehr bedeutend¹⁷. Abgesehen von den seit März 1927 innerhalb des Stadtgebietes durchgeführten Autobuslinien dienen der Personenbeförderung die von der

¹⁷ Frequenziffern der Autobuslinien, der Fähre, Daten über die Verkehrsdichte der D. R. B.; S. B. B.; M. Th. B.; der Schiffe der D. R. B. und der Schw. Ges. f. U. u. Rhein, der Verkehrsbedeutung einzelner Straßenzüge usf. stehen zur Verfügung, können aber aus Raumgründen nicht gebracht werden.

Reichspost betriebene Linie Konstanz—Wollmatingen—Reichenau und die von privater Seite durchgeführte Linie Kreuzlingen—Sulgen. Beide pflegen sowohl die Verbindung der einzelnen Orte untereinander, wie die Verbindung mit dem nächstgelegenen Verwaltungsort. Für Konstanz sind dann noch die meist nur im Sommer geführten Kraftpostlinien Pfullendorf—Heiligenberg—Meersburg und (Ravensburg)—Markdorf—Meersburg von Bedeutung. Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß auch das neueste Fernverkehrsmittel, das Flugzeug, in Konstanz schon seit langem heimisch ist. War doch Konstanz eine der ersten deutschen Städte, die einen planmäßigen Luftverkehr besaßen (1919). Eine Reihe von Flugverbindungen, nach Stuttgart (1921), München (1921), Salzburg—Wien (1927), Zürich (1928) sind im Laufe der Jahre wieder eingegangen. Geblieben ist (seit 1925) die „Schwarzwaldfluglinie“ (1934 eingestellt), die zu den bestfrequentierten Linien des deutschen Streckennetzes zählt. Geblieben sind die Rundfahrten des Wasserflugzeuges.

Beide Einrichtungen dienen, neben ihrer Aufgabe als rasches Beförderungsmittel, vor allem der Erschließung der landschaftlichen Schönheit, die immer mehr an die Stelle des mittelalterlichen Eigenhandels tritt und fürwahr geeignet ist, die Siedelung wieder zu einem größeren selbständigen Aus- und Einstrahlungspunkt des Verkehrs werden zu lassen.

4. Die Wirtschaft.

Das Wirtschaftsleben einer Siedelung ist so stark raumbedingt und raumverflochten, aber auch wieder so innig verwachsen mit dem politischen Geschehen, daß sich in ihm die Art des Verhältnisses der beiden wirtschaftstragenden Kräfte, Raum und Politik, klar widerspiegelt. Gerade Konstanz mit seiner reichen Geschichte zeigt, wie eng die Weitung seines Wirtschaftsraumes mit der Erweiterung seiner Macht zusammenhängt, zeigt, wie stark politische Machtsprüche, welche die natürlichen Gegebenheiten verleugneten, sein Wirtschaftsleben durch Jahrhunderte hindurch zu hemmen vermochten.

Wohl schon durch die Verlegung des Bistums-Sitzes von Windisch nach Konstanz wurde in der ehemaligen Römersiedelung eine wirtschaftliche Austauschstelle geschaffen, deren erste natürliche Grundlage die weitere Stadtlandschaft gewesen sein dürfte, die ihre Erzeugnisse der Siedelung zuführte. Aus ihr erwuchs bei der günstigen Verkehrslage der Bischofsstadt allmählich ein belebter Markt, der schon früh durch ein Marktrecht bestätigt und geschützt wurde. Im Laufe des 10. Jahrhunderts erwarb der Bischof Salomo III. von dem König das „jus mercatus“, das Recht zur Wandlung dieses gewordenen Marktes in einen grundherrschaftlichen und das Recht zur Schaffung einer Marktsiedelung außerhalb der Mauern der Bischofsburg. Da die Markturkunde von Otto III. für Villingen aus dem Jahr 999 das Vorhandensein eines anerkannten Konstanzer Marktes zur Voraussetzung hat, ist „Konstanz ohne Zweifel am Bodensee der älteste Markt“ (106 b S. 7). Seine Entstehung fällt vermutlich in die letzte Karolinger-Zeit (125 Anm. S. 168).

Diese Konstanzer Marktsiedelung fußte linksrheinisch auf dem angrenzenden Thurgau und rechtsrheinisch auf dem waldfreien Raum des Konstanzer Sporns, soweit er nicht schon dem Allensbacher oder nach 1100 dem Radolfzeller Markt hörig war. Beide Märkte waren Gründungen der Abtei Reichenau, des grundherrschaftlichen Rivalen von Konstanz; doch vermochte sich der Markt Allensbach bei dem Fehlen eines großräumigen naturgegebenen Hinterlandes, bei dem Mangel an „marktfähigen“ Bewohnern und bei der scharfen Konkurrenz der übrigen, besser am Wege nach Rom gelegenen Märkte nicht zu behaupten.

Indessen kam die Siedelung Konstanz immer mehr in den verkehrs- und wirtschaftsfördernden Genuß, Sitz des größten Bistums zu sein (5 II S. 139). In ihren Mauern erstand neben der Fischerei, dem wohl ältesten Gewerbe, und dem ebenfalls auf ein ansehnliches Alter zurückblickenden Weinbau schon früh das Leinwandgewerbe, das seine Grundlage in dem vorwiegend städtischen Leinwebern und den Flachsbauern und Spinnern auf dem Land fand. Es ist bezeichnend für die Durchschlags-Kraft geographischer Faktoren, daß

Konstanz „Garn aus dem Bregenzer Wald, dem Rheintal und dem hinteren Thurgau bevorzugte“ (168 II S. 74), also aus den Räumen, die sich durch einen auffallend hohen Niederschlag auszeichnen. War doch die Gewinnung des Flachses durch die Zerstörung der Pektinstoffe im ursprünglichen Verfahren der Tau-Röste von der Menge und der Verteilung der Niederschläge ganz abhängig. Sie war um so rascher und erfolgreicher durchführbar, je mehr Niederschläge fielen und je mehr sich diese auf die Zeit nach der Ernte konzentrierten. Aber auch dem Weben der Leinwand kam diese klimatische Eigenschaft der genannten Gebiete zu gut. Nicht zuletzt muß nach unserer Meinung die Bevorzugung der feineren St. Galler Leinwand — die im 15. Jahrhundert über die Konstanzer den Sieg davontrug — auf dieses geographische Moment zurückgeführt werden.

Diese sich mählich zum Hauptgewerbe entwickelnde Leinweberei verlangte naturgemäß immer mehr nach Ausfuhr, nach Tausch mit den Produkten anderer Märkte. Je weiter nun diese Absatz- und Bezugsstätten von der Erzeugungsstätte entfernt lagen, umso mehr war der zünftige Handwerker gezwungen, die Ausübung dieser Ausgleichsfunktion dem Großhandel zu überlassen, dessen Träger sich aus organisatorischen Gründen schon früh in Gesellschaften zusammenschlossen. Die „größte und originellste“ (168 I S. 3) in den oberschwäbischen Landen war die Große Ravensburger Gesellschaft (1380—1530), die wir ihres eigenartigen Aufbaus wegen eine Gesellenschaft nennen möchten. „In Spanien, wo man von dem kleineren Ravensburg weniger wußte als von dem weltberühmten Konstanz, galt sie sogar als eine Konstanzer Gesellschaft“ (167 S. 13). Ihr Mitbegründer war Lütfrid Muntprat, der bedeutendste Kopf unter den Konstanzer Kaufleuten, „der erste deutsche Groß-Kaufmann“, „der größte Kaufmann vor Jakob Fugger“, wie ihn Schulte nennt (168 I S. 39; II S. 231). Solche Männer verstanden es, die Vorteile zu nutzen, die Klima und Lage der Bodenseelandschaft boten.

Als Haupthandelsprodukte wurden im Mittelalter hauptsächlich rohe, gebleichte und gefärbte Leinwand, Salz, Kupfer, Zinn, Blei und Wolle ausgeführt (121 b IV S. 10). Dagegen

wurden eingetauscht: Spezereien (Alaun, Safran, Gewürznelken, Pfeffer, Ingwer), Wein, Seide und Baumwolle (165 II S. 350).

Ungemein weiträumig war der Konstanzer Handel im Mittelalter. Wie wir aus den Bestimmungen der Konstanzer Kaufleute aus dem Jahre 1289 über den Verkauf von Leinwand wissen, besaß Konstanz in allen vier Messestädten der Champagne eigene Häuser (164 S. 48). Zu Beginn des 15. Jahrhunderts finden wir Konstanzer in Brügge Handel treibend (164 S. 65) und in Antwerpen bei dem Färben ihrer Leinwand (164 S. 66). Dabei führte ihr Weg über den Schwarzwald ins Oberrheintal, den Rhein hinab bis Köln, „vielleicht auch einmal bis Neuß. Von Köln ging es dann über Aachen und Maastricht nach Brügge und Antwerpen oder über Neuß, Ürdingen, Cleve nach Bergen op Zoom und Antwerpen“ (168 I S. 424). Nun trieben sie aber nicht nur Handel mit Leinwand, sondern sie kauften auch romanische Waren von Genua, Barcelona, Alicante, Valencia und Bilbao, um sie in Brügge gegen nordische Produkte einzutauschen (168 I S. 395). Kölner Commanditen machten anderseits in Konstanz Geschäfte in Wein aus Oberitalien und Griechenland (164 S. 59), der damals ein beliebter Luxusartikel war.

Wie hoch Konstanz den Handel mit den Niederlanden und Flandern einschätzte, zeigt der 1417 an König Sigismund gerichtete Wunsch, Anschluß an die Hansa zu gewinnen: „Item das wir in der Hånse in Flandern syen mit anderen Oesterlingen; möcht das nit sin, das wir die rechten hetten, als Kölner und die von Nürenberg“ (2 Urk. S. 122). Von altersher besuchten die Konstanzer auch die Frankfurter Messe (164 Urk. S. 58; 168 I S. 437). Weiterhin nutzten sie die günstige Wasserverbindung zur Fahrt nach der Messe von Zurzach (179 S. 46), die seit der Mitte des 14. Jahrhunderts an Bedeutung gewonnen hatte. Sie dehnten ihren Handel aus nach Wien (1388 168 I. S. 469) und Prag (140 S. 624) und über das schweizerische Mittelland nach Genf (164 Urk. S. 53). Im Jahr 1406 gab es selbst in Avignon einen Konstanzer Wirt (164 Urk. S. 47). Heyd (166 S. 142 ff.) glaubt, die Messen von Genf und Lyon als Zwischenstationen beim Vordringen nach Spanien feststellen zu können, indem schon 1388

in Barcelona ein Konstanzer nachgewiesen werden kann (168 I S. 318). Später kam es in Spanien sogar dazu, daß die deutschen Gewebe nur noch *teles de Costanza* oder schlechtweg *Costanzes* genannt wurden (168 S. 74 II). Ihr eigentliches Wirtschaftsfeld, das sie über die Bündner Pässe erreichten, lag aber für die Konstanzer Kaufleute in Venedig, in Mailand, wo die Stadt Konstanz geradezu als Repräsentant der deutschen Interessen galt (168 I S. 31 Anm.), und in den anderen wichtigen Handelsplätzen Oberitaliens. Der Einfluß war so stark und nachhaltig, daß noch um 1500 Venetianer „*tele tinte di ognia di Costanza*“ (168 II S. 75) auf die unteritalienischen Messen brachten.

An landschaftlichen Produkten trat in Konstanz neben die Leinwand später noch die Seide und nach der Einfuhr von Baumwolle auch Barchent. Obwohl die Konstanzer Baumwollschau schon 1375 genannt wird (121 b IV S. 107), hat der Handel mit Baumwollstoffen nie größere Bedeutung erlangt. Größeren Anteil hatte die Siedelung noch am Salzhandel, an der Fischerei und am Weinbau.

Der Handel mit diesen bodenständigen Gütern erlebte seine Blüte in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts und seinen ersten Niedergang während der Zeit des großen Konzils, deren Sonderkonjunktur den geregelten Gang des heimischen Wirtschaftslebens in unheilvoller Weise unterbrach. Als dann kurz darauf in der Siedelung der wohl „älteste nachweisbare Kampf einer deutschen Zunft gegen die sich ausbildende Monopolstellung einer Handelsgesellschaft“ (168 I S. 38) begann, ein Kampf, der mit der Auswanderung der Leineweber endete, war das Leinwandgewerbe als Exportgewerbe zum Siechtum verurteilt, war das Schicksal des Konstanzer Wirtschaftslebens besiegelt. Es verwehrte bald so, daß die Fuhrleute das Kaufhaus am See umgingen, weil darin nicht einmal mehr ordentliche Gewichte vorhanden waren (140 II Urk. 364). Konstanz hatte sich selbst wirtschaftlich isoliert und war nicht einmal mehr in der Lage, die von Kaiser Sigismund erfüllte Bitte, daß sein Jahrmakkt „*ain messe fürbaz mer sin und von Jedermann geheißē werde und viertzeihen tag aneinander weren sollen*“ (2 S. 333 und 119 S. 317), wirtschaftlich zu nutzen.

Ähnlich erging es ihr auch im politischen Feld; denn schon wenige Jahrzehnte, nachdem es in den Besitz der Landschaft im Thurgau gekommen war (1417), besetzten die Eidgenossen diesen Raum (1460), gefährdeten die in ihm angelegten Renten, und als er ihnen am Ende des Schwabenkrieges durch einen Gewaltspruch mit allen Rechten wieder zufiel, hatte die Siedelung Konstanz ihren natürlichen Nährboden verloren und ihre „natürliche Lage bester Art“ war in eine politische Randlage von zweifelhaftem Wert verwandelt worden. In den später mit den Eidgenossen aufgenommenen Verhandlungen gelang es Konstanz nicht, seine Grenzlage auszuwerten; nicht wie Basel, das durch Anschluß an die Eidgenossenschaft „den Schlüssel zum eigenen Haus“ (140 I S. 448) gewann. Die Studie von Nuglich (169) über „Die Entwicklung des Reichtums in Konstanz von 1388—1550“ beweist denn auch, daß die Siedelung um 1460 ihre Höhe erreicht hatte (168 I S. 30). Als dann zu Ende dieses Jahrhunderts die Entdeckung des Seeweges nach Indien und Amerika eine völlige Umgestaltung der Welthandelsstraßen mit sich brachte, traf dieser Schlag ein ohnehin schon gebrochenes Konstanz, sodaß bei der Begründung der wirtschaftlichen Verfallserscheinungen im 16. Jahrhundert die Siedelung nicht in einem Atemzug mit den anderen oberschwäbischen Handelsstädten genannt werden darf.

Der Konstanzer Handel erstarb und der Rückgang der Wirtschaft war nicht mehr aufzuhalten, als aus der 1548 seiner Reichsunmittelbarkeit verlustig gegangenen, österreichisch-katholisch gewordenen Stadt die letzten protestantischen Leineweber nach der durch strenge Leinwandschau und aus anderen Gründen emporgekommenen Konkurrenzstadt St. Gallen auswanderten. Der Dreißigjährige Krieg zerstörte dann den letzten Rest des Flachsbaus, den letzten Rest des einstigen berühmten Handels. Konstanz blieb Landstadt; seine Bewohner lebten von den Almosen der Geistlichkeit.

Das ausgehende 17. Jahrhundert (1699) brachte dann auch noch die Thurgauische Landgemeinde-Ordnung, die den Landeuten von Tägerwilen, Emmishofen, Egelshofen und Kreuzlingen zur Auflage machte, ihre landwirtschaftlichen Erzeugnisse auf dem Markt in Gottlieben abzusetzen; eine Maßnahme,

die Konstanz, den natürlichen Marktort dieser Ortschaften, von seiner wirtschaftlichen Funktion gewaltsam entsetzte.

Maria Theresia versuchte der darniederliegenden Siedelung durch die großzügige Anlage einer Seidenraupenzucht wieder aufzuhelfen. So wurden 1754 die ganzen Wälle um die Stadt und das westliche Vorland im Bruel mit 1500 und im Jahr 1767 mit abermals 3000 weißen Maulbeerbäumen bepflanzt (119 S. 76). Im Jahre 1785 gab dann Joseph II. vertriebenen Genfern seine Zustimmung zur Gründung einer Kolonie und zur Errichtung von Indienne- und Uhrenfabriken. Doch ließen der Widerstand der Konstanzer Bevölkerung gegen die von der Genfer Kolonie (176—178) zur Anwendung gebrachten Wirtschaftsmethoden einerseits und klimatische Verhältnisse andererseits beide Unternehmen bald wieder eingehen. Auch die seit 1792 in der Stadt weilenden französischen Emigranten — zeitweise über 1500 — waren für das wirtschaftliche Konstanz nicht immer eine reine Freude.

Als Baden dann 1806 die Siedelung übernahm, wies ihre Wirtschaft beinahe noch den mittelalterlichen Charakter auf. In der Absicht, die Gewerbetätigkeit zu mehren und zugleich die gesunkene Population zu heben, nahm die Regierung durch ihr Privileg vom 24. Mai 1813 Konstanz von dem 1. Zolltarif des Jahres 1812 aus. Dieses Privileg versprach den zur Betreibung nicht-zunftmäßiger Gewerbe sich niederlassenden Ausländern volle Steuerfreiheit, Milizfreiheit und andere Vorteile. Ein 1835 unternommener Versuch, das Privileg zurückzuziehen, konnte rückgängig gemacht werden. Beim Beitritt Badens zum Deutschen Zollverein 1836 wurde, um den „eigentlichen territorialen Verhältnissen“ Rechnung zu tragen, die Kreuzlinger Vorstadt (Stadelhofen) und das sog. Paradies vom deutschen Zollverband ausgeschlossen. Trotz aller Anstrengungen der Stadt, die gegebene Chance zu nützen und den 1827 durch die Verlegung des Bistums nach Freiburg erlittenen wirtschaftlichen und ideellen Verlust wieder wettzumachen, gelang es nicht, die hochgespannten Erwartungen über den wirtschaftlichen Aufschwung des Zollausschlußgebietes mit der Wirklichkeit in Übereinstimmung zu bringen. Daran trugen Schuld einmal die Unruhen der Revolutionsjahre 1848/49 und

dann vor allem die mangelhaften Verkehrsverbindungen. Als die Schweiz 1850 eine Zolllinie auf ihrer Staatsgrenze errichtete, war es um die Bedeutung des Ausschlußgebietes geschehen, da von nun an Konstanz wohl noch freie Einfuhr, aber nach keiner Seite mehr freie Ausfuhr hatte. Es wurde aber 1865, bis auch die deutschen Zollerhebungsstätten an die Landesgrenze verlegt wurden. Auf die vorausgegangene verkehrspolitische Benachteiligung durch die badische Regierung und die Schwächung des Wirtschaftslebens durch die starrköpfige Einstellung der Konstanzer Dampfschiffahrts-Gesellschaft haben wir schon im letzten Abschnitt hingewiesen.

Festzuhalten ist nur noch, daß sich die wirtschaftliche Struktur von Konstanz auch nach dem Anschluß an das neue Verkehrsnetz nicht wesentlich geändert hat. Konstanz blieb eine Siedelung, der kleine und mittlere Gewerbetreibende und Handwerker, Beamte und das Militär ihr Gesicht geben. Von einer rasch zunehmenden Industrialisierung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, von der man immer wieder liest, kann nicht die Rede sein. Denn das prozentuale Verhältnis von Arbeiterschaft zur Gesamtbevölkerung, wie wir es aus den Industriestatistiken errechneten, hat sich in Konstanz kaum verschoben. 1861 standen 440 Arbeiter einer Gesamtbevölkerung von 7819 Einwohnern mit 5,63 % gegenüber. 1882 waren es 640 Arbeiter, die in das Verhältnis zur Gesamtbevölkerung von 13600 Einwohnern gesetzt, einen Anteil von 4,7 % ergaben. Der Prozentsatz sank 1912 mit 1170 Arbeitern bei einer Gesamtbevölkerung von 27591 (Einwohnerzahl von 1910) auf 4,24 %, während das prozentuale Verhältnis 1925 mit 1621 Arbeitern zu 30252 Einwohnern 5,18 % war.

Zur näheren Erläuterung dieser gewerbestatistischen Daten sei darauf hingewiesen, daß die lange Abgeschlossenheit vom Verkehr noch 1882 lähmend auf dem Gewerbeleben lastete. Auch die weitere Entwicklung vollzog sich sehr langsam. So stieg die Zahl der Arbeiter in Konstanz von 1882 bis 1912 von 640 auf 1170, während in derselben Zeitspanne das am Schnittpunkt wichtiger Eisenbahnlinien gelegene Singen a. H. eine Erhöhung seiner Arbeiterzahl von etwa 100 auf 3500 aufweisen kann. Daß für die schwache Entwicklung der

Konstanzer Wirtschaft im 19. und 20. Jahrhundert nicht nur geographische, politische und gewisse persönliche, sondern auch steuerliche Gründe maßgebend waren, beweist am besten die unmittelbar an Konstanz sich anlehende Siedelung Wollmatingen (180 b), die schon 1912 mit 880 Arbeitern sehr stark industrialisiert war.

Im Jahre 1925 verteilte sich die zahlenmäßig schon erwähnte Arbeiterschaft in Konstanz auf 22 Betriebe mit mehr als 20 Arbeitern, und zwar erweist sich die Textilindustrie mit nahezu 400 Arbeitern als den bedeutendsten Industriezweig (2 Betriebe), gefolgt von der Maschinen- und Metallindustrie mit 370, der Bekleidungsindustrie mit 280 und der Industrie der Steine und Erden mit 260 Arbeitern (180 S. 12). Das Vorhandensein von chemischer, Papier-, Holz- und Nahrungsmittelindustrie zeigt die starke örtliche Streuung der Industriezweige. Der Vollständigkeit halber muß noch eines weiteren industrieartigen Zweiges der Konstanzer Wirtschaft gedacht werden: des auf den Reiz der engeren und weiteren Landschaft und der Bedeutung von Konstanz als Einfallstor in die Schweiz erwachsenen Fremdenverkehrs, der heute immer größere Bedeutung gewinnt. Von den ersterwähnten Industrien entbehren alle, bis auf die der Steine und Erden (Ziegelei auf Bänderton) der naturgegebenen Grundlage; ununterbrochene Beziehungen, etwa zum mittelalterlichen Gewerbe, bestehen selbst bei der Textilindustrie nicht.

Neben dem stark vorherrschenden Kleingewerbe und dem Handwerk ist noch die Fischerei und auch die Landwirtschaft zu erwähnen, deren Produkten eine gewisse Bedeutung für den Konstanzer und den auswärtigen Markt zukommt. Erwähnenswert erscheint in diesem Zusammenhang, daß ein Teil des Gemüselandes der Paradieser Bauern auf Schweizer Boden im Allmend Tägermoos liegt, das die Stadt Konstanz 1294 käuflich erwarb und auf dem sie noch heute die Feld- und Gemarkungspolizei ausübt. Ein krasses Beispiel, wie wenig sich in der engeren Konstanzer Landschaft die wirtschaftlichen, geographischen und die politischen Grenzen decken.

Die eigentümliche rechtliche und die eine weitere Ausdehnung verbotende topographische Lage brachten es auch mit

sich, daß Konstanz bis 1873 (ohne das Allmend Tägermoos) nur eine Gemarkung von 520 Hektar ihr eigen nennen konnte. Durch die Auffüllung des Stadtgartens in der Mitte der 70er Jahre und durch den Grenzregulierungsvertrag mit der Schweiz 1878/79 erhöhte sich die Zahl der Hektar auf 531 und wuchs 1888 durch eine Verlegung der Gemarkungsgrenze zwischen Konstanz und Allmannsdorf weiter auf 545 Hektar an. Bei diesem Umfang blieb es bis zur Eingemeindung der 738 Hektar großen Gemeinde Allmannsdorf am 1. Januar 1915, die die Gemarkungsfläche der Siedelung Konstanz auf 1283 Hektar festlegte.

Über die Anteilwerte der verschiedenen Kulturarten und ihren Wandel in den letzten zwei Jahrzehnten unterrichtet die nachfolgende Aufstellung in Hektar:

	1915	1925	1929		1915	1925	1929
Hofraiten	128	143	155	Lagerplätze	12	13	15
Hausgärten	43	59	64	Kiesgruben	4	4	4
Gartenland	82	87	90	Wald	248	250	249
Ackerland	255	237	222	Ödungen	4	4	4
Wiesen	290	267	257	Straßen	118	128	133
Weinberge	15	11	9	Wasser	66	66	66
Streuland	14	12	12	Gebüsch	1	1	1

Interessant genug, um sie in diesem Zusammenhang festzuhalten, ist die Tatsache, daß Konstanz bis zur Eingemeindung von Allmannsdorf im Jahre 1915 keinen Quadratmeter Wald und während des ganzen Mittelalters keinen Fuß breit Acker besessen hat. Die von Gothein daraufhin getroffene Feststellung (163 b S. 82), das mittelalterliche Konstanz sei eine „Kaufmannsstadt sondergleichen“ gewesen, deren Bevölkerung nur aus Kaufleuten, Händlern, Gastwirten, Geistlichen und Soldaten bestanden habe, dürfte in dieser Form wohl nicht aufrechtzuerhalten sein, da ja der Konstanzer Bischof in Stadelhofen eine eigene, seit dem 15. Jahrhundert von städtischen Mauern eingeschlossene Wirtschaftssiedelung unterhielt, die doch aller Wahrscheinlichkeit nach auch Landwirtschaft betrieb und damit auch Bauern beschäftigt hat.

5. Die Bevölkerung.

Die dauernde Zusammenballung von werkenden Menschen auf einem relativ eng begrenzten Raum ist eines der bemerkenswertesten Kennzeichen einer Siedelung. Sie bestimmt den Aufbau und die Art einer Siedelung so mannigfaltig, daß eine räumliche Auswertung ihrer Zusammensetzung und Verteilung wertvolle Aufschlüsse zu geben vermag.

Oft prägt ein einzelner Mensch das Gesicht einer Siedelung oder nimmt unter Ausnützung der natürlichen Vorteile der topographischen Lage entscheidend an der Gründung, dem Aufbau, dem Ausbau oder der Zerstörung teil. Auch Konstanz kennt Zeugen solcher Tätigkeit, die aber doch gegenüber den reichen wechselseitigen Beziehungen zwischen Siedelung und gesamter Bevölkerung an Bedeutung sehr zurücktreten.

Über die Zahl der Bevölkerung fehlt für das frühe Mittelalter jede Angabe. Doch müssen wir annehmen, daß die Bevölkerung nach der Verleihung des Marktrechtes rasch anwuchs. Es mag nun nicht immer dienlich sein, die Bevölkerungszahl einer Siedelung geradezu als Pegel ihres wirtschaftlichen Wohlstandes zu wählen, obwohl die starken Schwankungen der Bevölkerungsgröße durch die Jahrhunderte oft genug Ausdruck materieller Dinge sind. Sicherlich wird auch Konstanz durch den wirtschaftlichen Aufschwung während des Konzils die große Einwohnerzahl an sich schätzen gelernt und die Entleerung der Siedelung nach der Auflösung des Kirchentages äußerst schmerzlich empfunden haben.

Eiselein (110) glaubt, für diese Zeit etwa 55000 Bewohner annehmen zu dürfen, während Marmor (119 S. 304) die Bevölkerung der Stadt Konstanz zur Zeit ihrer höchsten Blüte nicht über 10000 „schätzt“. Nach Ruppert (121 b II S. 49—53) wiederum hat Konstanz im Mittelalter nie mehr als 8000 Einwohner gehabt. Noch vor dem großen Aderlaß der Konstanzer Wirtschaft durch den Auszug eines Teils der Geschlechter infolge der Zunftempörungen (1443) berichtet die Dacher'sche Chronik (2 S. 206) von einem großen Sterben im Jahre 1439, an welchem „mer dan viertusend menschen zu Costentz gestorben warent“. Diese Angabe mag übertrieben sein; als

feststehend darf jedoch angenommen werden, daß die Zahl der Bürger in Konstanz im Jahre 1468 insgesamt 918 betrug¹⁸. Rechnen wir jede Bürgerfamilie zu fünf Köpfen, so kommen wir, ohne die doch wohl auch vorhandenen Nichtbürger berücksichtigt zu haben, auf eine Bevölkerungszahl von 4590. Würden wir dem Chronisten Dacher Glauben schenken, so kämen wir von der Zahl der 1439 durch die Pest dahingerafft (4000), unter Einzugnahme der 1443 mit ihren Familien ausgezogenen Geschlechter (etwa 400) und der Zahl der Bürger im Jahre 1468 mit Familie (etwa 4600) auf eine Gesamtbevölkerung der Siedelung Konstanz von 9000 Seelen für die Zeit vor dem Jahre 1439.

Nach dem Verlust der Reichsunmittelbarkeit und der Auswanderung der Protestanten im Jahre 1548 sank die Bevölkerung auf 5400 Seelen (190 S.9). 1594 zählt Konstanz 5332 und 1610 ohne die 450 Studierenden des Jesuiten-Collegiums 5446 Einwohner (191 S.388), die durch die 1611 auftretende „schwere und lästige Krankheit der Pestilenz“ auf 4000 vermindert wurden. Die Ereignisse des 15. und 16. Jahrhunderts, dann der Dreißigjährige Krieg, legten sich wie ein starker Reif auf die städtische Wirtschaft und ließen die Bevölkerung stagnieren. So finden wir die Stadt im Jahre 1755 mit einer Bewohnerschaft von 4178 Seelen, die bis 1768 auf 4148, bis 1771 auf 3893 und bis 1786 noch weiter auf 3636 Einwohner herabsank (191 S. 389). Im Jahre 1783 war Konstanz als Festung aufgegeben worden.

Eine kleine Hebung der um ihre Macht und ihr Ansehen gekommenen Siedelung brachte auch in der Bevölkerungszahl die Genfer Kolonie, die 1789 aus ungefähr 500 Seelen bestand. Langsam beginnt die Bevölkerung durch diese Zuwanderung wieder zu wachsen. 1788 kann Konstanz 4320 Bewohner ausweisen. Die Emigranten-Invasion nach 1789 brachte es mit sich, daß zeitweise 1500—2000 Franzosen in der Stadt wohnten. Damit war zu Ausgang des 18. Jahrhunderts durchschnittlich jeder dritte Einwohner von Konstanz ein Emigrant.

¹⁸ Entnommen den „Ordnungen uff die Jarmärckt und den Grossen Donnerstag, wie sich die Zünfft halten sollen. 1461—1527“. S.17 Im Städt. Archiv Konstanz.

Die Abwanderung der französischen Flüchtlinge verringerte die Bevölkerung wieder, so daß sie nur 4337 Bewohner zählte, als Konstanz 1806 an Baden fiel. Seit diesem Zeitpunkt können wir eine stete Zunahme feststellen, deren Verlauf in der folgenden Tabelle festgehalten sei.

Entwicklung der Bevölkerung der Stadt Konstanz.

1812	4503	1858	7218	1880	13 372	1910	27 591
1820	4511	1861	7819	1881	13 660	1919	30 119
1830	5584	1864	8417	1885	14 601	1925	31 252
1839	5648	1867	9059	1890	16 235	1926	31 767
1843	6379	1871	10 061	1895	18 671	1927	32 651
1845	6881	1875	12 103	1900	21 445	1928	32 700
1852	7556	1878	12 860	1905	24 806	1929	33 004
1855	7306	1879	13 116	1907	25 271	1930	33 068

Diese Zunahme blieb nur in den Jahren 1852—1858 aus, was weniger auf die 48er Revolution und die durch sie veranlaßte Auswanderung, als auf die verkehrswirtschaftliche Absperrung zurückgeführt werden muß; eine Absperrung, die dazu führte, daß bis 1863 der zeitlich kürzeste Weg nach der Residenz Karlsruhe über Zürich und Basel, ins Unterland über Friedrichshafen—Ulm—Heilbronn ging. Erst als in diesem Jahre der Schienenstrang Konstanz erreichte, ging es rascher aufwärts. Nach 1873 nahm die Siedelung auch an dem allgemeinen Aufschwung der deutschen Wirtschaft teil. Das Jahrfünft 1901—1905 brachte dann den höchsten Jahreszuwachs, und 1915 erfolgte mit etwa 1600 Einwohnern (Stand 1910) die Eingemeindung von Allmannsdorf.

Bei einer Bevölkerungszahl von 33 432 Einwohnern (1932) und einer Gemarkungsfläche von 1283 Hektar ergibt sich eine relative Wohndichte von 26 E.-Hektar. Setzen wir die Bevölkerungszahl mit der überbauten Markungsfläche von 155 ha in Beziehung, so erhalten wir die allein wesentliche tatsächliche Wohndichte von 215,6 E.-ha und unter Einbeziehung von Straßen und Plätzen (Gesamt 290 ha) die Bebauungsziffer mit 115 E.-ha.

Auf die einzelnen statistischen Bezirke verteilt, ergeben sich (nach dem Stand vom 10. Oktober 1931):

	Wohngebäude ¹⁹	Gewerbe	Einwohner
Allmannsdorf	209	45	1 343
Petershausen	1 038	262	11 672
Altstadt	1 547	1 371	20 037
	2 794	1 678	33 052

Ein Vergleich mit früheren Jahren zeigt, daß der statistische Bezirk Altstadt, trotz der Erschließung von neuem Baugelände im Paradies, einen allmählichen Rückgang aufweist. Seine Einwohnerzahl betrug im Jahre 1926 21 367, im Jahre 1928 noch 20 696 und im Jahre 1931 nur noch 20 037.

Nachdem die Einwohnerschaft der Kanzleistraße—Marktstätte und Rosgartenstraße im Jahre 1880 insgesamt 1106 betrug, die 1928 auf 834 und 1931 weiter auf 819 sank, kann von einer schwachen City-Bildung im Geschäftskern der Siedelung gesprochen werden, die aber in den letzten Jahren merklich nachgelassen hat. Dem Rückgang der Altstadt entspricht ein Wachsen von Petershausen (1928 10682; 1931 11672; 1932 11863).

Dieser Überblick über die Verteilung der Bevölkerung innerhalb der Siedelung ist zu roh, um befriedigen zu können. Es steht aber sehr schlecht um brauchbares Zahlenmaterial, das eine innere Gliederung der Siedelung hinsichtlich der Wohnverhältnisse erlaubte. Aufschlußreicher ist schon die Behausungsziffer, d. h. die Ziffer, die die Bewohnerzahl jedes Wohnhauses angibt. Für die statistischen Bezirke errechneten wir für die Altstadt 12,95, für Petershausen 11,24, für Allmannsdorf 6,42 und für die gesamte Siedelung 11,83. Interessant ist die allmähliche Steigerung der letzten Ziffer von 1844 mit 7,25 auf 8,48 im Jahre 1864 und auf 10,88 im Jahre 1876.

Wie wir schon im Abschnitt über den Aufriß darlegten, schließen die statistischen Bezirke der Stadtverwaltung so verschiedenartige Siedelungsteile zusammen, daß wir uns veranlaßt sahen, die Siedelung geographisch aufzuteilen. Bei der

¹⁹ Die Wohngebäude wurden für die statistischen Bezirke auf Grund des Adreßbuches für 1932 festgestellt.

darnach durchgeführten Berechnung sonderten wir bei den bewohnten Häusern die Anstalten, Kasernen usw. aus. Für das Jahr 1931 erhielten wir darnach für den Altstadt kern 12,56, für Stadelhofen 11,44 und für den Konstanzer Brue1 13,97 Bewohner pro Wohnhaus. Für den statistischen Bezirk Altstadt hatten wir die Behausungsziffer mit 12,95 festgestellt. Erst jetzt tritt also in der Ziffer des Konstanzer Bruels die starke Überbauung mit Miethäusern deutlich in Erscheinung, obgleich wir in diesen geographischen Siedelungsteil auch das dörfliche Paradies einbezogen haben. Hatten wir für den statistischen Bezirk Petershausen die Behausungsziffer mit 11,24 errechnet, so ergibt seine geographische Unterteilung für den westlichen, mehr industrialisierten Teil 12,57 und für den östlichen, vorwiegend mit Landhäusern und Villen besetzten Teil die aufschlußreiche Zahl von durchschnittlich 7,91 Bewohner pro Wohnhaus.

Auf die natürliche Bevölkerungsbewegung, den Altersaufbau und die Verteilung der Geschlechter können wir im Rahmen dieser Arbeit nicht eingehen. Wir halten nur fest, daß selbstverständlich bei der wechselvollen Geschichte der Siedelung eine anthropologisch klar abgezeichnete Gruppe, die „Konstanzer“ schlechthin, nicht vorhanden sein kann. Einen guten, wenn auch kleinen Aufschluß über die angeschnittenen Fragen gewährt eine kleine Untersuchung des Wanderungs-Einflusses, der aus dem ebengenannten Grund auf die Zusammensetzung der Bevölkerung von jeher groß zu nennen war. Nach einer von Pfeiffer veröffentlichten Statistik (189 S. 303) waren im Jahre 1900 von je Hundert Einwohnern nur 28,28 in Konstanz geboren; dagegen 7,19 im Amtsbezirk Konstanz, 35,96 in den übrigen badischen Landesteilen, 9,79 in Württemberg, 6,68 in Preußen, 2,53 in Bayern, 2,25 in den anderen deutschen Ländern, 1,14 in Italien und 0,59 im übrigen Ausland. — Also waren 1900 ungefähr ein Drittel der Konstanzer Einwohnerschaft ihrer Gebürtigkeit nach bodenseeraumgebunden und immerhin 71 % Badener. Sehr bemerkenswert ist mit beinahe zehn Prozent der württembergische Einfluß. Größtenteils gehören die zugezogenen Württemberger dem kaufmännischen Stande an, während Preußen meist höhere Beamte der Reichsbehörden

und Angehörige des Militärs stellt. (Die Zahlen für Singen a. H. und Radolfzell mit 2,48 und 3,29 % Preußen zeigen deutlich die andersgeartete Struktur dieser Siedelungen.) Der große Anteil der Schweizer an der Konstanzer Bevölkerung, der sich von 3,5 % im Jahre 1880 auf 5,69 % im Jahre 1900 (189 S. 303) erhöhte, ist durchaus raumbedingt und beweist nur abermals das enge Verflochtensein der Siedelung mit der Eidgenossenschaft. Entsprechend besaß zu Anfang unseres Jahrhunderts von der Bevölkerung der Siedelung Kreuzlingen mehr als die Hälfte nicht die schweizerische Staatsangehörigkeit. (Eine Vergleichsstatistik über die Gebürtigkeit der Einwohner von Kreuzlingen besteht leider nicht.) Ein ähnliches Verhältnis zeigt auch die Statistik der Thurgauer Volkszählung vom 1. Dezember 1930, nach der von 8643 Anwesenden in Kreuzlingen 5527 Schweizer Bürger und 3116 „Ausländer“ waren. Das Hauptkontingent stellte davon natürlich Deutschland.

Zur Rundung des Bildes sei noch darauf hingewiesen, daß die Gliederung der Bevölkerung nach der Konfession 1931 ergab, daß die Siedelung 73,2 % Katholiken, 21,3 % Protestanten, 1,5 % Israeliten, 1,3 % Altkatholiken und 2,7 % Andersgläubige aufweist.

Die berufliche Gliederung der Bevölkerung der Stadt Konstanz nach der Berufszählung von 1907 und vom 16. Juni 1925 weist das nachfolgende Bild auf.

	Berufstätige mit Familie 1925	Prozent der Gesamt-Bevölkerung	
		1907	1925
1. Land- und Forstwirtschaft	1 108	5,7	3,5
2. Industrie und Handwerk	11 505	41,0	37,0
3. Handel	4 173	} 27,5	13,4
4. Verkehr	3 203		10,3
5. Wirtschaftsgewerbe	1 006		3,2
6. Verwaltung und Heer	3 761	} 14,6	12,0
7. Gesundheitswesen	981		3,0
8. Häusliche Dienste	1 685		5,3
9. Ohne Beruf	3 828	10,3	12,3
	31 252	100 %	100 %

Bei der Land- und Forstwirtschaft ist, verglichen mit 1907 — trotz der in der Zwischenzeit erfolgten Eingemarkung des vorwiegend landwirtschaftlichen Allmannsdorf — ein starker Rückgang zu bemerken, dessen Ursache in der zunehmenden Überbauung zu suchen ist. In den Berufsarten der zweiten bis vierten Reihe finden rund drei Fünftel der Gesamtbevölkerung ihren Verdienst. Da die Auswertung der in der Tabelle gegebenen Daten schon in früheren Abschnitten vorweg genommen wurde, bleibt nur ein Vergleich mit dem Jahre 1907, der zeigt, daß die prozentualen Anteile keine größeren Verschiebungen aufweisen. Der hohe Prozentanteil von Verwaltung und Heer (12 %) kennzeichnet Konstanz als Beamten- und Garnisonsstadt. Bemerkenswert ist noch die Zunahme der Berufslosen von 10,3 auf 12,3 Prozent; bemerkenswert insofern, als dieser Prozentsatz erheblich über dem Reichs-Durchschnitt von 9,7 Prozent liegt, ein Zeichen, daß in Konstanz Ansätze zur Bildung einer Rentnerstadt vorhanden sind.

III. Siedelung und Landschaft.

Bei der eigenartigen Lagerung der Raumverhältnisse um Konstanz ist die einzige Methode, die zur Bestimmung der geographischen Siedelungsgrenze mit Erfolg angewandt werden kann, die des von Mader (21) in Vorschlag gebrachten Vergleichs der in einem bestimmten Zeitraum erfolgten Änderung der Bevölkerungszahl der zur Untersuchung stehenden Siedelung mit der diese Siedelung umgebenden Ortschaften.

Als Ausgangspunkt wählten wir das Jahr 1850 und stellten zunächst fest, daß Konstanz bis zum Jahr 1910, unserem Intervall, von 7758 auf 27591 Einwohner, d. h. um 255 Prozent zugenommen hat, während der schweizerische Vorort Kreuzlingen im gleichen Zeitraum ein zahlenmäßiges Plus von 299 Prozent aufweist. Bei der Bedeutung dieser zum Vergleich herangezogenen Ortschaft für den Nahverkehr und das Wirtschaftsleben von Konstanz hielten wir es für notwendig, die Untersuchung auch auf die neueste Zeit auszudehnen, wobei sich in Übereinstimmung mit dem ersten Resultat ergab, daß Konstanz von 1852—1930 um 321%, Kreuzlingen aber dementsprechend um 363% gewachsen ist. Wie aus der in der nachstehenden Tabelle festgehaltenen zahlenmäßigen Entwicklung hervorgeht, war die Mehrung besonders stark in den

Jahr	Konstanz	Kreuzlingen Emmishofen Groß-Kreuzlingen	Gesamtzahl
1852	7 758	1 170 695 1 865	9 623
1910	27 591	5 673 1 769 7 442	35 033
1920	30 054	5 745 1 654 7 399	37 453
1930	32 700	8 643	41 343

Jahren 1920—1930, in denen sie bei Konstanz 34%, bei Kreuzlingen aber 67% betrug. Ein Faktum, aus dem mit aller wünschenswerten Klarheit die für Konstanz katastrophale Auswirkung der Bildung einer eigenständigen Siedelungswirtschaft in der Kriegs- und Nachkriegszeit hervorgeht.

Diese übermäßig starke Verdichtung findet kein Gegenstück im nördlichen Vorort Allmannsdorf, wo die Zunahme von 1850—1910 nur 21% beträgt, weil hier das grenzpolitische Moment zur Anziehung von Handel und Gewerbe fehlte. In das Gebiet des stärksten Einflusses von Konstanz fällt aber dann auf der rechten Rheinseite die Siedelung Wollmatingen, deren rasche Industrialisierung ihr im eben genannten Zeitraum eine Zunahme von 169% eintrug. Weiter fällt noch in diese Zone Litzelstetten mit einer Zunahme (1850—1910) von 60%. Dann nimmt der Einfluß rasch ab; Dingelsdorf wuchs nur noch um 23%, Dettingen um 21% und Allensbach um 18%. (Hegne auf dem Bodanrücken mit dem Kloster 176% und Scherzingen auf der Schweizerseite mit dem Kantonsspital haben wir aus der Betrachtung ausgeschlossen.) Die Insel Reichenau weist interessanterweise keinen Zugang auf.

Ausgeprägter ist das Bild dann wieder auf der Schweizer Seite, wo die relative Ortsarmut ihre Erklärung in der früheren Zugehörigkeit dieses Raumes zur Konstanzer Bischofshöri findet. Die Untersuchung zeigt, daß die südostwärts von Kreuzlingen gelegenen Siedelungen in ihrem prozentualen Anteil der Bevölkerungszunahme (1852—1910) rasch abnehmen: Kurzrickenbach 42%, Bottighofen 20%, Landschlacht 10%, Altnau 15% und Güttingen, ungefähr 10 Kilometer von Kreuzlingen entfernt, 13%. Nach Westen zu zeigt von den nächstgelegenen Orten nur Tägerwilen eine Zunahme von 17%. Die Siedelung Gottlieben, die durch das städtische Bauverbot im Gewann Tägermoos nicht in den Genuß der wirtschaftlichen Ausstrahlung von Konstanz durch Straßenbesiedelung gekommen ist, weist einen Rückgang von 3%, Triboltingen von 12% auf! Erst der Kurort Ermatingen in sieben Kilometer Entfernung hat wiederum eine kleine Zunahme von 4% zu verzeichnen.

Damit können wir das Gebiet des stärksten Einflusses der Siedelung Konstanz mit den Orten: Groß-Kreuzlingen, Bottighofen, Kurzrickenbach (Tägerwilen), Wollmatingen, Allmannsdorf und Litzelstetten umreißen: Orte, die im „Umkreis“ von 3—6 km um den Siedelungsmittelpunkt liegen. Zu ihm wünschen wir auch Meersburg, am jenseitigen Seeufer, gerechnet, das mit Konstanz seit den letzten Jahren durch starken Schiff- und Fährverkehr eng verbunden ist. Mit dieser Siedelung umschließt diese Zone die Wohnstätten von etwa 50 000 Menschen.

Sie deckt sich nicht genau mit der Fläche, mit den Orten, die wir zur geographischen Wirtschafts-Einheit Konstanz zusammenfassen. Meersburg, Litzelstetten, Kurzrickenbach und Bottighofen hätten in diesem Fall vorher auszuscheiden.

Über diese geographische Wirtschaftseinheit berichtet Krucker (27 S. 138/39): „Das Industriegebiet von Konstanz mit anschließenden Vororten Kreuzlingen, Emmishofen, Wollmatingen, Gottlieben, Tägerwilen erscheint als Einheit, sowohl in Bezug auf Vielgestaltigkeit der industriellen Niederlassungen, als in Betracht des ausschließlichen Vorhandenseins von Mittel- und Kleinbetrieben. Konstanz und sein Umkreis stehen hier im Gegensatz zu den Hauptindustriepätzen von Singen, Schaffhausen und Winterthur. Im umschriebenen Rayon findet sich 1 Betrieb mit über 500 Arbeitern, 3 Betriebe mit 200—500, 5 Betriebe mit 100—200, 17 Betriebe mit 50—100 und 36 Betriebe mit 10—50 Arbeitern. Dieser vorwiegend klein- und mittelindustrielle Habitus des Platzes Konstanz mag als Resultat einer auf historischer Grundlage kleinstädtischen Gewerbes fußenden Entwicklung gedeutet werden. In Konstanz fehlten im allgemeinen die Voraussetzungen und der Ansporn zur großräumigen Industrie Gründung. Weder waren außerordentliche Betriebskräfte vorhanden, noch besonders günstige Fernverkehrsverbindungen.“

Die Verteilung der Industriezweige gibt dasselbe Bild, wie wir es im Abschnitt Wirtschaft für die Stadt Konstanz entworfen haben; nur daß in Wollmatingen (3000 Einwohner), das mit Konstanz zum Handelskammer-Bezirk Konstanz gehört, Textilindustrie vorherrscht. In diesem Ort ist, wie Eitel

(180 S. 13) nach dem Stand von 1925 feststellt, der Grad der Industrialisierung — ungerechnet die 241 Wegpendler — mit 50% ungewöhnlich hoch; übertrifft er doch den von Konstanz um das Zehnfache. „Wollmatingen hat überhaupt mit dem unmittelbar benachbarten Konstanz viel weniger Ähnlichkeit, als mit dem etwas weiter entfernten Singen, zumal auch dieses ursprünglich eine ländliche Siedelung war. Unter den Produktionszweigen nimmt die Textilindustrie eine hervorragende Stellung ein. Beschäftigt sie doch in ihren drei vorhandenen Betrieben rund 1200 Arbeiter, das sind 80% der ganzen Arbeiterschaft Wollmatingens; das Bild der Produktion wird also durchaus von Großbetrieben beherrscht. Weiter hat noch die mit der Textilindustrie eng zusammenhängende Bekleidungsindustrie einige Bedeutung. Außerdem sind die Industrie der Steine und Erden, sowie die Holzindustrie mit je einem kleineren Betrieb vertreten. Die Abweichung des Produktionsbildes gegenüber dem ganzen Bodensee-Industrie-Kreis ist also ziemlich bedeutend. — Unter den Hauptproduktionsorten des Kreises hat Wollmatingen seine besondere Eigenart. Es ist in erster Linie Arbeitsplatz für die ländlichen Gemeinden seiner Umgebung. Im Ort selbst sind nur 661 Arbeiter ansäßig, und davon sind zudem noch 241 außerhalb, hauptsächlich wohl in Konstanz und Singen beschäftigt. Es bleiben demnach für die Betriebe von Wollmatingen nur 420 ortsansäßige Arbeiter übrig. Über tausend Arbeiter müssen also aus der Umgebung nach Wollmatingen kommen, wo vermutlich die Großbetriebe eine starke Anziehungskraft besitzen.“

Da über die Pendelwanderung von und nach Konstanz keine näheren Angaben zu erhalten waren, ist es auch nicht möglich, das Einzugsgebiet der Arbeitskräfte zu umgrenzen. Entzieht es sich doch schon unserer Kenntnis, inwieweit die Konstanzer Industrie die schon erwähnten 241 Arbeiter aus Wollmatingen in ihren Betrieben beschäftigt. Wir wissen nur, daß der Austausch von meist weiblichen Arbeitskräften über die Grenze nach Kreuzlingen — wo sich neben der vorherrschenden Textilindustrie auch noch die Schuh-, die Aluminiumfolien-, die Holz-, Papier- und Seifenindustrie findet —

und anderen Orten mit täglich 5 bis 600 Menschen (1933) sehr groß ist. Die Kreuzlinger Industrie ist aber, nachdem ihr ein größeres natürliches Einzugsgebiet versagt ist, vorläufig auf diese Tageswanderer (Grenzgänger) angewiesen.

Ebenfalls stark durch die geographische und politische Gestaltung bedingt ist das Einzugsgebiet des Konstanzer Wochenmarktes. Wie eine Marktbegehung (1932) ergab, gehören zu ihm, außer dem Paradies, dem Tägermoos und der Insel Reichenau, auf dem Bodanrücken alle Orte südöstlich der Linie Dingelsdorf — (Liggeringen) — Allensbach, dann einzelne Orte aus der „Höri“, dem östlichen Ausläufer des Randen in den Untersee (Zwiebelzucht). Weiterhin setzt sich das heutige Marktgebiet — durch die Fähre erschlossen — am nördlichen Ufer des Überlinger- und Obersees fort. Es wird dabei durch die Orte Unter-Uhldingen, — Mimmehausen — Salem — Frickingen — Beuren — Deggenhausen — Höchsten — Markdorf — Immenstaad — Hagnau begrenzt. Der Eier-, Butter- und Fleischmarkt greift darüber hinaus noch weiter nördlich ins Land hinein. Der Thurgau aber, einst das Einzugsgebiet der Siedelung, fällt heute völlig aus und selbst die Messen vermögen nicht mehr eine größere Zahl von ausländischen Käufern anzuziehen. So ist es heute eigentlich nur noch die Versorgung von 18 schweizerischen Unterseegemeinden mit Gas vom Werk der Stadt Konstanz und der Strombezug dieser Gemeinde von den Nord-Ost-Schweizerischen Kraft-Werken, was an größerem wirtschaftlichen Austausch aus früheren Zeiten geblieben.

Weiträumiger als das Marktgebiet ist sicherlich das Einzugsgebiet des Kleinhandels. Es näher zu bestimmen, fehlen aber die Unterlagen. Dieselbe Feststellung müssen wir leider auch hinsichtlich der kulturellen Einflußzone treffen, die bei der Bedeutung von Konstanz als Sitz vieler Kreis- und Amtsbehörden usf. nicht gering sein kann.

Erstaunlich ist aufs Erste, daß sich das Trennende der politischen Grenze in der Mundart deutlich abzeichnet. So trifft die Feststellung von Rebmann (8 S. 229), die badisch-alemannischen Mundarten gingen in die der Schweiz beinahe unmerklich über, für die Konstanzer Stadtschaft nicht zu. Denn

nach der Gliederung von Ochs (188) ist die Konstanzer Mundart zum östlichen Mittelalemannisch mit schwachen schwäbischen Einflüssen zu rechnen; in Kreuzlingen, also genau jenseits der Grenze, ist die Mundart aber Hochalemannisch. So hatte die über vier Jahrhunderte alte Verwaltungsgrenze, obgleich keinerlei natürliche Vorbedingungen zur Setzung einer Sprachgrenze gegeben sind, dennoch eine solche durchzuführen und zu erhalten vermocht. Konstanz aber blieb nach der Art der Lebensweise, den Sitten und Gebräuchen eine durchaus alemannisch-schwäbische Siedlung und sie wird diesen Charakter dank der Traditionsverbundenheit ihrer Bürger auch fernerhin bewahren.

Zum Schluß unserer Untersuchung — die ja vorwiegend siedelungs- und wirtschaftsgeographisch orientiert ist — muß noch darauf hingewiesen werden, daß die geschichtliche und kulturelle Bedeutung der Siedlung und Landschaft, die belebende innige Beziehung mit dem Wasser, die sie auslösenden eigenartigen landschaftlichen Reize, das relativ ausgeglichene Klima, die subalpine Lage und die Möglichkeit der Ausübung aller Sportarten, der Siedlung Konstanz in den letzten Jahren im Fremdenverkehr eine für ihre Wirtschaft sehr gewichtige Erwerbsquelle erschloß, die die ungünstigen Auswirkungen der Verkehrsentlegenheit von den Gewinnungsstätten der Urproduktion und den inländischen Märkten mit immer größerem Erfolg auszugleichen versteht.

IV. SCHRIFTEN-NACHWEIS.

Gedruckte Quellen.

1. Beyerle Konrad, Die Konstanzer Grundeigentums-Urkunden der Jahre 1152—1371. Heidelberg. 1902.
2. Ruppert Ph., Die Chroniken der Stadt Konstanz. Konstanz 1891.
3. Finke A., Das Quellenmaterial zur Geschichte des Konstanzer Konzils. Ztsch. f. Gesch. d. Oberrh. N.F. 2. XXXI. Heidelberg 1916.
4. Marmor J., Urkundenauszüge zur Geschichte der Stadt Konstanz. Anhang der Schr. d. Ver. f. Gesch. d. Bodensees. Lindau 1873 ff.
5. Thurgauisches Urkundenbuch. Bearb. v. J. Meyer und Fr. Schaltegger II und III. Frauenfeld 1882—1919.

Werke allgemeiner und siedelungsgeographischer Natur.

6. Gradmann Robert, Süddeutschland. Bd. I u. II. Stuttgart 1931.
7. Krebs Norbert, Landeskunde von Deutschland. Bd. III. Der Südwesten. Leipzig-Berlin 1931.
8. Rebmann E. u. a., Das Ghzt. Baden in allgemeiner, wirtschaftlicher und staatlicher Hinsicht dargestellt. Bd. I. Karlsruhe 1912.
9. Walser Hermann, Landeskunde der Schweiz. (Göschel 398) Berlin 1914.
10. Früh J., Geographie der Schweiz. Bd. I—III. St. Gallen 1930/31.
11. Suess Ed., Das Antlitz der Erde. Wien-Leipzig 1888—1908.
12. Lauterborn Robert, Die geographische und biologische Gliederung des Rheinstroms. I. Teil. Sitz. Ber. d. Heidelberger Akad. d. Wiss. Heidelberg 1916.
13. Gradmann Rob., Die städtischen Siedelungen d. Kgr. Württemberg. Forschungen z. d. Land- und Volkskunde XXI., 3. Stuttgart 1914.
14. Gradmann Rob., Schwäbische Städte. Zeitschrift d. Ges. f. Erdkunde VII. Berlin 1916.
15. Schoch Albert, Beiträge zur Siedlungs- und Wirtschaftsgeographie des Zürichseegebietes. Diss. Zürich 1917.
16. Wirth Walter, Zur Anthropogeographie der Stadt und Landschaft Schaffhausen. Diss. Zürich 1918.
17. Kohl J. G., Der Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen in ihrer Abhängigkeit von der Gestaltung der Erdoberfläche. Leipzig und Dresden 1841.

18. Dörries Hans, Der gegenwärtige Stand der Stadtgeographie. (Herm. Wagner Gedächtnisschrift). Gotha 1930.
19. Geisler Walter, Die deutsche Stadt. Beitrag zur Morphologie d. Kulturlandschaft. Forsch. z. d. Land- und Volkskde. XXII, 5. Stuttgart 1924.
20. Hassinger Hugo, Basel, ein geogr. Städtebild. Festschrift z. 28. d. Geographentag. Breslau 1927.
21. Mader Karl, Freiburg im Breisgau. Bad. geogr. Abhandlungen II. Karlsruhe 1926.
22. Schöck P., Das Stadtbild von Heilbronn. Stuttg. geogr. Studien, Reihe A, H. 10. Stuttgart 1927.
23. Tuckermann Walther, Die geogr. Lage der Stadt Köln und ihre Auswirkungen in der Vergangenheit und Gegenwart. Pflingstbl. d. hanseat. Gesch.-Vereins XIV. Lübeck 1923.
24. Walther Paul, Zur Geographie der Stadt Zürich. Diss. Zürich 1926.
25. Hoffmann Herb., Die wirtschaftsgeographischen Verhältnisse des Bodenseegebiets. Diss. Frankfurt 1928.
26. Kaltenbach E., Beiträge zur Anthropogeographie des Bodenseegebiets. Diss. Basel 1922.
27. Krucker Hans, Wirtschaftsgeographie des Rheingebiets Basel—Bodensee. Nordost-schweiz. Schifffahrts-Verband Rhein-Bodensee Nr. 39. St. Gallen 1926.
28. Schmid Ernst, Beiträge zur Siedlungs- und Wirtschaftsgeographie des Kantons Thurgau. Schrift. d. Ver. f. Gesch. d. Bodensees XLVII. Lindau 1918.

Naturlandschaft.

29. Schmidle Wilh. Über Riedel- und Talbildungen am nordw. Bodensee. Mittl. d. Gr. Bad. Geol. Land. Anstalt. VI. Heidelberg 1908.
- 30a. Schmidle W., Über den Rückzug des Würmgletschers im norwestl. Bodenseegebiet. Zentr. Bl. f. Mineralogie IX. Stuttgart 1907.
- 30b. Schmidle W., Die Geologie des Bodenseebeckens. Schriften d. V. f. Gesch. d. Bodensees L. Lindau 1922.
31. Schmidle W., Die diluviale Geologie der Bodenseegegend. Die Rheinlande. Braunschweig-Berlin 1914.
32. Schmidle W., Erläuterungen zu Blatt Konstanz (162) der geol. Spezialkarte d. Ghz. Baden (1:25000). Heidelberg 1916.
33. Schmidle W., Charakterbilder aus der Bodenseelandschaft. Bodenseebuch 1915 S. 169 ff. Konstanz 1915.
34. Schmidle W., Zur geol. Geschichte des n-w. Bodensees bis zum Maximalstand d. Würmeiszeit. Schrift. d. Ver. f. Gesch. d. Bodensees. Lindau 1906.
35. Schmidle W., Der Boden von Konstanz. Bodenseebuch VI. Jg. Konstanz 1919.

36. Schmidle W., Die Geologie des Untersees. In „Untersee“ (Bad. Heimat). Karlsruhe 1926.
37. Schmidle W., Der Konstanzer Gletscher im östlichen Thurgau. Schrift. d. Ver. f. Gesch. d. Bodensees LV. Lindau 1927.
38. Penck A. u. Brückner E., Die Alpen im Eiszeitalter. Bd. II. Leipzig 1909.
39. Sieger Rob. Postglaciale Uferlinien d. Bodensees. Schrift. d. V. f. G. d. Bodensees XXI. Lindau 1892.
40. Deecke W., Geologie von Baden. Bd. II u. III. Berlin 1916/18.
41. Zeppelin Eberhard v., Geogr. Verhältnisse des Bodensees. Bodenseeforschungen in Schrift. d. V. f. G. d. Bodensees XXII. Lindau 1893.
42. Zeppelin Eberhard v., Die hydrographischen Verhältnisse des Bodensees. Bodenseeforschungen III. Schrift. d. V. f. Gesch. d. Bodensees XXII. Lindau 1893.
43. Hellmann G., Klima-Atlas von Deutschland. Berlin 1921.
44. Maurer, Billweiler u. Hess, Das Klima der Schweiz. 1864—1900. 2 Bde. Frauenfeld 1909/1910.
45. Walter Franz, Temperatur- und Niederschlagsverhältnisse im Bodenseebecken. Diss. Freiburg 1892.
46. Götz J., Die Niederschlagsverhältnisse zwischen Bodensee und Donau. Forschungen z. d. Land- und Volkskunde XX, 3, Stuttgart 1912.
47. Knörzer Alb., Die Temperaturverhältnisse der schwäb.-bayr. Hochebene und des Alpenvorlandes. Geogr. Zeitschrift XVI. Leipzig 1911.
48. Kleinschmidt E., Der Einfluß des Bodensees auf die Lufttemperatur seiner Umgebung. „Das Wetter“ 38. Jg. Heft 3/4. Berlin 1921.
49. Kleinschmidt E., Der Einfluß des Bodensees auf die Bewölkung und die Nebelbildung. Württ. Jahrb. f. Statistik u. Landeskunde. Jg. 1921/22. Stuttgart 1923.
50. Streun Gottf., Die Nebelverhältnisse der Schweiz. Diss. Bern 1901.
51. Peppler Wilh., Die Niederschlags-Verhältnisse in Baden. Veröff. d. Bad. Landeswetterwarte 2. Karlsruhe 1922.
52. Peppler Wilh., Die Temperaturverhältnisse in Baden. Veröff. d. Bad. Landeswetterwarte 5. Karlsruhe 1924.
53. Peppler Wilh., Der Föhn im Bodenseegebiet. Schrift. d. V. f. Gesch. d. Bodensees. LIV. Lindau 1926.
54. Peppler Wilh., Ergebnisse der mehrjährigen Messungen der Ortshelligkeit am Bodensee. Schrift. d. V. f. Gesch. d. Bodensees. LVII. Lindau 1929.
- × 55. Hess Clemens, Studie über die klimatischen Verhältnisse von Frauenfeld und Kreuzlingen. Schweiz. meteorol. Beobachtungen. Jg. XV. Zürich 1878.
56. Hess Clemens, Einiges über Gewitter in der Schweiz und Gewitterzüge im Thurgau. Mittlg. d. Thurg. Naturf. Ges. XV. Frauenfeld 1902.

57. Hess Clemens, Gewitterzüge am Bodensee. Schrift. d. V. f. G. d. Bodensees. XXXII. Lindau 1903.
58. Kopfmüller A., Der Land- und Seewind am Bodensee. Schrift. d. V. f. Gesch. d. Bodensees. LIV. Lindau 1926.
59. Schmid E., Windschutzeinrichtungen und Windnamen im Thurgau. Mitt. d. Thurg. Naturfr. Ges. XXIII. Frauenfeld 1920.

Kulturlandschaft.

60. Dörries Hans, Zur Entwicklung der Kulturlandschaft im nordostschweizerischen Alpenvorland. Mitt. d. Geogr. Ges. Hamburg. Bd. XXXIV. Hamburg 1928.
61. Schulte Aloys., Aus der Kulturgeschichte des Bodenseegebietes. Deutsche Rundschau. 52. Jg. Berlin 1926.
62. Beyerle K. u. a., Die Kultur der Abtei Reichenau. München 1925.
63. Schlatter A., Die Ansiedlungen am Bodensee in ihren natürlichen Voraussetzungen. Forsch. z. d. Land- u. Volkskunde. V. 7. Stuttgart 1891.
64. Schuhmacher K., Die älteste Besiedelungsgeschichte des Bodensees und seiner Umgebung. Schrift. d. V. f. Gesch. d. Bodensees. XXIX. Lindau 1900.
65. Wagner Ernst, Fundstätten und Funde aus vorgeschichtlicher, röm. und alem.-fränk. Zeit im Großh. Baden. I. Teil. Tübingen 1908.
66. Werth E., Die Uferterrassen des Bodensees und ihre Beziehungen zu den Magdalénien-Kulturstätten im Gebiet des ehem. Rheingletschers. Branca-Festschr. S. 164—202. Leipzig 1914.
67. Würtemberger Th., Der Konstanzer Trichter. Mitt. d. Thurg. Naturf. Ges. XV. Frauenfeld 1902.
68. Tröltsch E. v., Die prähistorischen Verhältnisse im SW Deutschlands und der Schweiz mit besonderer Berücksichtigung jener des Bodensees und seiner Umgebung. Schrift. d. V. f. Gesch. d. Bodensees. X. Lindau 1880.
69. Tröltsch E. v., Die Pfahlbauten des Bodenseegebietes. Stuttgart 1902.
70. Reinerth Hans, Pfahlbauten am Bodensee. Stuttgart 1922.
71. Reinerth H., Die Pfahlbauten des Bodensees im Lichte der neuesten Forschung. Schrift. d. V. f. Gesch. d. Bodensees. L. Lindau 1928.
72. Tschumi O., Rytz W. und Favre J., Sind die Pfahlbauten Trocken- oder Wassersiedlungen gewesen? Deutsch. Archäol. Inst. XVIII. Ber. Frankfurt 1929.
73. Keller-Tarnutzer K. und Reinerth H., Urgeschichte des Thurgaus. Frauenfeld 1925.
74. Heierli Jak., Die archäologische Karte des Kantons Thurgau nebst Erläuterungen und Fundregister. Thurg. Beiträge z. vaterl. Gesch. 36. Frauenfeld 1895.
- 75a. Wegelin H., Veränderung der Erdoberfläche innerhalb des Kantons Thurgau in den letzten 200 Jahren. Mitt. d. Thurg. Naturf. Ges. XXI. Frauenfeld 1915.

- 75b. Pupikofer J., Geschichte d. Thurgaus. 2Bde. Frauenfeld. 1889.
76. Gradmann R., Beziehungen zwischen Pflanzengeographie und Siedlungsgeschichte. Geogr. Zeitschr. XII. Leipzig 1906.
77. Nägeli Otto, Über die Pflanzengeographie des Thurgaus. I u. II. Mitt. d. Thurg. Naturf. Ges. XIII. XIV. Frauenfeld 1898/1900.
78. Gams H., Aus der Geschichte der Flora und Fauna am Bodensee. Schrift. d. V. f. Gesch. d. Bodensees. LIII. Lindau 1924.
- X 79. Baumann Eug., Die Vegetation des Untersees. Frauenfeld 1915.
80. Bartsch Joh., Die Pflanzenwelt im Hegau und n. w. Bodenseegebiet. Überlingen 1925.
81. Eichler J., Gradmann R. und Meigen W., Ergebnisse der pflanzengeographischen Durchforschung von Württemberg, Baden und Hohenzollern. VII. Stuttgart 1926.
82. Wahle Ernst, Die Besiedelung SW-Deutschlands in vorrömischer Zeit nach ihren natürlichen Grundlagen. XII. Ber. d. Röm.-Germ. Komm. 1920. Frankfurt 1921.
83. Hausrath Hans, Pflanzengeographische Wandlungen der deutschen Landschaft. Wissenschaft und Hypothese. Bd. XIII. Berlin 1911.
84. Bertsch Karl, Klima, Pflanzendecke und Besiedlung Mitteleuropas in vor- und frühgeschichtlicher Zeit nach den Ergebnissen der pollenanalytischen Forschung. Deutsch. Archäol. Inst. XVIII. Ber. Frankfurt 1929.
- X 85. Stark Peter, Die Moore des bad. Bodenseegebiets. I. Die nähere Umgebung von Konstanz. Ber. d. Naturf. Ges. Freiburg. Bd. 24. Freiburg 1925.
86. Staub Walter, Klimaschwankungen, Landschaftsform und Siedlungen, ihre Beziehungen in der Vorgeschichte der Schweiz. Diss. Freiburg i. Ü. 1930.
87. Gams H. und Nordhagen Rolf, Postglaziale Klimaänderungen und Erdkrustenbewegungen in Mitteleuropa. Mitt. d. Geogr. Ges. München. XVI, 2. München 1923.
88. Gradmann Rob., Die postglazialen Klimaschwankungen Mitteleuropas. Geogr. Zeitschr. 30. Jg. Leipzig 1924.
89. Schulte A., Die Urkunde Walahfrid Strabo's von 843 — eine Fälschung. Zeitschr. d. V. f. Gesch. d. Oberrheins n. F. 3. Freiburg 1888.
90. Werner Joh., Die Entwicklung der Kartographie Südbadens im 16. und 17. Jahrhundert. Abhandl. z. bad. Landeskunde I. Karlsruhe 1913.
91. Brüssel Willy, Die Entwicklung der Kartographie Südbadens im 18. Jahrh. und bis zur Ausgabe der topogr. Karte 1:50000. Diss. Karlsruhe 1914.

Siedelung und Landschaft.

92. Beyerle Karl, Der älteste Name der Stadt Konstanz. Schrift. d. V. f. Gesch. d. Bodensees. XLV. Lindau 1916.
93. Buck M. R., Über die Bedeutung der alten Namen des Bodensees. Schrift. d. V. f. Gesch. d. Bodensees II. Lindau 1870.

94. Christ Karl, Über das rheinische Germanien. Heidelberg 1886.
95. Schumacher K., Materialien zur Besiedelungsgeschichte Deutschlands. Röm.-germ. Zentralmuseum 5. Mainz 1913.
96. Heilig O., Die Ortsnamen des Großht. Baden. Karlsruhe 1906.
97. Kolb J. B., Historisch-statistisch-topographisches Lexicon von dem Großht. Baden. 3 Bde. Karlsruhe 1813/16.
98. Krieger Alb., Topographisches Wörterbuch des Großht. Baden. 1. Aufl. Heidelberg 1898.
99. Haid M., Untersuchung der Senkung des Bodensee-Pegels zu Konstanz. Karlsruhe 1891.
100. Honsell Max, Der Bodensee und die Tieferlegung seiner Hochwasserstände. Stuttgart 1879.
101. Regelman C., Neuzeitliche Schollenverschiebungen der Erdkruste im Bodenseegebiet. Mitt. d. Oberrh. Geol. Ver. Karlsruhe 1907.
102. Fabricius E., Die Besitznahme Badens durch die Römer. Bad. hist. Komm. H. 8. Heidelberg 1905.
103. Keller F., Die römischen Warten, Speculæ, längs des linken Rheinufers vom Bodensee bis Basel. Anz. f. Schw. Altertumskunde. Zürich 1871.
104. Heierli J., Über das römische Grenzwehrsystm am Schweizer Rhein. Jahrb. d. Geogr.-ethn. Ges. Zürich. 1904/05. Zürich 1905.
105. Stähelin Felix, Die Schweiz in römischer Zeit. Basel 1927.
- 106a. Beyerle Konrad, Zur Verfassungsgeschichte der Stadt Konstanz im 12. und 13. Jahrh. Schrift. d. V. f. Gesch. d. Bodensees XXVI. Lindau 1897.
- 106b. Beyerle Konr., Das Radolfzeller Marktrecht vor 1100 und seine Bedeutung f. d. Ursprung deutscher Städte. Schrift. d. V. f. Gesch. d. Bodensees. XXX. Lindau 1901.
107. Beyerle Konr., Konstanz im Wandel seiner Landeshoheiten. Schrift. d. V. f. Gesch. d. Bodensees. XXXVI. Lindau 1907.
108. Beyerle Konr., Grundherrschaft und Hoheitsrechte des Bischofs von Konstanz in Arbon. Schrift. d. V. f. Gesch. d. Bodensees. XXXII u. XXXIV. Lindau 1903, 1905.
109. Bucelino Gabriel, Constantia Rhenana Lacus Mœsii olim. Frankofurti 1667.
110. Eiselein Josua, Geschichte und Beschreibung der Stadt Konstanz. Konstanz 1851.
111. Hofmann A. v., Die Stadt Konstanz. Historische Stadtbilder. I. Stuttgart 1922.
112. Jahrbuch der Stadt Konstanz. 1911. 1. Jg. Konstanz 1913.
113. Konstanzer Zeitung. Jubiläumsausgabe 1728—1928. Konstanz 1928.
114. Konstanz. Herausgeg. von Dr. Clauß. Berlin-Halensee 1927.
115. Konstanz am Bodensee und Rhein. Herausgeg. v. der Stadtverwaltung. Konstanz 1928.
116. Laible Jos., Geschichte der Stadt Konstanz. 2. Aufl. Konstanz 1921.

117. Lender R., Beiträge zur Geschichte des bürgerlichen Lebens der Stadt Konstanz im Mittelalter. Konstanz 1838.
118. Ludwig Theo, Die Konstanzer Geschichtsschreibung bis zum 18. Jahrhundert. Straßburg 1894.
119. Marmor J., Geschichtliche Topographie der Stadt Konstanz (und ihrer nächsten Umgebung). Konstanz 1860.
120. Martens W., Geschichte der Stadt Konstanz. Konstanz 1911.
- 121 a. Merian Math., Topographia Sueviæ. Francofurta 1643.
- 121 b. Ruppert Ph., Konstanzer Beiträge zur badischen Geschichte. I—IV. Konstanz 1888/99.

Grundriß.

122. Ammon Otto, Das älteste Konstanz. Schrift. d. V. f. Gesch. d. Bodensees. XIII. Lindau 1884.
- X 123. Beyerle Karl, Über den römischen Ursprung und die erste Anlage der Stadt Konstanz. Fr. Schober's Zeitschr. „Das alte Konstanz“. Organ des Münsterbauvereins. I. Konstanz 1881.
124. Beyerle Konr., Zur Geschichte des römischen Konstanz. Schrift. d. V. f. Gesch. d. Bodensees. XIX. Lindau 1890.
125. Beyerle Konr., Konstanzer Häuserbuch. Bd. II, 1. Hälfte. Geschichtl. Ortsbeschreibung: Bischofsburg und Niederburg. Heidelberg 1908.
126. Eiermann K., Die Baugeschichte der Stadt Konstanz von ihren Anfängen bis ins 19. Jahrhundert und der Stadtgrundriß. Festschrift d. Arch.- und Ing.-Vers. S. 14—47. Konstanz 1925.
127. Gothein Eberh., Eine Stadterweiterung von Konstanz. Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins. N. F. Bd. V, S. 127. Freiburg 1890.
128. Leiner Ludw., Die Entwicklung von Constanz. Schrift. d. V. f. Gesch. d. Bodensees. XI. Lindau 1882.
129. Leiner Lud., Neue Spuren der Römer in der Constanzer Gegend. Schrift. d. V. f. Gesch. d. Bodensees. XII. Lindau 1883.
130. Leiner O., Das römische Konstanz. „Untersee“. Bad. Heimat. S 47 ff. Karlsruhe 1926.
- X 131. Marmor J., Das alte Konstanz, seine Entstehung. Jahrb. d. V. v. Altertumsfreunden im Rheinlande. LX. Bonn 1877.
132. Hegel Karl, Die Entstehung des deutschen Städtewesens. Leipzig 1898.

Aufriß.

133. Baum Jul., Die schöne deutsche Stadt: Süddeutschland. München 1925.
134. Hirsch Fritz, Konstanzer Häuserbuch. Bd. I. Bauwesen und Häuserbau. Heidelberg 1906.
135. Kraus Frz. X., Die Kunstdenkmäler des Großht. Baden. I. Kreis Konstanz. Freiburg 1877.

136. Reißer E., Die bauliche Entwicklung und die öffentliche Bautätigkeit in der Stadt Konstanz vom Anfang des 19. Jahrh. bis zur Gegenwart. Festschr. d. Arch.- u. Ing.-Ver. S. 96—122. Konstanz 1925.
137. Zucker Paul, Entwicklung des Stadtbildes. „Die Baukunst“ 5. München-Berlin 1929.

Verkehr.

138. Moll A., Die Römerstraßen und Römerbauten am Bodensee. Schr. d. V. f. Gesch. d. Bodensees. VII. Lindau 1876.
139. Naehrer J., Die römischen Militärstraßen und Handelswege in der Schweiz und in SW-Deutschland. Straßburg 1888.
140. Schulte Aloys., Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien. I. II. Leipzig 1900.
141. Heyd W., Der Verkehr süddeutscher Städte mit Genua während des Mittelalters. Forsch. z. deutschen Geschichte. Bd. 24. Göttingen 1883.
142. Moser Fritz, Das Straßen- und Schifffahrtswesen der Nordostschweiz im Mittelalter. Frauenfeld 1930.
143. Vollenweider Otto, Geschichte des Verkehrs auf der Wasserstraße Walenstad—Zürich—Basel. Diss. Zürich 1912.
144. Straub K. J., Die Oberrheinschifffahrt im Mittelalter. Schrift. d. V. f. Gesch. d. Bodensees. XLI. Lindau 1912.
145. Stein Walter, Handels- und Verkehrsgeschichte der Deutschen Kaiserzeit. Abh. z. Verkehrs- und Seegeschichte; hg. von Dietrich Schäfer. Bd. X. Berlin 1922.
146. Rauers F., Zur Geschichte der alten Handelsstraßen in Deutschland. Peterm. Mitt. 52. Gotha 1906.
147. Scheffel P. H., Verkehrsgeschichte der Alpen. Bd. I/II. Berlin 1908/1914.
148. Härry A., Die historische Entwicklung der schweizerischen Verkehrswege. I. Teil. Verbandsschr. d. NO-Schw. Verb. f. Schifffahrt Rhein—Bodensee in St. Gallen. Frauenfeld 1911.
149. Stolz Otto, Die Verkehrsverbindungen des oberen Rhein- und Donaubeietes um die Mitte des 16. Jahrh. mit Kopialbüchern. Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins. N. F. 38. Heidelberg 1923.
150. Ohmann Fritz, Die Anfänge des Postwesens und die Taxis. Leipzig 1909.
151. Eisen Paul van, Die deutsche Landstraße. Verkehrsgeogr. Betrachtungen über ihre Entwicklung vom Postzeitalter bis zur Gegenwart. Diss. Köln 1928.
152. Bär F. J., Die Wasser- und Straßenbauverwaltung im Großht. Baden. Karlsruhe 1870.
153. Bär F. J., Chronik über Straßenbau und Straßenverkehr im Großht. Baden. Berlin 1878.
154. Löffler K., Geschichte des Verkehrs in Baden von der Römerzeit bis 1872. Heidelberg 1910.

155. Cassinone Heinr., Die geschichtliche und technische Entwicklung des Straßenwesens in Baden. 1810—1920. Diss. Karlsruhe 1925.
156. Zepelin E. v., Geschichte der Dampfschiffahrt auf dem Bodensee. 1824—1884. Schrift. d. V. f. Gesch. d. Bodensees. XVI. Lindau 1885.
157. Bärnstein F. P. v., Die Dampfschiffahrt auf dem Bodensee und ihre geschichtliche Entwicklung 1824—47 und 1847—1900. Wirtschafts- und Verwaltungsstudien; herausg. von Georg Schanz. XXI/XXII. Leipzig 1905/1906.
158. Sommer H., Denkschrift über Bodenseeregulierung. NO-Schweiz. Verb. f. Schiff. Rhein—Bodensee. 36. Rorschach 1922.
159. Kornmann Erich, Der Automobilverkehr Süddeutschlands. Stuttg. geogr. Studien. A, Heft XII u. XIII. Stuttgart 1928.
160. Hansing Joh., Die Eisenbahnen in Baden. Stuttg. geogr. Studien. A, Heft XVI—XVIII. Stuttgart 1929.
- 161 a. Arnold Fritz, Die Entwicklung der Konstanzer Verkehrsverhältnisse in den letzten fünfzig Jahren. „Konstanz, seine baugeschichtliche und verkehrswirtschaftliche Entwicklung“. S. 131—140. Konstanz 1925.
- X 161 b. Faißt Helmut, Verkehrspolitik um Konstanz. Ein Beitrag zur Konstanzer Verkehrsgeschichte. „Die Brücke“. Beilage d. Konst. Ztg. Jg. 1934 Nr. 8, 9 u. 10.
162. Handel und Verkehr in Baden im Jahre 1925. Bearb. v. Bad. Stat. Landesamt. Karlsruhe 1927.

Wirtschaft.

- 163 a. Beyerle Konr., Neuere Forschungen z. Wirtschaftsgeschichte der Ostschweiz u. der oberrhein. Lande. Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrh. N. F. XXII. Heidelberg 1907.
- 163 b. Gothein Eberh., Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes und der angrenzenden Landschaften. Straßburg 1892.
164. Mone F. J., Zur Handelsgeschichte der Städte am Bodensee vom 13. bis 16. Jahrhundert. Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins. Bd. IV. Karlsruhe 1853.
165. Heyd Wilh., Geschichte des Levantehandels im Mittelalter. I. II. Stuttgart 1879.
166. Heyd Wilh., Über die kommerziellen Verbindungen der ober-schwäbischen Reichsstädte mit Italien und Spanien während des Mittelalters. Württ. Vierteljahrshefte f. Landesgesch. Jg. III. Stuttgart 1880.
167. Heyd Wilh., Die große Ravensburger Gesellschaft. Stuttgart 1890.
168. Schulte Aloys., Geschichte der Großen Ravensburger Handelsgesellschaft 1380—1530. 3 Bde. Stuttgart-Berlin 1923.
169. Nüglisch, Die Entwicklung des Reichtums in Konstanz von 1388—1500. Jahrb. f. Nationalökonomie und Statistik. 3. Folge 32. Jena 1906.
170. Maurer A., Ulrich Imholz. Ein Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte der Stadt Konstanz aus der Zeit nach dem Konzil. Schrift. d. V. f. Gesch. d. Bodensees. XLIV. Lindau 1915.

171. Marmor J., Die Zunftempörungen in Konstanz. „Badenia“ II., herausg. v. J. Bader. Heidelberg 1862.
172. Ammann Hektor, Die Zurzacher Messen im Mittelalter. Sep. Abdr. a. Taschenbuch d. Hist. Ges. Aarau, mit Regesten. Aarau 1923.
173. Ammann Hekt., Neue Beiträge zur Geschichte der Zurzacher Messen. Aarau 1930.
174. Geering Traugott, Handel und Industrie der Stadt Basel. (Zunftwesen und Wirtschaftsgeschichte bis zum Ende des 17. Jahrh.) Basel 1886.
175. Nübling O., Ulms Handel und Gewerbe im Mittelalter. Bd. I. Ulm 1900.
176. Marmor J., Die Genfer Kolonie in Konstanz. Schrift. d. V. f. Gesch. d. Bodensees. I. Lindau 1869.
177. Seeholzer Ernst, Die Genfer Kolonie in Konstanz. Schrift. d. V. f. Gesch. d. Bodensees. LIII. Lindau 1924.
- X 178. Fallett Marcus, Nachträgliches über die Genfer Kolonie in Konstanz. (1785—1812.) Bodenseebuch 1931. S. 30 ff. Konstanz 1931.
179. Baier Herm., Zur Wirtschaftsgeschichte der Stadt Konstanz im 18. Jahrh. Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrh. N. F. XXX. Heidelberg 1915.
- 180a. Eitel Paul, Die Industriegebiete des südl. Badens. Stuttg. Geogr. Studien. Heft 31/32. Diss. Stuttgart 1932.
- 180b. Faißt Helmut, Wollmatingen. Gesicht und Geschichte eines alemannischen Dorfes. „Die Brücke“. Beilage d. Konst. Ztg. Jg. 1934 Nr. 18, 19 u. 21.
181. Gedenkschrift zum 25jährigen Bestehen des Rheinschiffahrtsverbandes Konstanz 1907—32. Konstanz 1932.
182. Industrie in Baden 1925. Bearb. vom Bad. stat. Landesamt. Karlsruhe 1926.
183. Landwirtschaft in Baden 1925. Bearb. v. Bad. stat. Landesamt. Karlsruhe 1927.
184. Fremdenverkehr in Baden im Jahre 1930. Karlsruhe 1931.

Bevölkerung.

185. Ammon Otto, Zur Anthropologie der Badener. Jena 1899.
- X 186. Gassert Alfred, Stimmhaftigkeit und Länge der Verschlusslaute im Konstanzer Dialekt. Diss. Freiburg 1929.
187. Mertes Emmi, Dialektgeographie. Geogr. Zeitschr. 28. Jg. Leipzig-Berlin 1922.
188. Ochs Ernst, Gliederung der badischen Mundarten. Heimatblätter „Vom Bodensee zum Main“ 2. Karlsruhe 1921.
189. Pfeiffer Hans, Zur Zusammensetzung der Bevölkerung des Großht. Baden. Stuttgart 1909.
190. Schmidt Gust., Konstanz. Medizinisch-topographische Bilder aus der Vergangenheit und Gegenwart. Konstanz 1884.

191. Trenkle J. B., Über die Bevölkerungszunahme in den bedeutenderen Städten Badens. „Badenia“, I. Heidelberg 1864.
192. Wohnungszählung und Wohnungsbau in Baden. Karlsruhe 1928.

Statistik.

193. Statistische Mitteilungen über das Großht. Baden. (Einzelne Jahrgänge im Text zitiert.) Karlsruhe.
194. Statistisches Jahrbuch für das Großht. Baden. (Einzelne Jahrgänge im Text zitiert.) Karlsruhe.
195. Jahresbericht des Gh. bad. Landes-Commissärs für die Kreise Constanz, Villingen und Waldshut. (Jahrg. im Text zitiert.) Karlsruhe.
196. Badische Gemeindestatistik. Bearb. v. Stat. Landesamt. Karlsruhe 1927.
197. Adreßbücher der Stadt Konstanz. Konstanz 1838 ff.

Außerdem wurden eine größere Anzahl alter im Besitz des Städt. Archivs und des Rosgartenmuseums in Konstanz befindlichen Karten und Pläne eingesehen.

III.

Vereinsnachrichten.

Vereinsleitung:

- Präsident:** Viktor Mezger, Kunstmaler und Stadtarchivar, Überlingen.
Stellvertreter: Viktor Kleiner, Regierungsrat und Landesarchivar, Bregenz.
1. Schriftführer: Pfarrer a. D. J. Dillmann, Gattnau, Post Krefbronn.
2. Schriftführer: Ferdinand Eckert, Studienprofessor, Lindau.
Schriftleiter: Viktor Kleiner, Regierungsrat und Landesarchivar, Bregenz.
Rechnungsführer: Karl Breunlin, Kaufmann, Friedrichshafen.
Bibliothekar und Archivar: Fr. Kuhn, Postamtman, Friedrichshafen.
Mitglieder des Redaktions-Ausschusses: V. Kleiner, Landesarchivar, Bregenz;
 V. Mezger, Stadtarchivar, Überlingen; Pfarrer a. D. J. Dillmann,
 Gattnau; Professor Dr. E. Schmid, St. Gallen; Dr. Bruno Keiner, Vor-
 stand des Rosgarten-Museums, Konstanz.

Mitglieder des ständigen Ausschusses:

- für Baden:** Dr. Bruno Keiner, Vorstand des Rosgarten-Museums in Konstanz.
 „ **Bayern:** General a. D. Jordan, Vorstand des Heimatmuseums in Lindau.
 „ **Vorarlberg und Liechtenstein:** Bauat W. Braun, Architekt, Bregenz.
 „ **den Schweiz, Kanton St. Gallen:** Dr. Ernst Schmid, Professor an der Kanton-
 schule in St. Gallen.
 „ **den Schweiz, Kanton Thurgau:** Dr. Ernst Leisi, Rektor der Kantonschule
 in Frauenfeld.
 „ **Württemberg:** Professor Theodor Schnell, Ravensburg.

Vereinspfleger:

- Bregenz:** Regierungsrat V. Kleiner, Landesarchivar, Bregenz.
Frauenfeld: Dr. Ernst Leisi, Rektor der Kantonschule.
Friedrichshafen: K. Breunlin, Kaufmann.
Konstanz: Dr. Bruno Keiner, Konstanz (Malhaus).
Lindau-Stadt und Bezirk: Thomas Stettner, Buchhändler und Verleger.
Markdorf: Vakant.
Meersburg: Studienrat Leo Wannemacher.
Radolfzell: Hauptlehrer Boser.
Ravensburg: Otto Maier, Verlagsbuchhändler.
Singen a. H.: Alfred Weber, Verlagsbuchhändler.
St. Gallen: Professor Dr. Ernst Schmid.
Tettnang: Lothar Speth, Kaufmann.
Tuttlingen: Direktor Fritz Scheerer.
Überlingen: Stadtarchivar V. Mezger senior, Auf dem Stein 30.

Ehrenmitglieder:

- Dr. Albr. Penck, Geh. Hofrat, Universitätsprof. a. D., Berlin W 15, Kneesebeckstr. 48.
 Dr. Wilhelm Schmidle, Geheimer Hofrat, Freiburg i. Br., Günterstal, Dorfstr. 3.
 Seine Durchlaucht Fürst Max Egon zu Fürstenberg, Schloß Donaueschingen.
 Postamtman F. Kuhn, Bibliothekar des Vereins, Friedrichshafen.

Sitz des Vereins:

Behördlich eingetragener Sitz des Vereins ist in Friedrichshafen, woselbst sich auch die Geschäftsstelle und die Bibliothek befindet.

2. Nachtrag zum Mitgliederverzeichnis.

(Ausgabe November 1933, Beilage zum 60. Jahreshft.)

Eingetretene Mitglieder

(Stand Mitte Oktober 1935).

In Baden:

- Benz, Karl, Weinstube zum Becher, Meersburg.
 Gisy, Cyprian, Postsekretär i. R., Überlingen.
 Haas, Dr. med., Chefarzt, Überlingen.
 Haller, Joseph, Finanzinspektor, Meersburg.
 Humpert, Dr. Theodor, Studienrat, Konstanz.
 Keller, Otto, Kammermusiker, Konstanz.
 Koch, Dr. med., Zahnarzt, Meersburg.
 Müller, Otto, Kunstmaler, Zizenhausen, Amt Stockach.
 Wohleb, J. Ludolph, Hauptlehrer, Bibliothekar des Breisgau-Vereins „Schau ins Land“ in Freiburg i. Br.

In Bayern:

- Rottenkolber, Dr. Adolf, Pfarrer, Wasserburg (Bodensee).
 Spengelin, Otto, Ingenieur, Lindau, Villa Rehberg.

Im übrigen Deutschland:

- Haensell, Dr. jur. Carl, Rechtsanwalt u. Notar, Berlin W 15, Kurfürstendamm 26a.

In der Schweiz:

- Moll, Richard, Lehrer, Kreuzlingen, Bernrainstr. 37.
 Oberreit, Frau G., Zürich, Wunderlistr. 51/1.
 Urner, Hans, Pfarrer, Burg bei Stein a. Rh.

In Württemberg:

- Berner, Paul, Direktor an den Dornier-Werken in Friedrichshafen.
 Eyrich, Bezirksnotar, Friedrichshafen.
 Geßler, Franz, Buchhändler, Friedrichshafen.
 Hackler, Fräulein Johanna, Altshausen.
 Hailer, Dr. Berth., Studienrat, Friedrichshafen.
 Knoblauch, Bernh., Hauptlehrer, Böhmenkirch, Kreis Geislingen.
 März, Franz, Architekt, Friedrichshafen, Paulinenstraße,
 Raible, Werkdirektor des Reichsbahn-Ausbesserungsamtes, Friedrichshafen.
 Santer, Dr. med. Jos., prakt. Arzt und Krankenhausarzt, Friedrichshafen.

Anzahl der Mitglieder

(Zusammenstellung Mitte Oktober 1935):

Ehrenmitglieder	4	Mitglieder
Baden	174	"
Bayern	95	"
Hohenzollernsche Lande	17	"
Im übrigen Deutschland	28	"
Österreich	49	"
Schweiz	96	"
Württemberg	193	"
Zusammen	656	Mitglieder

Darstellung des Rechnungsergebnisses

für das Jahr 1934

der laufenden Vereinsrechnung.

Einnahmen.

1. Mitgliederbeiträge und besondere Zuwendungen (insgesamt)	RM 3 884.85
2. Erlös aus älteren Vereinschriften	„ 27.50
3. Vergütete Zinsen und Dividenden	„ 26.20
4. Kleinere Einnahmen aus Mitgliederaufnahmen und der Abgabe von Vereinsabzeichen	„ 22.05
5. Erlös aus dem Commissions-Verlag der Vereinschriften in Lindau	„ 119.20
6. Außerordentliche Einnahmen	„ 124.80
Summe der Einnahmen	RM 4 204.60

Ausgaben.

1. Herstellungskosten des 61. Jahreshestes mit Autorenhonoraren und Versandkosten	RM 2 697.77
2. Auslagen und Neuanschaffungen für die Bibliothek des Vereins einschl. d. Tauschschriftenverkehrs	„ 245.75
3. Beiträge an Vereine und Museen	„ 30.—
4. Allgemeine Verwaltungskosten, einschl. der Vergütungen an die Vereinsämter, der Kosten der Ausschußsitzungen, der Redaktion, der Pflugschaften, der Geschäftsstelle und der Vereinsleitung insgesamt	„ 1 284.61
5. Kosten der Hauptversammlung zu Wasserburg	„ 162.87
6. Außerordentliche Ausgaben	„ 120.15
Summe der Ausgaben	RM 4 541.15

Gegenüberstellung.

Summe der Einnahmen	RM 4 204.60
Summe der Ausgaben	RM 4 541.15
Abmangel pro 31. Dezember 1934	RM 336.55
Überschuß aus vorangegangenen Rechnungen	RM 1 078.84
Demnach Aktio-Vortrag 1. Januar 1935	RM 742.29

Der Museumsfond

des Vereins erhielt seit der letzten Bekanntgabe im 61. Jahrbuch eine weitere Ratenzahlung der Stadt Friedrichshafen von RM 2000.—. Außerdem ist der größere Teil der in offener Bankrechnung vorhandenen Beträge fest angelegt worden. So konnten bei der Hauptversammlung in Meersburg am 2. September 1935 der Stand des Fonds wie folgt bekanntgegeben werden:

RM 12 000.— angelegt in $4\frac{1}{2}\%$ igen Goldpfandbriefen	
zum Kurse von 97,50	RM 11 700.—
RM 500.— in einem Bankanteilschein	RM 500.—
Barmittel	RM 2 807.50
Guthaben bei der Stadt Friedrichshafen	RM 15 550.—
Zusammen	RM 30 557.50

Die vorstehenden Rechnungen des Vereins wurden satzungsgemäß geprüft. für alle die besonderen Zuwendungen an die Kasse von Seiten der Regierungen, Gemeinden und Privaten sei an dieser Stelle gebührend gedankt.

Friedrichshafen, Mitte Oktober 1935.

C. Breunlin, Kassensführer.

Erwerbungen für die Bibliothek.

A. Durch Kauf:

- Badisches Wörterbuch, bearbeitet von Ernst Ochs, 6. Lieferg. 1934.
- Bittel, Kurt, Die Kelten in Württemberg, Band 8, der römisch-germanischen Forschungen von G. Bersu und H. Zeiß, mit 35 Tafeln, Berlin und Leipzig 1934.
- Conziliamsbuch Ulrichs von Richental, von Anton Sorg Augsburg 1483.
- Eggart Hermann, Der selige Johannes Graf von Montfort, Sonderabdruck aus Alemannia, VIII. Jahrgang, Heft 1/2, 1934.
- Gerster Matthäus, der schöne Bodensee, mit 12 Bildtafeln, Stuttgart 1935.
- Krieger Karl, die Sprache der Ravensburger Kaufleute um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts; bearbeitet auf Grund der Obser-Schulteschen Akten aus Schloß Salem.
Inaugural-Dissertation, Herstellung 1935.
- Rid Dr. Gustav, Kulturbilder aus d. Altsteinzeit Württembergs, Tübingen 1935.
- Scherer Josef, die Stadt im See, der Bodensee und der bayerische Alemannenwinkel, Lindau im Bodensee 1935.
- Schuhmacher A., Das Schloßfräulein von Meersburg, Die Tage der Droste am Bodensee, Konstanz 1935.
- Schulze, Dr. Erich, Bodenseefischwirtschaft.
- Schweizerisches Idiotikon, Wörterbuch der schweizer-deutschen Sprache, CXIII. und CXIV. Heft, Band X, bearbeitet von W. Gröger, E. Dieth und G. Saladin, Frauenfeld 1934.
- Sorg Anton, Ulrich von Richental, Conciliamsbuch, Augsburg 1483.
- Weitnauer A. Dr., Allgäuer Sprüche, Kempten 1935.

B. Durch Tausch:

- Vom Thurgauischen Historischen Verein in Frauenfeld: Zeitschrift Dr. Ernst, Thurgauisches Urkundenbuch, 5. Band, 3. Heft 1351—1357, Frauenfeld 1935.

Friedrichshafen (Bodensee), im November 1935.

Bibliothekar f. Kuhn.

Schenkungen an die Vereinsbibliothek.

Von Herrn Dr. Ludwig Finkh in Gaienhöfen:
Finkh Ludwig, Der unbekannte Hegau.

Von Herrn Chefredakteur Dr. Otto Hutter in Friedrichshafen a. B.:

Dr. O. Hutter, Aus Wiberachs Geschichte, Die Jahre 1802 bis 1806
im Spiegel der Presse, Wiberach 1933.

— Denkwürdigkeiten Dizingers, Lebenserinnerungen des ersten Wiberacher
Oberamtmannes, Wiberach 1935.

Von Herrn Küsters, Seeverlag, Friedrichshafen a. B.:
Friedrichshafen, Sehenswürdigkeiten und Ausflüge.

Vom Museumsverein Lindau (Bodensee):

Bodensee-Heimat-Schau 1934, herausgegeben vom Museumsverein
Lindau und von der Kultur-Abteilung der NSDAP., Lindau 1934.

Vom Königin-Paulinenstift in Friedrichshafen (Bodensee):

Der Stiftsbote Nr. 4, Nachrichtenblatt des Vereins zur Erhaltung und
Förderung des Königin Paulinenstiftes in Friedrichshafen a. B.

Den freundlichen Spendern sei auch an dieser Stelle herzlich gedankt. Mögen
sie auch fernerhin ihre Gaben uns nicht versagen.

Friedrichshafen (Bodensee), November 1935.

Bibliothekar f. Kuhn.